





Geschichte
der
merkwürdigsten
Reisen
welche
seit dem zwölften Jahrhunderte zu Wasser
und zu Land unternommen worden sind.

Von
Theophil Friedrich Ehrmann.



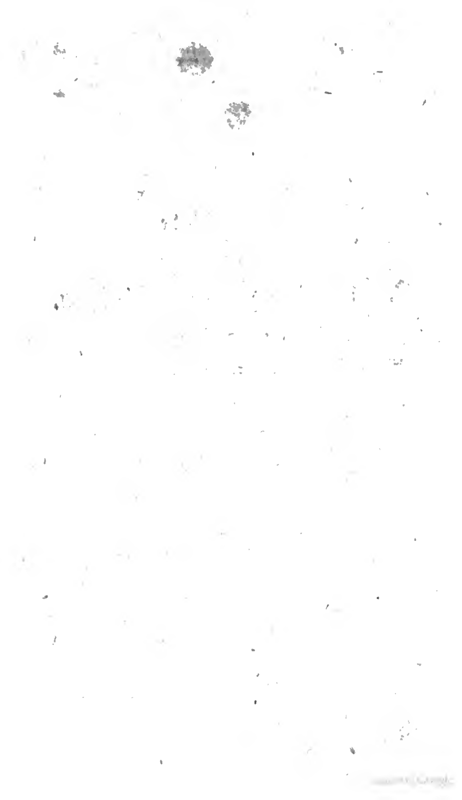
Jährliche Todesfeier des Königs von Dahome.

Eilfter Band.

Frankfurt am Main, 1794
in der Hermannschen Buchhandlung.

Geschichte
der
merkwürdigsten Reisen.

Eilfter Band.



Vorerinnerung.

Dieser gegenwärtige eilfte Band meiner Geschichte der Reisen ist um einige Bogen schwächer, als gewöhnlich, da der vorhergehende um einige stärker ist. Meine gütigen Leser

belieben sich nicht hieran zu stoßen; es ist unmöglich, alle Bände in der Bogenzahl ganz gleich zu machen, ohne den Zusammenhang auf eine nachtheilige Art zu zerreissen. Das bei diesem Bande Fehlende — es mußte ohnehin mit dem Drukke desselben geeilt werden, um ihn noch zur Messe zu bringen — wird bei dem nächstfolgenden zwölften Bande ganz gewiß wieder eingebracht.

Dieser folgende zwölfte Band, welcher die Beschreibung von Benin und des übrigen Theils von Oberguinea, die noch für den gegenwärtigen eilften Band bestimmt war, aber keinen Raum mehr darin fand, nebst den äl-

teren merkwürdigen Reisen nach Niederguinea oder der Küste Kongo enthält, und der dreizehnte, in welchem die neueren Reisen dahin, und die ausführlichere Beschreibung dieses Küstenstrichs aus allen vorhandenen Quellen geschöpft, geliefert werden — sind beide schon in die Drukkerei abgegeben, und werden unfehlbar binnen einem Vierteljahr gedrukt erscheinen.

Ich hoffe, sowol durch diese Beschleunigung des Druks — damit das Werk die Leser nicht durch langsame Erscheinung der Bände ermüde — als auch durch die Sorgfalt, die ich auf den innern Gehalt

desselben wende, meinem geneigten Publikum am beßten meinen Dank für seinen Beifall und seine Unterstüzung zu bezeugen.

Stuttgart, am 19ten April 1794.

Der Verfasser.

Innhalts-Verzeichniß

des eilften Bandes.

Beschrei-

Beschreibung
der
Küste von Guinea
im engern Verstande,
und
Reisen dahin.

(IV.)
Beschreibung der Sklavenküste
und ihrer Einwohner,
nebst
einigen merkwürdigen Reisen nach und auf
dieser Küste.



Von der guineischen **Sklavenküste** — deren Beschreibung mit den dahin gehörigen Reisen der Ordnung nach hier folgt — besizzen wir sehr wichtige, interessante Nachrichten. Zwar ist dieser Theil von Guinea noch lange nicht genug erforscht; dennoch haben uns mehrere ältere und neuere Reisebeschreiber sehr schäzbare Berichte und Bemerkungen über mehrere einzelne Theile dieses Küstenstrichs geliefert. Wir sind sogar erst vor wenig Jahren mit einem trefflichen Beitrage zur Geschichte des Hauptlandes desselben von dem Engländer **Norris** *) beschenkt worden.

Ausser den allgemeinen Beschreibungen von **Dapper**, **Bosmann**, **Barbot**, und den älteren Reisebeschreibungen eines **Phillips**, **Atkins** u. s. w. gehören besonders die Reisen des **Snelgrave**, und **Des Marchais** hieher, welcher leztere uns eine ziemlich ausführliche Nachricht von dem Königreich **Fidah** geliefert hat. Auch haben wir noch eine Gesandtschaftsreise, welche der Franzos **d'Elbee** nach **Ardra** (auf dieser Küste) gethan hat.

*) Derselbe hat seinen historisch - geographischen Nachrichten von Dahome auch eine sehr brauchbare Spezialkarte von der Sklavenküste beigefügt.

Wichtiger aber sind die neueren Nachrichten, die uns vorzüglich Isert und der schon erwähnte Norris von einzelnen Theilen dieser Küste mitgetheilt haben. Ausserdem gibt auch Römer und Pommegorge (der Verfasser der Description de la Nigritie) einzelne Bemerkungen, die nicht ohne Werth sind.

Aus den älteren der hiergenannten Land = und Reisebeschreiber haben schon die Herausgeber der allgemeinen Historie aller Reisen (im 4ten Bande desselben Werks, S. 285 bis 438) eine noch ziemlich brauchbare Beschreibung der vornehmsten Länder, der Einwohner u. s. w. dieser Küste, nach ihrer gewöhnlichen Art zusammengeschrieben.

Wir wollen jezt noch die neueren Nachrichten damit verbinden, und ein kurzes Gemälde des ehemaligen und jezzigen Zustands dieser Länder, so weit sie uns bis jezt bekannt sind, unserm Plane gemäß zu entwerfen wagen. Jeder Beschreibung eines einzelnen Landes sollen sogleich auch die merkwürdigern Reisen dahin in gedrängten Auszügen angehängt werden. So kommt zu Fidah — Isert's Reise dahin; zu Ardrah — d'Elbee's Gesandschaftsreise, und zu Dahome — die Landreise des Britten Norris nach dem Hofstaate des Negerdespoten, der hier herrscht.

I.

Allgemeine Uebersicht der Lage, Länder und Völker der Sklavenküste.

Derjenige Theil von Guinea, welchen man nach seinem wichtigsten Ausfuhrartikel die **Sklavenküste** nennt, liegt, nach unsrer angenommenen Abtheilung des ganzen guineischen Küstenstrichs, zwischen dem Flusse **Volta** oder dem **Kap St. Paul** westlich, und dem Flusse **Benin** oder der **rothen Spizze** östlich. Aeltere Seefahrer und Erdbeschreiber nannten bloß den westlichen Theil dieses Küstenstrichs zwischen dem Flusse **Volta** und dem Negerkönigreiche **Fidah** — die **Sklavenküste**. Andere geben der Sklavenküste das **Kap Lagos** oder die Mündung des Flusses **Lagos** zur östlichen Gränze, indem sie alles Uebrige schon zu **Benin** rechnen. *) — Noch Andre dehnen ganz eigenmächtig den Namen der Sklavenküste auch über die Küste **Benin** und **Biafara** bis zum Kap **Lopo Gonsalvo** aus. **)

Wir wollen bei der angenommenen gewöhnlicheren Abtheilung bleiben. ***) — Hier ist also

*) So Bosmann und die Allg. Hist. der Reisen.

**) M. s. im VII. B. d. W. S. 39.

***) Im VII. B. d. W. am angef. Orte. — Auch Norris folgt auf seiner Karte dieser Abtheilung.

der Fluß **Volta** die Westgränze. Dieser grosse, ansehnliche Fluß, dem die Portugiesen von seinem Sprungähnlichen Sturz ins Meer den Namen **Volta** gaben, ergießt sich unter dem 5ten Grad 52 Min. Nordelbreite, und dem 18ten Grad der Länge; von hier an dehnt sich die Küste Bogenförmig, und bildet den **guineischen Meerbusen**. Das Kap **St. Paul** ist ungefähr vier Meilen von der Mündung des Rio Volta entfernt. Bei demselben fängt die Küste an von mehreren Kanälen und Bächen durchschnitten zu werden, die zwar sehr fischreich, aber nicht tief sind. Diese Kanäle bilden auch einige Seen. die zur Regenzeit mit dem Meere zusammenhängen. Der beträchtlichste Fluß (nächst dem **Volta**) auf der ganzen Küste ist der **Rio de Lagos** (Seefluß) welcher die Königreiche Ardrah und Fidah durchschneidet, und bei dem Kap **Lagos** ins Meer fällt. Bei seiner Mündung befindet sich ein grosser von dem Meere gebildeter See oder Busen, der den Namen **Kraduh** (engl. *Cradoo*) führt, und wahrscheinlich die portugiesische Benennung jenes Flusses veranlaßt hat. Ausser diesem gibt es hier Bäche und Kanäle in grosser Zahl. Einer dieser lezteren wurde von den Seefahrern der **Eufrat** genannt; er durchschneidet das Königreich **Fidah** in die Queere. Die Kanäle oder Arme, welche das Meer an dieser Küste bildet, und in welche sich eine Menge kleiner Flüsse und Bäche ergießt laufen auf derselben fort, bis zum grossen Flusse **Benin** oder **Rio Formoso**, welcher unter

dem 5ten Grad 40 Min. N. Br. und dem 41sten Grad der Länge in das Meer fällt.

Die ganze Ausdehnung dieser Küste in die Länge, von Westen nach Osten kann auf ungefähr 80 bis 90 deutsche Meilen geschäzt werden.

Dieser Küstenstrich besteht aus mehreren von einander unabhängigen Ländern und kleinen Staaten, deren Bewohner Völker von sehr verschiedenem Karakter und Sitten sind. Ehe wir dieselben ausführlicher beschreiben, ist es wohl nöthig ihre Abtheilungen vorläufig mit einigen Blikken zu überschauen.

Wir wollen die ganze Sklavenküste in drei Haupttheile zerlegen:

A) **Der westliche Theil**, auf der Ostseite des **Rio da Volta** — die **Sklavenküste** der älteren Seefahrer:

(a) **Küstenländer** — in mehrere kleine Staaten getheilt, und von mehreren kleinen Völkerschaften bewohnt.

1. **Das Land der Aunaer** oder **Augnaer** liegt an der östlichen Seite der Mündung des Voltaflusses. (Ihre Hauptstadt ist Aunah.)

2. **Das Land Quitta**, oder **Koto**, mit dem Hauptorte desselben Namens.

3. **Das Königreich Popo**, weiter östlich bis zu der Gränze von Fidah.

4. **Das Land der Krepeer** — so werden nämlich mit einem gemeinschaftlichen Namen, die am Voltaflusse weiter landeinwärts wohnenden Negervölkerschaften genannt. *)

(b) **Innere Länder** — von welchen wir weiter keines kennen, als

Das Land der Mahier oder **Maheier**, die durch ihre Kriege mit den Dahomern den Europäern bekannt geworden sind. Ihre Hauptstadt ist **Boagry**.

B) **Der mittlere Theil der Sklavenküste** — von der westlichen Gränze von **Fidah** bis zum Kap **Lagos** — begreift die Länder, welche ehmals unter mehrere Beherrscher vertheilt waren, jezt aber den Staat von **Dahome** ausmachen, dessen Flächenraum auf mehr als 1200 Quadratmeilen geschäzt werden kann.

Wir unterscheiden hier wieder:

(a) **Die Küstenländer**:

1. Das Königreich **Fidah** (**Whydah**, **Widdah**, **Schudah**) östlich von Popo, südlich vom Flusse Lagos.
2. Das Königreich **Ardrah**, nördlich und östlich von vorigem, bis zur Küste gegen das Kap Lagos hin. Nebst der Landschaft **Badagry**.

*) Nach Römer, in seinen Nachrichten, S. 249.

(b) **Innere Länder:**

1. Die Landschaft **Fouin** oder **Fuin** — nordwestlich von Ardrah.

2. Das Königreich **Dahome** (**Dahomy** oder **Dahomai**) nördlich von Ardrah — das Hauptland.

C) Der **östliche Theil** der Sklavenküste begreift auch mehrere Länder und Staaten, welche, so viel bekannt ist, die inneren Länder ausgenommen, dem Könige von Benin zinnsbar sind:

(a) **Küstenländer:**

1. Das Königreich **Lagos**, (nach der Karte von **Norris**) an der Mündung des Flusses dieses Namens. — Nach Andern *) heißt dies Land **Ulkumi** (*Oulcoumi*).

2. Das Königreich **Schabu** (*Iaboo*) weiter östlich und mehr landeinwärts.

3. Das Königreich **Udobo** (*Oudobo*) noch weiter gegen Westen, zwischen **Schabu** und **Benin** — wird auf älteren Karten angegeben **), fehlt aber bei **Norris**.

(Von allen diesen Ländern wissen wir nicht viel mehr, als den Namen.)

*) M. s. die Spezialkarte Nro. 38 im IV. B. der allg. Hist. d. R.

**) Nach der oben angeführten Spezialkarte.

(b) Von den inneren Ländern kennen wir

Das Land der Ajoer oder Ejoer ostwärts von Dahome, die sich durch ihre Kriege mit den Dahomern bekannt gemacht haben.

Diese kurze Skizze mag einstweilen zur vorläufigen Uebersicht hinreichen, wir eilen nun zur nähern Schilderung dieser Küste und ihrer einzelnen Theile, so weit unsere Nachrichten zureichen.

II.

Natürliche Beschaffenheit und Produkte der Sklavenküste überhaupt. *)

Die ganze Küste vom Rio da Volta bis zum Beninflusse ist ein flaches, niedriges, sandiges Land, an welchem sich eine schmale, durch seichte Kanäle vom vesten Lande getrennte, in mehrere Inseln zerschnittene und mit Sümpfen, Morästen und Seen angefüllte Landzunge ausstrekt, welche mehr eine hohe, fortlaufende Sandbank, als ein Theil des Landes zu seyn scheint.

Diese Landzunge ist im Ganzen nicht sehr fruchtbar; erst weiter hineinwärts fangen die reizenden, gesegneten Gegenden an, die so reich sind an mancherlei trefflichen Produkten, und das Land erhebt sich immer mehr gegen die innern Gebirge hin.

Einzelne Theile dieses Küstenstrichs sind auch sehr schön und fruchtbar, besonders die so reichlich bewässerte Küste von Fidah. Ueberall aber ist das Ufer niedrig, die Wellen brechen sich an den Sandbänken, und erlauben den grossen Schiffen nicht, sich zu nähern. **) Auch hat die ganze Küste kei-

*) Vorzüglich nach Des Marchais, Isert, Norris und Pommegorge.

**) Von der Barre oder heftigen Brandung an dieser

nen einzigen Haven, sondern nur hie und da eine wenig sichere Rheede.

Uebrigens ist diese ganze Küste, was Klima und Produkte betrifft, der erstbeschriebenen Goldküste sehr ähnlich, und unterscheidet sich von dieser hauptsächlich nur dadurch, daß sie flacher, sandiger und wassetreicher ist.

Das Klima der Sklavenküste ist auch im Ganzen dem Klima der Goldküste gleich, doch ist es minder gesund, eben weil die Sklavenküste sumpfiger und wasserreicher ist. Dies gilt aber nur von dem Küstenstrich. Das innere höher liegende und weniger bewässerte Land hat ziemlich gemäßigte und sehr gesunde Luft.

Die Hizze ist auch auf der ganzen Küste oft beinahe ganz unerträglich und den Europäern höchst beschwerlich. Die Regenzeit fängt im Mai an, und endigt sich im August. Die Negern fürchten den in dieser Jahrszeit fallenden heftigen Regen gar sehr, und nicht ohne Ursache; denn er ist der Gesundheit äusserst nachtheilig; aber er befruchtet das Land. Eine andre Beschwerlichkeit ist der Harmattan und die häufigen Travaden.

Doch, zur Beurtheilung des Klima's dieses Landes verdienet die Hauptsumme von Isert's

Küste haben wir schon Des Marchais Bericht im VIII. B. d. W. S. 267. gehört. In Isert's Reise weiter unten wird auch davon gesprochen.

hiehergehörigen Thermometer-Beobachtungen *) hier eine Stelle.

Ort.	Monat.	Tag.	Thermometerstand. Morgens.	Mittags.	Nachts.
Fidah.	März.	5	75	83	81
—	—	10	76	86	83
—	—	30	75	83	80
—	April.	5	75	85	81
—	—	15	78	84	81
—	—	30	81	89	78
Popo.	Mai.	3	76	89	79
Aflahu.	—	7	82	86	83
Quitta.	—	10	81	84	80

In Rüksicht der Produkte kömmt die Sklavenküste noch mehr mit der Goldküste überein; zwar hat sie, soviel man weiß keine Goldgruben, aber einen so grossen Reichthum an Salz, allerlei nuzbaren Pflanzen, Früchten, Kräutern und Thieren, daß sie ein wirklich reiches und gesegnetes Land genannt werden kann.

Von Bäumen findet man hier vorzüglich Tamarinden, Käse- oder Polonbäume, Zitronen-Pomeranzen- Kolafrucht- Feigen- und Baumwollenbäume; Palmen von allerlei Arten, Kokos-Oel-

*) In dem Anhange zu seiner Reisebeschreibung. Von den Monaten November, Dezember, Januar und Februar konnte er uns keine Beobachtungen mittheilen, weil sein Thermometer zerbrochen war.

Wein-Dattel-Kohl- und Fächerpalmen; auch gutes Bauholz, Pisangstauden u. s. w.

In dem Lande Dahome wächst auch eine Art von Baumwollenbäumen, welche eine seidenartige Wolle liefern, von dreierlei Farben, nämlich gelb, grün und karmosinroth. Sie ist sehr fein. *) — Auch gibt es daselbst einen Baum, dessen Wurzel, wenn sie zerstossen wird, die schönste und dauerhafteste Rosenfarbe gibt, die man vortreflich zum Seidenfärben gebrauchen kann. **)

Von Getreide gibt es hier dreierlei Gattungen, Mais oder türkisch Korn, grosser Hirse und kleiner Hirse.

Der **Mais** wächst hier vorzüglich häufig, besonders in Fidah, dessen Bewohner alle ihre Nachbarn damit versehen können. Dieses Getreide ist das

*) Pommegorge, Description de la Nigritie, p. 239. sagt auch, er habe nicht nur von dieser seidenartigen Baumwolle selbst, sondern auch Teppiche, worein dieselbe verwebt war, mit nach Frankreich zurükgebracht. Sie ist eine Seltenheit; den Baum sah er nie. — Isert (S. 176. m. s. weiter unten) spricht von einer hochgelben Baumwolle, die in Dahome wächst, und nur für den König verbraucht wird. (M. s. auch im VII. B. d. W. S. 74. u. 75. u. im X. B. d. W. S. 52.)

**) Pommegorge, p. 240. Er hat selbst Proben damit gemacht.

das hauptsächlichste Nahrungsmittel auf der Sklavenküste.

Der grosse Hirse, wahrscheinlich Sorgosamen wird von den Negern so wie der kleine Hirse meist nur gebraucht, um Bier daraus zu brauen. Dieser leztere soll dem Bier seine Stärke geben; er trägt röthlichte Körner auf Aehren wie der Hafer. Es ist vermuthlich die Durra der Araber. *)

Ananas wachsen in Fidah ganz ohne alle Wartung in grosser Menge. **)

Pataten oder Erdäpfel sind eine gemeine Speise; auch gibt es hier Pfeffer, ***) Ingwer, Ignamewurzeln, Maniokwurzeln, Zwiebeln, Aronswurzeln oder Karaibischen Kohl (arum esculentum. L.) allerlei Gemüskräuter und Wurzeln, überhaupt alle Pflanzen dieser Art, welche man auf der Goldküste findet. Europäische Küchengewächse kommen hier sehr gut fort. †) Auch haben die Europäer Weinstökke gepflanzt, welche in dem fetten Boden von Fidah des Jahrs zweimal Trauben tragen und nur allzusehr wuchern. ††)

---

*) M. s. im V. B. d. W. S. 91 und 92.

**) Pommegorge (p. 237.) sagt: die Ananas wachsen wild in den Wäldern, und pflanzen sich selbst fort.

***) Norris (S. 151.) sagt, er sei dem Gewächse nach dem ostindischen sehr ähnlich, und an Geruch und Geschmakke kaum von diesem zu unterscheiden.

†) Allg. Hist. d. R. IV. B. S. 383.

††) Pommegorge (p. 237.) erzählt, daß er die Wein-

Kleine in Europa unbekannte Bohnen gibt es in Menge, und von verschiedenen Abarten. Auch Erbsen. *)

Eine staudenartige Pflanze, 18 bis 20 Zoll hoch liefert eine Art Erbsen, welche man 120 bis 150 an der Zahl beisammen in einer pergamentartigen Haut oder einem Sakke findet, der unter der Erde zwischen den daran gewachsenen Wurzeln der Pflanze verborgen ist. Sobald die Blätter dieses Gewächses anfangen gelb zu werden, reissen es die Negern aus, öffnen den Saamenbeutel und nehmen die Erbsen heraus, welche eine wolschmekkende, nahrhafte Speise und vortrefliche Suppen geben. Wollen sie dies Gemüse noch ganz zart haben, so reissen die Negern die Pflanze noch etwas früher aus. — Man säet diese Erbsen zu Ende der Regenzeit und in sechs Wochen ist das Gewächs reif. **)

Ein kleines Beerengewächs ersezt den Negern dieser Gegenden den Mangel des Zukkers.

---

stökke im französischen Forte zu Gregoi selbst beschnitten und die Schnittlinge wieder gepflanzt habe, welche so schnell Wurzel faßten, daß sie drei Monate darauf schon anfiengen Trauben zu treiben.

*) Pommegorge nennt rothe Bohnen und Angola-Erbsen (Cytisus Cajan. L.)

**) Des Marchais, T. II. p. 203, wo zugleich eine Abbildung von dieser Pflanze. (Auch im IV. B. der allg. Hist. der R. S. 383.)

Die Beere ist zwar im Munde geschmaklos, theilt aber doch allem was hintennach gegessen wird, eine gewisse Süssigkeit mit. *)

Indigo wächst in diesen Gegenden sehr häufig. Die Negern gebrauchen ihn auch zum Färben; sie verstehen aber die rechte Art nicht, ihn gehörig zuzubereiten, und sind auch zu träg dazu. **)

Tabak wächst in vielen Gegenden wild; aber auch davon verstehen die Eingebornen die Behandlungs- und Bereitungsart nicht. ***)

Mancherlei andre brauchbare Pflanzen wachsen hier unbenuzt; denn die Einwohner sind zu träge, um aus der überschwenglichen Fruchtbarkeit ihres Bodens den gehörigen Vortheil zu ziehen. †)

An mancherlei nuzbaren Thieren hat dies schöne Land eben so wenig einen Mangel, obgleich die Viehzucht von den Einwohnern sehr vernachlässigt wird.

Von wilden Thieren gibt es hier vorzüglich Leoparden, Panther, Schakalle, die von den Negern Twetwies genannt und gegessen werden, ††) Büf-

*) Norris, S. 151.

**) Ebendaselbst, u. allg. Hist. d. R. am angef. Orte.

***) Norris, am angef. Orte.

†) M. s. was Isert (hierunten) in seinem Reiseberichte davon sagt.

††) Norris, S. 80. schildert diese Thiere als sehr grimmig, gefrässig und gefährlich; sobald es finster wird

felochsen, Affen und Meerkazzen in grosser Zahl und von mancherlei Arten, auch allerlei Wildpret, als Rehe, Hasen, wilde Schweine u. s. w. in reichem Ueberflusse. Elefanten sind hier etwas selten. *)

Die von den Europäern sogenannten Busch-kazzen, wahrscheinlich eine Szavien- oder Halb-kaninchen-Art, vielleicht der Paka (Cavia Paca) finden sich hier in ganzen Heerden, und werden von den Negern mit Prügeln todtgeschlagen und gegessen. **) Das Fleisch derselben ist sehr fett, und hat einen starken Geschmak; man räuchert es daher und dadurch wird es vortreflich.

Pferde gibt es auf der ganzen Sklavenküste,

---

verlassen sie ihre Schlupfwinkel, streifen umher und suchen einen Fraß. Alles Eßbare ist ihnen willkommen. Sie scharren die Gräber auf, und fressen vorzüglich auch die Körper der Hingerichteten. Sie gehen immer in Gesellschaft, und wenn sie eine Beute treffen, hüpfen sie zuerst darum her, ehe sie dieselbe aufzehren. — Dies Alles, die Beschreibung seiner Gestalt mit eingerechnet, möchte es wohl wahrscheinlich machen, daß diese Schakalle eigentlich Hyänen sind. (M. s. im X. B. d. W. S. 54.)

*) Aus der Ursache, weil die Küste zu sehr bevölkert ist, weiter im Innern sind diese Thiere schon zahlreicher.

**) Norris (S. 86) hält diese Buschkazze für den Aguti (Cavia Aguti) es scheint aber eher der Paka zu seyn.

die inneren Länder ausgenommen, nicht viele, und diese wenigen sind klein und schlecht. *)

Das Hornvieh ist klein, und nicht gar häufig, hat aber ein saftiges, schmakhaftes Fleisch. **)

Schafe, die aber kleiner sind als die europäischen, Schweine, Ziegen, die ein vortrefliches Fleisch haben, wildes und zahmes Geflügel, und Fische von vielerlei Arten gibt es in grossem Ueberflusse. ***)

Von Geflügel findet man vorzüglich viele gemeine und wälsche Hüner, Enten, Tauben, Rebhüner, guineische Hüner, Fasanen, Tauben, Ortolane, Schnepfen, Kronvögel, Papagajen u. s. w. Auch viele Raubvögel.

Von einem sonderbaren Vogel, der alle Jahre die Farbe verändert, sprechen auch die Reisebeschreiber. †)

*) Pommegorge (p. 242.) sagt, in allen Dahomischen Ländern darf Niemand als der König und die Europäer Pferde halten. Es wird für eine grosse Ehre gehalten, wenn dieser Monarch einem seiner Vornehmen ein Pferd schenkt, das er dann an festlichen Tagen besteigt.

**) Derselbe (p. 241.) versichert ebendies von dem Rindvieh; nur der König von Dahome und die Europäer halten Heerden von Rindvieh; andern Negern ist dies nicht vergönnt.

***) Norris, S. 150. Isert, weiter unten. Allg. Hist. d. R. IV. B. am angef. Orte.

†) Des Marchais, T. II. p. 209.

Von mancherlei Arten eßbarer Fische und Krebse wimmeln die Flüsse und das Meer, und viele Negern nähren sich davon, doch fischen sie mehr in süssen Wassern, als im Meere. *)

In den Flüssen halten sich aber auch Krokodille und Flußpferde auf; und im Meere gibt es sehr viele räuberische Haifische, die manchen Menschen wegschnappen. Auch findet man hier Seekühe.

Die Krokodille wurden vormals von den Fidahern sehr in Ehren, und von den Ardraern, deren Fetische sie waren, gar heilig gehalten. **)

Von Schlangen findet man in diesem Lande vorzüglich zweierlei Gattungen; die eine ist schwarz und giftig, die andere ist gelb und geflekt und ganz unschädlich. Diese leztere Schlangenart ist es, die von den alten Fidahern heilig gehalten und göttlich verehrt wurde. ***)

Diese Fetisschlangen sind in der Mitte ihres Körpers sehr dik, haben einen runden Rükken, einen schmalen Kopf und Schwanz, und einen sehr langsamen Gang. †) Ihren engen Schlund kön-

*) Allg. Hist. d. R. IV. B. S. 390.

**) Ebendaselbst.

***) Noch jezt existirt dieser Schlangendienst, und wird von den herrschenden Dahomern tolerirt. (M. s. unten, Religion der Fidaher, und auch Iserts Reise nach Fidah.)

†) M. s. weiter unten, Iserts Beschreibung dieses Thieres. Die Gattung, zu welcher diese Thiere gehören,

nen sie sehr stark erweitern. Es gibt ihrer von verschiedener Grösse; einige sollen ausserordentlich groß seyn. — Diese Schlangen sind nicht nur so unschädlich und zahm, daß man sie ohne Gefahr in der Hand wegtragen kann, *) sondern leben auch mit den giftigen Schlangen im beständigen Kriege, und fressen sie, so wie andres schädliches Gewürme und Ungeziefer auf. **)

Vortrefliche Schildkröten von der größten Sorte werden auch an diesen Küsten gefangen. ***)

Von Ungeziefer bemerken wir hier nur noch die so beschwerlichen Mükken, die in den wasserreichen Küstenländern besonders häufig, im Innern aber weit seltener sind. †)

Im Uebrigen — was die Naturgeschichte dieses Landes betrift — beziehen wir uns auf die allgemeine Beschreibung der Goldküste im vorhergehenden Bande dieses Werks.

ist noch nicht genau bestimmt. Man hält sie sonst für eine Art von Riesenschlange (Boa. L.) und zwar für die Königsschlange (Boa Constrictor. L.) welches aber sehr zu bezweifeln ist. (M. s. die Beschreibung dieser leztern im V. B. d. W. S. 232. u. ff.)

*) Wie alle Europäer, die je in Fidah waren, als Augenzeugen versichern.

**) Dies ist wahrscheinlich die erste Ursache ihrer Vergötterung.

***) Norris, S. 151.

†) M. s. Bullfinch Lambe's Brief, im VIII. B. d. W. S. 322.

III.

Kurze Beschreibung des westlichen Theils der Sklavenküste und seiner Einwohner. *)

Der westliche Theil der Sklavenküste, oder das Land auf der Ostseite des Voltaflusses ist uns noch nicht so genau bekannt, daß wir eine befriedigende Schilderung desselben hier entwerfen könnten. Wir kennen noch jezt nicht viel mehr, als den Rand dieser Küste, wo die Europäer ein paar Niederlassungen haben, und auch diesen noch nicht hinlänglich, weil die meisten Schiffe, welche diese Küsten besuchen, gemeiniglich auf der Rheede von Fidah ankern, wo für sie der Hauptmarkt ist.

Unterdessen wollen wir die vorhandenen Nachrichten sorgfältig zusammenlesen, und sogleich mit einer Beschreibung des Gränzflusses Rio Volta beginnen, die wir aus Isert's interessanter Reisebeschreibung entlehnen. **)

Der Fluß Volta, der von seinem gleichsam sprungähnlichen Eintritt in das Meer, diesen Na-

*) Nach Des Marchais, Römer, Isert, Norris und den im IV. B. der allg. Hist. der R. angeführten älteren Quellen.

**) Seite 114. und folg.

men von den Portugiesen bekommen hat, gehört unter die grossen afrikanischen Flüsse dieser Seite, jedoch steht er in seiner Grösse dem Senegal, Gambia und Sierra-Leona nach. Seine Breite bei der Mündung beträgt nicht über eine gute Viertelmeile; seine Länge hingegen ist von den Europäern noch nicht völlig erforschet. Inzwischen läßt sich vermuthen, daß sie nicht über 50 deutsche Meilen beträgt. Denn wie die Negern sagen, hat man bei dem Dorfe Malfy, welches auf einer Insel in dem Flusse etwa 12 Meilen von der Seekante liegt, den halben Weg bis zu einem aquamboischen Dorfe, wo der Fluß seinen Anfang nimmt, oder wenigstens aus so seichten kleinen Flüßchen zusammen fließt, daß man wohl nicht mehr mit Kähnen weiter hinauf rudern kann. Man hat noch nicht versucht mit europäischen Fahrzeugen in den Fluß zu kommen; inzwischen ist es sehr wahrscheinlich, daß grosse Schiffe einlaufen können, indem man nach der Ostseite der Mündung des Flusses keine Brandung wahrnimmt, welches als ein Beweis seiner Tiefe anzusehen ist.

Etwa anderthalb Meilen von der Mündung im Lande hinauf, macht der Fluß einen grossen See, der mehr als 15 Meilen lang, und 12 breit ist, wovon sich ein Arm bis Pottebra erstrekt, und in der Regenzeit wohl noch weiter gehen mag. In diesem See befindet sich ein ganzer Archipel von kleinen und grössern Inseln, deren Anzahl gewiß über hundert ist.

Eine der größten, die etwa eine Viertelmeile im Diameter haben mag, ist die Insel Ada, dem dänischen Forte Königstein gegen über, auf welcher die Dänen seit ihrer frühesten Niederlassung in Guinea eine Loge gehabt haben.

Sechs Monate hindurch, nämlich von Mai bis zum Dezember, ist das Wasser des Flusses trinkbar, die übrigen Monate hingegen, wenn der Fluß niedriger, als die See ist, läßt es sich nicht geniessen. Es hat aber alsdann den Vortheil, daß es desto fischreicher ist. Vorzüglich fängt man in diesem salzigen Wasser eine Art Fische, die man Hardis nennt, die geräuchert unsern europäischen Lachsen ähnlich sind.

Der Fluß ist äusserst romantisch und angenehm. Seine Ufer sind mit ewig grünenden Gesträuchen und Bäumen eingefaßt, worunter die Manglebäume, der lindenartige Hibiskus, ein stachlichter baumartiger Strauch, und vorzüglich eine grosse Baumart, die man sehr uneigentlich hier die Zeder nennt, *) merkwürdig sind. Die Wurzeln dieses Baumes haben die besondere Eigenschaft, daß sie allenthalben häufige Aufschüsse über die Erde, wie Pfeifenstiele machen, die niemals Blätter bekommen. Dieser Baum ist in seiner ganzen Natur so salzig, daß des Morgens große Tropfen von aufgelöstem Salze auf seinen Blättern sitzen,

*) Es ist eine neue Gattung Avizennie (Avicennia L.)

wo sie sich hernach an der Sonne kristallisiren. Man gebraucht sein Holz, daß ziemlich gerade, und bis 50 Fuß lang ist, zum Bauen.

Die Fahrt auf dem Flusse würde noch weit angenehmer seyn, wenn man nicht vor den Ungeheuren desselben, als dem Nilpferd, und dem Krokodille besorgt seyn müßte. Diese sind hier in nicht geringer Zahl anzutreffen. Die erstern werfen zum Zeitvertreibe die Kähne um, und die leztern schleppen oft unvermerkt eine Hand des rudernden Negers fort unter Wasser, ja bisweilen den ganzen Menschen. Die grösten dieser Thiere, (welche Isert sah) waren über 10 Fuß lang, daher er glaubt, daß die Krokodille des Nils diese an Grösse übertreffen.

Die Bäume sind voll von singenden Vögeln; es ist ein grober Irrthum, wenn man glaubt, die Vögel singen nicht in den heissen Zonen. Man hat hier eine Nachtigall, die der polnischen in ihrem Gesange nichts nachgiebt, und bei weitem nicht den Virtuosen-Eigensinn hat, wie diese, daß sie nur ein paar Monate des Jahrs singt. Unsere guineische Nachtigall entzükt das Ohr des Lauschenden im Dezember so gut wie im Mai. Der europäische Rohrsänger, wenigstens eine diesem Vogel ähnliche Art, und der vollkommen so singt, findet sich hier ebenfalls.

Etwa drei Viertelmeilen von der Seekante liegt eine kleine Insel, die man die Vögel-In-

sel nennt. Diese ist zu allen Zeiten von einer Menge Reiher von verschiedenen sämtlich unbekannten Gattungen bevölkert. Der grüne gesellschaftliche Papagai ziehet hier in Heerden, wie bei uns die Staare, bedekt die Gebüsche, und erfüllt die Luft mit seinem küchleinartigen Gezwitscher, bis die verschiedenen Affenarten, bei Herannäherung der Menschen durch ihr gräßliches Geschrei sie aus dem Tone bringen, und von den Wipfeln der Bäume vertreiben.

In den Monaten Julius und August tritt der Rio Volta aus seinen Ufern, überschwemmt ansehnliche Breiten des vesten Landes, die sich vorzüglich zum Reisbau schikken, den man auch höher im Lande, wo das Wasser allezeit frisch ist, anbauet.

Da, wo es gesalzen ist, hat es eine unglaubliche Menge von Pfahlwürmern. Diese Thiere können in einer erstaunlichen Geschwindigkeit das Holz, das sich im Fluß befindet, zernagen. Man hat gesehen, daß sie einen Baumstamm von 2 Fuß im Durchschnitte, der 5 Monate im Flusse gelegen hatte, so sehr mit ihren dädalischen Gängen durchgegraben hatten, daß man das Holz zu Staub zwischen den Fingern zerreiben konnte.

An den Zweigen der Manglebäume, die ins Wasser herunterhängen, findet man Austern von vorzüglichem Geschmakke, die von denen, die man an den Bänken der gesalzenen Flüsse findet, da-

durch sich unterscheiden, daß sie rund und kleiner als jene sind. Wenn der Fluß salzig ist, haben sie den besten Geschmak, in den Monaten hingegen, wenn der Fluß frisch ist, sind sie mager und krank.

Von den Negereien, die in und um den Rio Volta liegen, und deren Einwohner sich in ihrer eigenen Sprache Fluß-Bewohner (Faen Bile) nennen, sind die bekanntesten: Agraffi, Malfi, Meffi, Tösseri und Batu, die sämtlich Alliirte der Dänen sind, und die dänische Flagge führen.

Agraffi liegt Ada zunächst, und versorgt die Dänen reichlich mit allerlei Landesprodukten, die sie von daher nehmen müssen. Denn die Adaer halten es für eine Schande, das Feld zu bauen, und wollen eine solche schwere unwürdige Beschäftigung lieber ihren Nachbarn überlassen, da sie selbst nur der Fischerei und dem Salzmachen obliegen, welche beide Artikel sie an die höher im Lande gelegenen Völker verkaufen.

Malfi ist die größte Negerei unter allen, wie sie denn auch ohne sich selbst von Mannschaft zu entblössen, den Dänen (in dem von Isert beschriebenen Feldzuge) gegen 300 Soldaten überlassen konnte. Sie ist auch wegen ihres Fetisch-Tempels berühmt, als worin ein jeder Sklave, der ihn erreichen kann, seine Freiheit findet. Isert hat dies einmal selbst zu seinem Verdruß erfahren. Ein dänischer Sklave hatte sich hinein geflüchtet, kein

Neger unterstand sich, ihn aus dem Tempel zu holen. Endlich schikte Isert einen Mulatten-Soldaten hinein, der, weil er getauft war, wenigstens öffentlich, nicht an die Gaukeleien der Negern glauben durfte. Dieser ergriff ihn, gestand aber, daß er aus Furcht vor dem Fetisch am ganzen Leibe gezittert hätte.

Der Handel der Einwohner mit den Europäern schränkt sich hier bloß auf Sklaven und Elefantenzähne ein, und auch leztere sind schon äusserst selten. Gold hingegen bringt man fast niemals hier zum Verkauf. Der gröste Theil der Sklaven kommt aus der Landschaft Krepe, und vorzüglich aus einer Provinz derselben, die Akothim heißt, die drei Tagereisen über Malfi liegt. Es ist nicht selten, daß ein Akothimer Kaufmann 30 bis 40 Sklaven auf einmal zum Verkauf bringet, wenn er weiß, daß hinlängliche und gute Waaren für ihn im Forte sind. Sie kommen alsdann in einer Menge Kähne über Malfi, dessen Einwohner sie bis an das Fort für Bezahlung geleiten. Es kann sich aber auch ereignen, daß die Malfier mit den Akothimern in Uneinigkeit gerathen, und dann gehen diese die Route nach Quitta.

So weit Isert in seiner Nachricht von dem Voltaflusse.

Nun wollen wir die übrigen Nachrichten von diesen Küstenländern zusammenreihen:

1. **Das Land der Aunaer oder Augnaer**

(nach ihrer Hauptstadt so genannt) liegt an der Mündung des Voltaflusses, zwischen diesem und dem Lande Quitta, und ist nur klein.

Die Einwohner sind grosse, starke, ansehnliche kriegerische Leute, die sich vorzüglich vom Fischfang nähren. *)

Negerstädte und Dörfer in diesem Lande sind:

(1) **Aunah** (Aoonah) oder **Augna**, eine grosse, ansehnliche und volkreiche Negerstadt.

(2) **Wai** oder **Awai** (Awey) eine andre, am Meere gelegene Negerstadt, deren Einwohner als grosse Schelmen berüchtigt sind.

(3) **Tobee**, ein kleines Negerdorf weiter gegen Osten.

2. **Das Land Quitta** — oder **Königreich Koto** der älteren Reisebeschreiber **) ist auch ein kleines Land und liegt weiter gegen Osten, an der Küste. Es ist meist sandig, stark bewässert, wenig fruchtbar, und liefert den Einwohnern kaum die nöthigsten Nahrungsmittel. Diese leben daher meist von der Fischerei und von dem hier sehr einträglichen Salzmachen. ***) Sonst treiben sie keinen Handel ausser mit Sklaven, die sie aus den innern Gegenden wegstehlen.

Der Hauptort ist Quitta, woselbst die Dänen jetzt

*) Isert's Reise, S. 40. u. ff. Auch im X. B. d. W.

**) Nach Norris, S. 4.

***) Isert, S. 72.

ein im Jahr 1784 erbautes Fort, Prinzenstein genannt haben. Vorher hatten sie daselbst nur eine Handelsloge.

Die Negerdörfer östlich von **Quitta** scheinen zu nachfolgendem Negerkönigreich zu gehören, wenigstens sind ihre Einwohner Bundsgenossen der Popoer.

Diese Negerdörfer sind:

(1) **Klein=Ajuga**

(2) **Groß=Ajuga,**

(3) **Neu=Ajuga** — drei kleine nahe beisammenliegende Negerdörfer.

(4) **Pottebra**, ein grosser Ort, dessen Einwohner ein lüderliches Gesindel seyn sollen.*)

3. **Das Königreich Popo** gränzt an Quitta, Ardra und Fidah, und besteht theils aus einer langen, sandigen beinahe ganz unfruchtbaren Landzunge, welche sich längs dieser Küste hinstrekt, mit Seen, Moråsten und kleinen Inseln umgeben, und von mehreren Kanälen durchschnitten ist — theils aus einem Stükke des schönern und fruchtbaren vesten Landes.

Dieses Land war ehemals eine Provinz des vor Zeiten mächtig gewesenen Negerkönigreichs Ardra; es hat sich aber schon im vorigen Jahrhunderte von dessen

*) Isert's Reise, S. 75.

dessen Oberherrschaft losgerissen, und wird nun von zweien unabhängigen Königen und Oberhäuptern regiert. *)

Die Einwohner sind theils **Krepeer** oder Ureinwohner, theils **Akraer** von der Goldküste, die durch Kriege aus ihrem Lande vertrieben worden sind, und sich der Herrschaft über dies Land bemächtigt haben. Sie sind ein kriegerisches, aber auch räuberisches und betrügerisches Volk, das dem Aberglauben und Trunke sehr ergeben ist. Im übrigen haben sie mit den (schon im vorigen Bande beschriebenen) **Akraern** einerlei Sitten.

Man theilt dies Land gewöhnlich in zwei Theile, den westlichen nannten die älteren Reisebeschreiber **Klein-Popo** und den östlichen **Groß-Popo.** **)

1) **Klein-Popo,** oder das eigentliche **Popo,** im engern Verstande, ist ein kleines Negerkönigreich. Hier ist zu bemerken:

(1) **Popo** (**Klein-Popo**) acht Meilen östlich von **Aflahu,** ist der Hauptort am Meere, ein weitläuftiger Ort, der jezt aus fünf Dörfern als soviel Quartieren zusammengesezt ist, deren jedes seinen eigenen Kabo-

*) Nach Isert, dessen weitere Nachrichten von Popo in seiner hierunten folgenden Beschreibung seiner Reise nach Sidah, nachzulesen sind.

**) Allg. Hist. d. Reisen, IV. B. S. 289. u. ff.

schier hat. Hier ist auch eine dänische und eine holländische Faktorei.

(2) Gregi, zwei Meilen von Popo, landeinwärts, ein beträchtlicher Ort in einer äusserst fruchtbaren Gegend, steht unter einem eigenen Negerfürsten.

(3) Aflahu, sechs Meilen östlich von Quitta, und acht Meilen westlich von Popo, ein grosser, ansehnlicher Ort in einem Walde. Hier hält sich der König von Popo zuweilen auf. *)

2) Groß-Popo, eigentlich Afla, denn jenen erstern von den Europäern gegebenen Namen kennt man im Lande nicht, gränzt an Fidah, und wird von einem besondern Könige regiert, der von allen Negern umher für einen Erzhexenmeister gehalten wird. Er nennt sich den König der Flüsse. **)

Afla, von den Europäern Großpopo genannt, der ansehnliche Hauptort, liegt 5 Meilen östlich von Popo, in einer morastigen Gegend, etwas von der See entfernt, an einem ziemlich seichten, nur für Kähne schiffbaren Kanale, der sich bis nach Fidah erstrekt.

Auf den Inseln in dem See zwischen der Landzunge und dem vesten Lande, an dieser Gränze wohnt jezt der Ueberrest der vertriebenen Fidaher. ***)

*) Isert's Reise, S. 100.

**) Derselbe, S. 147. M. s. auch weiter unten.

***) Wovon das Weitere in der unten folgenden Geschichte der Fidaher.

4. Das Land Krepe oder der Krepeer *) liegt in den inneren Theilen dieser Küste und stößt an den Voltafluß.

Dieses Land und seine Einwohner sind uns beinahe gar nicht bekannt. Es ist sehr volkreich und liefert viele Sklaven.

Römer erzählt **) die Krepeerinnen, sowol junge als alte überzögen ihre Haare mit einer Rinde von rother Erde und Palmöl, welchen scheußlichen Kopfpuz man früher riechen, als sehen kann.

Dies ist das Wichtigste, was uns die Reisebeschreiber von dem westlichen Theile der Sklavenküste erzählen. Von den tiefer im Lande wohnenden Mahiern sprechen wir in der Folge noch.

*) Der Name Krepeer scheint eine ziemlich ausgedehnte Benennung zu seyn, (m. s. oben) wenigstens muß er auf mehrere einzelne, vielleicht verwandte Völkerschaften dieses Küstenstrichs sich ausdehnen. Nach Römer's Karte bewohnen sie eine grosse Strekke Landes.

**) In dessen Nachrichten, S. 250 und 289.

IV.

Beschreibung des Königreichs Fidah, seiner Einwohner und seiner jezzigen Verfassung.

I. Kurze Geschichte dieses Negerkönigreichs. *)

Die Landschaft Fidah, Widah, Uiddah, oder Schuida **) — ein Küstenland, das zwischen den Ländern Popo und Ardra liegt — war in älteren Zeiten ein Theil des Königreichs Ardra, welches damals ein mächtiger Staat war; nachher machte sie sich von dieser Oberherrschaft unabhängig, und wurde von einem Könige regiert, dessen Gebiet zwar nicht von grossem Umfange, aber doch sehr fruchtbar, stark bevölkert, und sehr reich war, weil Europäer von allen nach Guinea handelnden Nazionen die Küste desselben zu ihrem Hauptmarkte gemacht hatten.

Im Jahr 1723 griff der damalige König der

---

*) Vorzüglich nach Snelgrave und Norris, mit Zuziehung von Pommegorge's Nachrichten. — Snelgrave's Bericht geht bis ins Jahr 1730.

**) Die Engländer schreiben diesen Namen Whydah — die Franzosen Juda und Juida, die Holländer und Dänen Fidah. Wir bleiben bei dieser leztern Schreibart, da die Aussprache der Holländer und Dänen der deutschen am nächsten kömmt.

Dahomer das durch den Abfall vieler Provinzen geschwächte Königreich Ardra an, und überwältigte es, weil es allein zu schwach war, den Dahomern zu widerstehen, und weil die Fidaher so unklug waren, ihren Nachbarn den Ardraern den verlangten Beistand zu versagen.

Damals regierte ein junger König in Fidah, der die Befriedigung seiner Wollüste dem Wohl des Landes vorzog, und die Regierung den Vornehmen überließ, welche das Land unter sich theilten, und die Unterthanen äusserst drükten, während der König von mehr als tausend Weibern umringt, alle Mannsleute von sich entfernte, und sich durchaus um seinen Staat nichts bekümmerte.

Der König von Dahome getraute sich Anfangs nicht, die mächtigen Fidaher anzugreifen; als er aber Ardra erobert hatte, und die Schwäche der damaligen Regierung von Fidah kennen lernte, und gereizt ward durch Beleidigungen, so beschloß er auch diesen Staat umzustürzen, und es gelang ihm.

Der Wunsch, an dem unmittelbaren Handel mit den Europäern Theil zu nehmen, und dadurch seine Macht und Reichthümer zu vermehren, hatte schon längst in der Seele des Eroberers tiefe Wurzeln gefaßt; sobald er nun durch den Besiz von Ardra der Küste so nahe gekommen war, entflammte sich dieser Wunsch noch mehr in ihm, und um ihn zu erfüllen, ließ er mit dem Könige von

Fidah wegen eines freien Durchzugs seiner Kaufleute und Güter durch Fidah bis zu den Europäern an der Küste unterhandeln, und erbot sich, demselben für die auszuführenden Negersklaven den gewöhnlichen Zoll zu entrichten.

Der unvernünftige König von Fidah schlug nicht nur dieses Gesuch geradezu ab, sondern sprach auch äusserst verächtlich von seinem gefährlichen Nachbarn, und äusserte sich: Wenn der König von Dahome sich beifallen liesse, ihn anzugreifen, so wolle er ihm den Appetit versalzen, und ihn sobald er ihn in seiner Gewalt hätte, nicht nach Landesart umbringen lassen, sondern ihn zum Sklaven machen, und als solchen zu den niedrigsten Arbeiten gebrauchen.

Der gereizte König von Dahome schwur seinem unbesonnenen Beleidiger Rache, und hielt Wort. Die Furcht vor der Macht der in Fidah wohnenden, mit Vestungen und Geschüz versehenen Europäer hielt ihn jezt nicht mehr von einem Anfall auf das Land Fidah zurük, er hatte durch seine Kundschafter die Verwirrung erfahren, welche in diesem Reiche herrschte, und griff es nun im Jahre 1727 an.

Der erste Angriff geschah in das Gebiete des Appragah *) eines Erbvasallen von Fidah, wel-

*) Dies ist wahrscheinlich die an Ardra gränzende Fidahsche Landschaft Aploga. (M. s. unten die Geographie.)

ches den nördlichsten Theil dieses Landes ausmach-te. Dieser kleine Fürst rief sogleich seinen König um Hilfe an; weil er aber Feinde am Hofe hatte, so wurde ihm diese nicht gewährt, und er sah sich gezwungen, die Oberherrschaft des Siegers anzu-erkennen, der ihn für seine Unterwerfung auch gü-tig behandelte.

Nun drang der Eroberer weiter vor bis an den Fluß, welcher nordwärts von Sabi, eine halbe Meile von dieser Hauptstadt des Reichs Fidah fließt, und sah sich dann genöthigt daselbst Halt zu machen, weil er aus Mangel an Kähnen nicht über den Fluß sezzen konnte, und weil die einzige Furth zum Durchwaten so beschaffen war, daß ein kleiner Haufe seinem ganzen Heere hätte den Ue-bergang verwehren können. Er lag deßhalb hier eine Weile still. Die Fidaher waren so toll, und glaubten nicht, daß es dem Könige von Dahome beifallen könnte, sein Heer durch diesen Fluß mar-schiren zu lassen; sie wähnten, er würde sich nicht erkühnen, sie im offnen Felde anzugreifen, und darum besezten sie jenen Paß ganz und gar nicht, sondern begnügten sich, ihre Fetisschlangen um Bei-stand anzurufen, und die Bewahrung des Passes diesen gutartigen Thieren anzuvertrauen.

Sobald der König von Dahome davon Kund-schaft hatte, ließ er die Furth von zweihundert der Beherztesten seiner Leute durchwaten, welche dies auch ganz ohne Widerstand thaten; denn die Fe-

tisschlangen sezten sich nicht zur Wehre, und die Dahomer trieben nur ihren Spott mit ihnen, indem sie sie aufhoben von der Erde, und sie aufforderten, ihre Gottheit durch die Sprache zu beweisen. Die armen Thiere konnten dies nicht, und wurden dann von den Siegern ohne Barmherzigkeit geköpft, gebraten und gegessen.

Dieser kleine Trupp Dahomer rükte dann mit Siegsgeschrei und lärmender Kriegsmusik gegen die Hauptstadt Sabi vor, wohin die bestürzten Fidaher vor diesen kühnen Feinden flohen, und allgemeinen Schrekken verbreiteten. Der feige König dachte an keinen Widerstand, sondern flüchtete sogleich auf Kähnen mit seinem Gefolge und einer grossen Menge Volks auf die benachbarten Inseln im Gebiete von Popo, wohin die der Schiffahrt ganz unkundigen Dahomer sie nicht verfolgen konnten. Alle Fidaher, welche Kähne bekommen konnten, flohen dahin; viele schwammen in Ermanglung derselben hinüber; aber eine grosse Zahl von diesen ertrank. Viele tausend Andere verkrochen sich in die Gebüsche, und kamen entweder durch Hunger oder durch das Schwerd um.

Die Sieger hauseten schröklich. Der Vortrab welcher die Hauptstadt menschenleer fand, begann das Trauerspiel mit Abbrennung des königlichen Pallastes. Die zu Sabi damals anwesenden europäischen Statthalter und Faktore wurden gefangen genommen, und zu dem Könige nach Ardra

gebracht, welcher ihnen schon vorher Schonung und Schuz versprochen hatte, wenn sie neutral blieben. Sie hatten diese Neutralität gehalten, und waren zu Sabi geblieben, statt sich in ihre Forts zu flüchten, theils weil sie den König von Fidah nicht durch diese Flucht beleidigen wollten, theils weil sie gar nicht erwarteten, daß die mächtigen Fidaher wie die Memmen davon laufen würden.

Die gefangenen Europäer wurden auch von dem Eroberer sehr wol gehalten, reichlich beschenkt, und dann in ihre Forts zurükgeschikt. *)

Von den überwundenen und zurükgebliebenen Fidahern wurden viele niedergemacht, viele als Sklaven verkauft, und viele, die sich dem Sieger unterwarfen, und sich seiner Gnade überliessen wurden verschont, und als seine Unterthanen angenommen. Den Entflohenen that der Eroberer den Vorschlag zurükzukommen, und ihm ihren König auszuliefern, er wolle ihnen dann ihr Land wieder

*) So Snelgrave (Allg. Hist. d. R. III. B. S. 546.) Norris sagt, (S. 53.) das portugiesische und französische Fort sei bei dieser Gelegenheit ausgeplündert worden, das englische aber verschont geblieben, obgleich der Gouverneur desselben dem flüchtigen Könige von Fidah, bei der Eroberung dieses Reichs, einen Zufluchtsort in diesem Forte gegeben hatte. — Norris scheint sich hier geirrt, und Testesole's Betragen mit dem seines Vorgängers verwechselt zu haben. (M. s. weiter unten.)

einräumen, und sie zu seinen Unterthanen annehmen. Sie verwarfen aber diesen Antrag, und blieben in ihrem sichern Zufluchtsorte.

Der König von Dahome war nun Besizzer des schönen Landes Fidah — aber nicht ruhiger Besizzer; denn die entflohenen Fidaher unterliessen nicht, von Zeit zu Zeit Einfälle in ihr verlornes Vaterland zu thun, und Versuche zur Wiedereroberung desselben zu wagen. Die Popoer hatten diese Unglüklichen freundschaftlich aufgenommen, ihnen in dem östlichen an Fidah gränzenden Theile ihres Landes Wohnpläzze eingeräumt, ihnen verstattet, auch ferner unter ihrem eigenen Könige zu leben, und sich noch durch wechselseitige Heurathen in die engsten Bündnisse mit ihnen eingelassen.

Unterstüzt von diesen gastfreien Popoern, und gesichert durch die von Natur bevestigte Lage ihres neuen Landes, das aus Inseln und Landstrichen besteht, die von Flüssen und Sümpfen umgeben und durchschnitten sind, hielten die entflohenen Fidaher die Besizzer ihres Vaterlandes in beständiger Unruhe, und versäumten keine Gelegenheit, ihnen diesen Besiz wenigstens zu erschweren, wenn sie ihn denselben nicht entreissen konnten.

Der König von Dahome mußte daher seine neue Eroberung durch ein stehendes Heer dekken, das zu Sabi lag. Dieses war aber im Jahr 1728 schon so sehr zusammengeschmolzen, daß die Fidaher es wagten, unter der Anführung des Gene-

rals Ossue nach Gregoi zu kommen, wo sie der Befehlshaber des französischen Forts in Schuz nahm. Bald aber kam ein verstärktes Heer von Dahomern herbei, griff das französische Fort an, wohin sich Ossue geflüchtet hatte, stekte es in Brand und plünderte es aus. Die Franzosen mußten in dem englischen Forte Schuz suchen, wo sie ihn auch fanden. Der König ließ ihnen das verbrannte Fort wieder aufbauen, und die geschlagenen Fidaher mußten wieder in ihre Schlupfwinkel zurükfliehen.

Dabei blieb es aber nicht; denn nun hezte der König von Fidah verbunden mit einigen andern von den Dahomern bedrängten Negerfürsten, die Ajoer *) gegen diese blutdürstigen Eroberer auf. Dies gelang ihnen; die Dahomer wurden von den mächtigeren Ajoern angegriffen, und geschlagen. Testesole, der damalige englische Gouverneur zu Fidah, glaubte, dies sei die beste Zeit, den Fidahern wieder zu dem Besizze ihres Landes zu verhelfen, rieth ihnen, jezt einen Einfall zu wagen, und versprach ihnen seinen Beistand.

Der König von Fidah kam nun selbst mit einem Heere herbei, das mit Einschluß seiner Bundsgenossen der Popoer, welche Ossue anführte, aus 15,000 Mann bestand, und nahm sehr bald das ganze Land in Besiz. Seine Truppen lagerten sich bei dem französischen und englischen Forte.

*) Von diesem Volke werden weiter unten noch mehrere Nachrichten geliefert.

Die Dahomer, welche inzwischen von den Ajoern heftig verfolgt, und in ihre unzugänglichen Wälder verjagt worden waren, erfuhren diese Veränderung nicht eher, als bis ihr König einen Transport Sklaven an die Küste hinabsandte. Sobald er diese Nachricht hörte, zog er gen Fidah; da er aber jezt zu wenig Soldaten hatte, so ließ er auch die Weiber bewaffnen, stellte sie ins zweite Treffen, und rükte so mit einer an Zahl sehr beträchtlichen Armee gegen die Feinde an. Diese List gelang vollkommen; denn die feigen Fidaher entliefen, sobald sie dies ungeheure Heer erblikten, das in weiter Ausdehnung sich langsam heranwälzte. Vergebens trieb der König von Fidah die Flüchtlinge mit seiner Lanze vorwärts; sie flohen dennoch und ließen ihn und die Popoer im Stiche. Mit Hülfe seiner zwei Söhne rettete sich dieser unglükliche König in das englische Fort, indem er über den Wall hineinstieg. Viele von den Seinigen wurden niedergemacht, viele gefangen genommen, und die übrigen entflohen. Auch die Popoer mußten sich endlich mit der Flucht retten, da jezt die ganze Wut der Dahomer auf sie allein gerichtet war, und alle zogen sich wieder auf ihre Inseln zurük.

Der Dritte Testesole beherbergte nun den verlassenen König einige Tage, und schikte ihn dann bei Nacht in seinen Schlupfwinkel zurük. Der König von Dahome, welcher jezt das Land wieder erobert hatte, und es mit einer kleinen Armee be-

sezt hielt, nahm dies zwar dem brittischen Gouverneur sehr übel, ahndete es aber nicht eher, als bis dieser noch mehrere Unbesonnenheiten begieng, und ihn noch gröber beleidigte. Darauf ließ er ihn mit List aus seinem Forte herauslokken, und dann auf das grausamste hinrichten. Das Fort selbst tastete er nicht an, ob es ihm gleich von einem verrätherischen Neger angeboten wurde. Er begnügte sich, seinen Beleidiger bestraft zu haben. Man behauptet, daß die dahomischen Soldaten den Körper dieses Unglüklichen gebraten, und gegessen haben. Sie sagten nachher: „Das englische Fleisch schmekke gut!“ — *)

Die Fidaher und Popoer, welche wieder in ihr unzugängliches Land zurükgeflohen waren, wagten nun eine geraume Zeit lang keine Unternehmung von Wichtigkeit auf die Landschaft Fidah; doch unterliessen sie nicht, so oft sich eine günstige Gelegenheit anbot, in ihren Kähnen dahin zu streifen, Einfälle zu thun, zu plündern und den Handel zu verderben; wann dann die Dahomer gegen sie aus

*) Bis hieher gehen Snelgrave's Nachrichten, welcher im J. 1727 und 1729 in Fidah und Ardra, und am Hoflager des Königs von Dahome — also meist Augenzeuge dieser Begebenheiten war. Was jezt nachfolgt ist ein gedrängter Auszug aus Norris Geschichte von Dahome, welche mit der Regierung des Bossa Ahadi anfängt, und die frühere Geschichte dieses Reichs nur mit wenig Worten erzählt.

rükten, so zogen sie sich auf ihren Kähnen in ihre sicheren Schlupfwinkel zurük.

Im Jahre 1741 starb der alte König von Fidah, und sein ältester Sohn sollte ihm als Beherrscher der entflohenen Fidaher nachfolgen. Nach den alten unverlezlichen Herkommen mußte die Krönung durchaus zu Sabi geschehen; folglich mußte der Nachfolger des Königs von Fidah von dem Könige von Dahome, als jezzigem Herrn von Sabi die Erlaubniß dazu haben, welche auch für baare Bezahlung erhalten wurde. Der damalige König von Dahome Namens Bossa Ahadi, Sohn des Eroberers von Fidah, ergriff mit Freuden diese Gelegenheit, Zwietracht unter die Fidaher zu bringen, und verweigerte dem jüngern Bruder des Thronerben von Fidah seine Unterstüzzung nicht, als derselbe den Plan machte, seinem ältern Bruder Krone und Leben zu rauben. Der Unmensch huldigte dafür dem nicht weniger unmenschlichen Ahadi, und führte seinen schändlichen Entwurf glüklich aus; er ermorderte seinen Bruder zu Sabi, wo derselbe gekrönt werden sollte, und brachte es dahin, daß er an seiner Stelle daselbst zum König der Fidaher gekrönt wurde. Diese Schandthat beschloß er mit einer noch grössern Unmenschlichkeit, indem er das Herz seines unglüklichen Bruders fraß, welche Probe von Gehorsam der barbarische König von Dahome von ihm gefordert hatte.

Die Gräuelthat blieb den Fidahern nicht ver-

borgen, und die welche ihrem neuen Könige nach Sabi gefolgt waren, blieben lieber in ihrem alten Vaterlande zurük, als daß sie mit dem Barbaren in ein Land zurükkehren wollten, wo nun nothwendig ein innerlicher Krieg ausbrechen mußte. Sie liessen sich zu Gregoi unter dem Schuzze des portugiesischen Forts nieder, dessen Gouverneur sie sowol behandelte, daß ihrer bald noch mehrere aus Popo herüber kamen, um ruhig hier zu leben.

Bossa Ahadi, der König von Dahome hätte diese günstige Gelegenheit, das menschenleere Fidah wieder zu bevölkern benüzzen sollen, wenn er nicht mehr Tyrann als staatskluger Regent gewesen wäre. Er war das erstere und that es nicht. Er faßte den Entschluß die armen zurükgekommenen Fidaher, als Sklaven zu verkaufen, und da der portugiesische Gouverneur Don Juan Basile, durch List in die Gewalt des Barbaren gerathen war, doch sein gegebenes Wort nicht brechen, und die unglüklichen Fidaher ausliefern wollte, so ließ der König sein Fort, wohin sich die Fidaher geflüchtet hatten, durch eine Armee belagern, welche es am Ende auch durch Sturm eroberte, alles niedermezzelte, und das Fort selbst zerstörte. Ahadi läugnete, seinen Befehl dazu gegeben zu haben, und ließ es nachher wieder aufbauen.

Die in Popo zurükgebliebenen Fidaher waren mit ihrem neuen Könige so unzufrieden, daß sie sich nicht lange von ihm beherrschen liessen; er war

auch so sehr bei ihnen verhaßt, daß er keinen Anhang zur Unterstüzzung seiner Ansprüche finden konnte, und der gefürchtete innerliche Krieg brach also nicht aus. Auch erhielt der Barbar von Dahome keine Hülfe, weil er den versprochenen Tribut nicht bezahlen konnte. Er sah sich daher gezwungen, in das Land der Dahomer zu entfliehen, wo er endlich an einer Art Aussaz, dessen Grundursache man in jenem schändlichen Frasse finden wollte, eines jämmerlichen Todes starb.

Die Fidaher, welche durch alles dieses nur noch mehr gegen die Dahomer und ihren tyrannischen König erbittert wurden, beschlossen nun, einen Hauptangriff auf ihr verlornes Vaterland zur Wiedereroberung desselben zu wagen. Unterstüzt von den Popoern und andern Bundsgenossen fielen sie im Jahre 1743 mit einer mächtigen Armee in Fidah ein. Die Umstände waren damals ihnen günstig; denn der König von Dahome war zu derselben Zeit in einen unglüklichen Krieg mit den Ajoern und Mahiern zugleich verwikkelt. Dennoch beschloß der dahomische General in Fidah mit seiner kleinen Armee, die er durch ein allgemeines Aufgebot verstärkte, den Fidahern die Spizze zu bieten. Es kam auch nahe bei Gregoi zu einer blutigen Schlacht, in welcher die Dahomer all' ihrer wilden Tapferkeit ohngeachtet, doch gänzlich geschlagen, und zerstreut wurden. Die Fidaher, welche nun Herren des Landes waren, nahmen Besiz davon, verbrannten Gregoi, und forderten

ten die Gouverneurs der europäischen Fortressen auf, ihre Oberherrschaft anzuerkennen; diese blieben aber ihrem bisherigen Schuzherrn getreu, und liessen sich mit den Fidahern nicht ein; wofür ihnen aber auch alle Zufuhr von Lebensmitteln abgeschnitten wurde, so daß sie nach Verlauf von drei Monaten anfiengen Noth zu leiden, und beinahe gezwungen worden wären, mit den Fidahern einen Vergleich zu treffen.

Diese hatten unterdessen in einer Ebene zwischen Gregoi und dem Flusse ausserhalb der Schußweite der Forts, eine neue Stadt angelegt, welche sie Gonneschi (Gonnegee) nannten, und hatten Popo haufenweise verlassen, um sich in ihrem alten Vaterlande wieder anzusiedeln.

Gerade, als die Europäer durch Noth getrieben schon auf Kapitulazionspunkte dachten, um sich mit den Fidahern zu vergleichen, kam ein dahomischer Kundschafter bei ihnen an, der die Gouverneurs bat, nur noch einige Tage auszuharren, indem der König von Dahome im Begriff sei, mit einer mächtigen Armee anzurükken. Dies that er auch, als er hörte, daß die Forts ihm noch treu wären; auf diese allein konnte er die Hoffnung der Wiedereroberung von Fidah gründen. Sobald ihn die Ajoer in Ruhe liessen, und seine Truppen aus Mahi zurükgekommen waren, schikte er seinen Feldmarschall mit einem Heere von fünfzigtausend Mann gegen Fidah, welches die sorglosen Fida-

her so plözlich und unvermuthet überfiel, daß sie in Einem Augenblikke angegriffen, geschlagen, und aus dem Lande verjagt wurden.

Bossa Ahadi war nun wieder Herr von Fidah und sezte einen Verschnittenen Namens Tanga zum Statthalter oder Vizekönig darüber. Dieser Tanga war ein stolzer, eitler, heftiger Mann, der das Land durch den härtesten Despotism drükte, die Europäer übel behandelte, die Befehle seines Monarchen wenig achtete, und am Ende den tollen Entschluß faßte, sich zum König von Fidah zu machen. Um dies desto besser zu bewerkstelligen, suchte er sich des englischen Forts zu Gregoi zu bemächtigen, weil dieses, da es noch nie erobert worden, und auch auf einem den Negern heiligen Plazze erbauet war, bei denselben vorzüglich in Achtung steht. — Im August 1745 wollte er dieses Fort unter dem Vorwande eines Besuchs mit seinem in der Stille bewaffneten Gefolge überrumpeln; der Anschlag ward aber dem Gouverneur durch seinen Dollmetscher verrathen; er bereitete sich also zur Gegenwehr, und versagte dem Vizekönig den Eintritt mit diesem Haufen. Nach langem Bitten und Drohen kehrte Tanga zurük und fieng nun an, sein eignes Haus soviel möglich zu bevestigen.

Unterdessen erklärte der König von Dahome diesen Tanga für einen Verräther, und schikte Truppen gegen ihn ab, welche aber zurükgeschlagen wur-

den, da sie nicht stark genug waren. Diesen folgte nun ein mächtigeres Heer nach, und Tanga wurde in seinem eignen Hause belagert. Als er nun so sehr in die Enge getrieben wurde, daß er gar keinen Ausweg zur Rettung mehr vor sich sah, so fragte er seine Priester um Rath, welche ihm nach vorhergegangenen aberglaubischen Zeremonien riethen, in dem englischen Forte Schuz zu suchen. — Ein rasender Einfall! Denn dieser Vizekönig hatte die Europäer alle nicht nur sehr gegen sich aufgebracht, sondern erst kürzlich alle Gouverneurs der Forts, als sie nach Abomeh reisen wollten, aufgehalten und auf die schimpflichste Art behandelt. — Dennoch folgte Tanga in der Verzweiflung diesem Rathe; seine Weiber *) ermordeten sich selbst; seine Sklaven stekten sein Haus in Brand, und in dem Getümmel schlug er sich glüklich durch die königlichen Truppen durch; als er sich aber dem englischen Forte näherte, wurde er mit einem so lebhaften Kanonenfeuer begrüßt, daß er in den Garten floh, wo ihn doch eine Kugel traf, die seinem Leben und seiner Ehrsucht ein Ende machte.

So schloß sich diese Empörung in Fidah zum

*) Er hielt nämlich — ob er gleich ein Verschnittener war — ein Serail oder Harem zum Staate, und für seine lieben getreuen Anhänger. Die Weiber, welche also ohne Scheu sich allen Ausschweifungen überlassen durften, waren ihm destomehr zugethan, und hätten keinen Zwang mehr ertragen können.

Vortheile des Königs von Dahome. Dies Land blieb aber dennoch nicht lange in Ruhe. Der Tyrann Bossa Ahadi ward auf den Ruhm eines seiner tapfersten Heerführer, Namens Schampo neidisch, und beschloß, denselben aus dem Wege zu räumen. Dies wurde ihm aber noch in Zeiten entdekt, und er floh mit einem beträchtlichen Theile der Armee nach Popo, wo er mit offnen Armen aufgenommen, und zum Feldmarschall der vereinigten Popoer und Fidaher ernannt wurde.

Unter Schampo's kluger Leitung und geschikter Anführung machten sich jene Völker nun den Dahomern furchtbarer, als jemals. Sie beunruhigten die Küste unaufhörlich, thaten häufige Einfälle, raubten und plünderten weit umher, und störten den Handel. Zwar wurden sie immer wieder von den wachsamen Dahomern zurükgetrieben; aber diese litten dennoch immer einen empfindlichen Verlust dabei.

Endlich faßte der König von Dahome den Entschluß, einen Versuch zu machen, ob er diese unruhigen Popoer und Fidaher nicht bändigen könnte. Dem zu Folge schikte er im Jahre 1753, als er mit den Mahiern einen Waffenstillstand geschlossen hatte, eine zahlreiche Armee, die mit Kähnen versehen war, gegen jene Feinde ab, um sie bis in ihre Schlupfwinkel zu verfolgen. Dies geschah; die Dahomer rükten an, und bedienten sich ihrer Kähne zur Verfolgung der Feinde.

Schampo, welcher die Verbündeten anführte, lokte die Dahomer durch eine verstellte Flucht in die labyrinthischen Sümpfe, Seen und Kanäle von Popo, wo sie keinen Weg mehr kannten, und keine Lebensmittel mehr fanden; dennoch rükten sie kühn immer weiter vor, um den Feind doch endlich zum Schlagen zu bringen. Aber Schampo überlistete sie; durch seine geschikten Wendungen zog er sie in die schmale, sandige Erdzunge, die längs der Küste hinläuft, wo er ihnen dann den Rükweg abschnitt, und sie theils durch Hunger, theils durch Geschoß gänzlich aufrieb. Nur vier und zwanzigen schenkte er das Leben, und schikte sie mit der Nachricht davon an Bossa Ahadi. Dieser Tyrann ließ die Unglüksboten hinrichten, so bald sie ihre Erzählung geendigt hatten, damit sie, wie er sagte, ihren umgekommenen Kameraden melden könnten, wie sehr er mit ihrem Betragen in diesem Kriege unzufrieden sei.

Nach dieser Zeit fiel zwischen den Fidahern und Dahomern nichts von Wichtigkeit vor, bis zum Jahre 1763, da die ersteren vereint mit den Popoern, unter der Anführung Assurri's, Sohns des nun zu alten Schampo, (welcher im J. 1767 starb) abermals einen Versuch wagten, ihr altes Vaterland wieder zu erobern. Die Verbündeten rükten ohne Widerstand in Fidah vor, weil der alte dahomische Vizekönig zu schwach war, ihnen im offnen Felde die Spizze zu bieten; er wollte nur Gregoi mit Hülfe der europäischen Forts ver-

theidigen; dennoch wagte er ein Treffen, als sie näher kamen; er ward aber gleich Anfangs verwundet, und sein Sohn, welcher nach ihm das Kommando übernahm, mußte endlich auch der Uebermacht weichen, und zog sich unter die Kanonen des französischen Forts zurük; da aber die Franzosen nur blind auf die Feinde feuerten, so sah er sich gezwungen, weiter zu fliehen. — Die Sieger glaubten nun, nichts mehr zu fürchten zu haben, und drangen weiter vor; sobald sie aber dem englischen Fort in den Schuß kamen, wurden sie so heftig mit Kanonen begrüßt, daß sie in grosse Verwirrung geriethen, und eine Menge Leute verloren; denn die Kanonen waren mit Flintenkugeln geladen. Unterdessen hatten sich die Dahomer wieder gesammelt, hatten eine beträchtliche Verstärkung an sich gezogen, und fielen jezt über die sicheren Feinde so unvermuthet her, daß diese gänzlich aus dem Felde geschlagen wurden. Sie verloren den Kern ihrer Truppen und ihres Adels. Assurri erschoß sich selbst aus Verzweiflung, und die Uebrigen flohen in Unordnung nach Popo zurük. Die Dahomer waren zu schwach, diesen Sieg zu benuzzen, und konnten die Feinde nicht verfolgen. *)

*) So erzählt Norris (S. 66. u. ff.) diese Geschichte, und in seinen Berichen findet sich nirgends eine Spur, daß er damals schon in Sidah und also Augenzeuge dieser Begebenheit gewesen sei. Pruneau de Pommegorge, welcher gerade damals Gouverneur des

Die Feindseligkeiten dauerten nun fort bis 1772, in welchem Jahre durch die Vermittelung des eng-

---

französischen Forts in Sidah war, erzählt sie (p. 224. u. ff.) weitläuftiger und ganz anders. Er sagt: „Am 12ten Julius 1763 Morgens um 8 Uhr erschienen die verbündeten Popoer und Sidaher 8 bis 9000 Mann stark im Angesicht des französischen Forts. Der dahomische Vizekönig ließ sogleich die Kriegstrommeln schlagen und versammelte ein kleines Heer von 8 bis 900 Mann, mit welchen er sich kühn den weit zahlreichern Feinden entgegenstellte. Er wurde geschlagen, und mußte sich, um nicht eingeschlossen zu werden, in das französische Fort zurükziehen. Er selbst war verwundet, und begab sich in die Wohnung des Gouverneurs; diejenigen von seinen Leuten, welche noch Waffen führen konnten, stellten sich in den Graben, die Verwundeten aber blieben in dem Hofe des Forts. — Die feindliche Armee rathschlagte nun, was zu thun sei, und während die Feinde alle sich auf die Erde niedergehokt hatten, kam ein dahomischer Hauptmann mit 30 Mann von der Küste her, stürzte wie ein Rasender unter die sorglosen Sidaher, hieb ihrem Generale, dem Sohne des Schampo, den Kopf ab, und kam, zwar schröklich zerfezt, zerschossen und zerhauen, mit diesem Siegszeichen glüklich in dem französischen Forte an; alle seine Begleiter blieben aber auf dem Plazze; er selbst starb 4 Stunden darauf an seinen Wunden. — Die feindliche Armee griff sodann das französische Fort, und die Dahomer im troknen Graben desselben an. Unglüklicher Weise hatten die

lischen Gouverneurs ein Friede zwischen den vereinten Popoern und Fidahern zu Stande kam, welcher aber nicht lange dauerte; denn im Mai 1774 starb Bossa Ahadi König von Dahome, und sein Sohn und Nachfolger Adanzau, suchte, von gleich kriegerischem Geiste beseelt, nur eine gute Gelegenheit, mit den Fidahern wieder zu brechen. Diese zeigte sich auch bald, indem im Spätjahre 1774 der König derselben starb, und sich wieder zwei Bewerber um diese Krone fanden, nämlich Abavau (d. h. Sumpfhund) ein Sohn des Barbaren, der seines Bruders Herz gefressen hatte — und Aji (d. h. der Affe) ein andrer Verwandter des verstorbenen Königs. Adanzau fand für gut, die Ansprüche des leztern zu unterstüzzen,

Franzosen keine Kugeln; sie luden dafür ihre Kanonen mit langen Nägeln, von welchen sie noch ein Fäßchen voll in Vorrath hatten; diese thaten Anfangs den Feinden wenig Schaden, richteten aber eine grosse Niederlage unter ihnen an, als sie näher rükten, um das Fort zu bestürmen. Inzwischen kam eine kleine Armee von 400 Dahomern herbei, welche der König sogleich abgeschikt hatte, als ihm die Annäherung der Fidaher durch Eilboten gemeldet worden war. Die Feinde hielten nun nicht mehr Stand, sondern flohen in Unordnung davon, und überliessen den Dahomern das Feld, welche nachher den Kopf des ermordeten feindlichen Generals in einem Bekken zur Schau umhertrugen." — So erzählt dieser Augenzeuge die Begebenheit; man vergleiche nun! —

und schikte ihm eine Armee zu Hülfe, welche die Fidaher sehr bald in die Enge trieb; sie mußten das ganze veste Land verlassen, und sich auf eine Insel zwischen der Landzunge retten, wo sie die Regenzeit über sicher blieben. Sobald aber diese verstrichen war, vollbrachten die Dahomer eine schwere Unternehmung, sie schlugen nämlich eine Art von Damm über den Fluß, der die Insel vom Lande trennte, marschirten darüber hin, und sprengten die bestürzten Fidaher in ihre Kähne, mit welchen sie sich in einen See retteten, wo sie dann von den Dahomern eingeschlossen, und vom Hunger zur Verzweiflung gebracht wurden. Abavau dachte so edel, daß er sein Leben für seine Anhänger hingeben wollte, als er sah, daß keine Rettung mehr vorhanden sei. Er übergab sich selbst den Siegern mit der Bedingung, nur seine Leute zu begnadigen. Adanzau ließ ihm auch ohne weiters den Kopf abschlagen, und machte seine Anhänger zu Sklaven, von welchen viele nachher zu den Opfern geschlachtet wurden.

So endigte sich dieser Krieg, und der Ueberrest der vertriebenen Fidaher hat nun wol keine Hoffnung mehr, sein altes fruchtbares Vaterland jemals wieder zu besitzen.

II. Geographische Beschreibung von Fidah.

Das Königreich Fidah war zur Zeit seiner Unabhängigkeit — ob es gleich nur ein kleines Land ist, das nicht über 20 Quadratmeilen *) in seinem Flächenraume hat — ein reicher, glüklicher, blühender Staat; die übergrosse Fruchtbarkeit seines Bodens, die reizende Schönheit seiner einzelnen Gegenden, die vortheilhafte Bewässerung, der grosse Reichthum an nuzbaren Produkten, machten dies Land zu einem wahren Elysium. **) Es hatte einen Ueberfluß an allen Lebensbedürfnissen, an köstlichen Früchten, an Geflügel, an Wildpret; es war der stärkste Handelsplaz der Europäer; seine Einwohner hatten schon eine im Vergleich mit ihren Nachbarn, nicht unbedeutende Stufe von Kultur erstiegen, sie trieben allerlei nüzliche Kün-

*) Zu Folge der Spezialkarte bei Des Marchais und im IV. B. der allg. Hist der Reisen, wo dies Land 7 Seemeilen lang und 6 breit ist; auf der Norrisschen Karte ist es 30 engl. Meilen lang und 20 breit. Norris selbst aber sagt, es sei nur 9 bis 10 engl. Meilen lang, und 10 bis 12 derselben breit, und sein Flächenraum enthalte 60,000 engl. Morgen (Acres). Dies betrüge also nur ungefähr 100 engl. oder 5 deutsche Quadratmeilen. Obige Angabe scheint aber weit richtiger zu seyn.

**) Norris, S. 149. Pommegorge, p. 26, u. ff. M. s. auch Isert's Reise, weiter unten.

ſie, bereicherten ſich durch den Handel, und wurden für die wolhabendſten und verſtändigſten Negern auf der ganzen Küſte gehalten. *) Das Land war auch ſehr ſtark bevölkert, und mit Dörfern wie überſäet.

So war **Fidah**, als es von den **Dahomern** angefallen und erobert wurde, die es zur öden, menſchenleeren Wüſte machten. Jezt hat ſich dies ſchöne Land zwar ziemlich wieder erholt, aber es iſt lange nicht mehr ſo volkreich wie ehemals, und alle Arbeitsluſt, aller Kunſtfleiß iſt von hier entflohen. Dennoch iſt es auch in dieſen Umſtänden ein ſchönes, fruchtbares, reiches und angenehmes Land, deſſen Anſicht von der Rheede her ganz vortreflich iſt.

Es iſt von mehreren Flüſſen und Kanälen durchſchnitten, von welchen die zwei anſehnlichſten der Fluß **Lagos** **) und der Fluß **Schakin** ***) ſind.

*) Norris (am angef. Orte) ſagt, daß der höhern Kultur der Fidaher ihre Unterjochung zuzuſchreiben ſei; denn durch dieſe wurden ſie weichlich und entnervt, ſie hielten ſich Lohnſoldaten, und verloren all den Muth, den ſie vorher beſaſſen.

**) Auf den ältern Karten bei Des Marchais und im IV. B. der allg. Hiſt. der R. heißt dieſer Fluß Eufrat, und läuft von Oſten nach Weſten; auf der Norrisſchen Karte aber läuft er von Weſten nach Oſten und heißt Lagos.

***) Eigentlich ein Kanal, der ſich von der Gränze von

Zur Zeit seiner Unabhängigkeit wurde dieses Königreich in folgende sechs und zwanzig (kleine) Provinzen (oder Aemter) abgetheilt, deren jede den Namen von einem Flekken trug, ausser demselben noch einige kleine Dörfer in sich faßte, und von einem Statthalter oder Kaboschier regiert wurde, deren Würde erblich war. *)

Diese Provinzen oder Distrikte hiessen:

1) Sabi oder Sabie (von den Franzosen *Xavier* genannt) die erste Provinz, deren Statthalter der König selbst war, lag ungefähr in der Mitte des Landes — darin

Sabi, der Hauptort — die ehemalige Hauptstadt des ganzen Reichs und königliche Residenz; eine ansehnliche Stadt, die beinahe eine deutsche Meile im Umkreis hatte, und stark bevölkert war. Der königliche Pallast, ein Haufe von Hütten mit vielen Höfen, nahm einen grossen Raum davon ein. Dicht bei demselben standen die Faktoreien der Engländer, Franzosen, Holländer und Portugiesen, Gebäude von gleicher Art und beträchtlichem

Popo an, in's Land hinein erstrekt, durch mehrere Arme mit dem Flusse Lagos zusammenhängt, und eine schmale Erdzunge bildet.

*) Des Marchais, T. II. p. 11. u. ff. Womit auch die Spezialkarte daselbst und im IV. B. der allg. Hist. der R. zu vergleichen, nach welcher die Lage dieser Distrikte angegeben ist.

Umfange. *) Vor denselben wurde täglich ein Markt gehalten, der mit inländischen und europäischen Waaren reichlich besezt war. Die ganze Lage dieser Häuser insbesondere sowol, als der Stadt überhaupt, war sehr schön; die anmuthigsten Alleen und trefflichsten Auen und Felder umgaben diese Stadt, die jezt — zerstört und beinahe ganz vernichtet ist.

2) Sabi Goga (nördlicher) deren Statthalter den Fürstentitel hatte.

3) Beti, deren Statthalter der Hohepriester war.

4) Aploga hatte einen Fürsten zum Statthalter.

5) Niapon, und

6) Sabi Zonte desgleichen.

7) Gregue Zonte, wo der Hauptort

Gregue oder Gregoi (engl. Griwhee) südwestlich von Sabi — ein ziemlich grosser merkwürdiger Flekken, weil bei demselben drei europäische Forts stehen, nämlich:

(1) Ein französisches Fort (*Le Fort de Juda*) auf der Westseite von Gregue; es ist ein regelmässiges Vierek, mit vier Basteien, einem Aussenwerke und einem trokkenen Graben. Auf den Basteien stehen 30

*) Eine Abbildung davon findet man bei Des Marchais und im IV. B. der allg. Hist. der R.

Kanonen. Das durch ein Aussenwerk gedekte Thor ist gegen Westen. Auch das Innere dieses Forts ist regelmässig gebaut. Es ist die Hauptniederlage der Franzosen in Guinea. *)

(2) **Das englische Fort, William's-Fort** genannt, liegt östlich einen Flintenschuß von vorigem, ist ein unregelmässiges Vierek mit einem trokkenen Graben und mit 26 Kanonen versehen. — Dieses Fort ist auf einem Plazze erbaut, der ehemals bei den alten Fidahern zu gottesdienstlichen Zeremonien geweiht war, und die Engländer verstatteten noch nachher den aberglaubischen Fidahern den Abgott **Nabbakau** darin anzubeten, welchem sie aus Gefälligkeit eine eigne Hütte eingeräumt hatten. **)

(3) Das **portugiesische Fort** ist von gleicher Art. — Alle diese drei Forts sind aber an sich sehr unbedeutend, und können nur unerfahrnen Negern furchtbar seyn.

---

*) Nach der neuesten Schilderung von den französischen Niederlassungen in Afrika (im III. Bändchen meiner Bibl. der Länder- und Völkerkunde, S. 165.) soll das Fort 65 Kanonen von allerlei Kaliber gehabt haben. Jezt ist es eben so verfallen, wie der ganze französische Handel nach Guinea.

**) Norris, S. 53.

8) Abinga, oder Abanga, auf der westlichen Gränze.

9) Gurga, westlich von Gregoi.

10) Doboe, noch weiter gegen Westen.

11) Abingato (fehlt auf der Karte)

12) Karte, östlich von Sabi.

13) Agu, dessen Statthalter zugleich der oberste Dollmetscher war — nördlich von Sabi.

14) Assu, hatte einen Fürsten — liegt nordwestlich von Sabi.

15) Wassaga oder Ussaga.

16) Pagne über welches der erste königliche Kammerdiener Statthalter war.

17) Walonga, nördlich von Agu.

18) Dania, nahe bei Sabi.

19) Zinga, auf der nordwestlichen Gränze.

20) Kulasuto.

21) Zoga.

22) Hamar.

23) Kuaguga, welches von dem Hauptmann der Leibwache regiert wurde.

24) Agrikogowe, dessen Statthalter der oberste Trommelschläger war.

25) Giaga hatte die Ehre den Scharfrichter zum Statthalter zu haben. *)

26) Babo gehörte des Königs Oheim.

Wie viel von allen diesen Ländchen und Oertern zerstört wurde, oder jezt noch steht, oder wieder auflebte — das wissen wir nicht, aus Mangel an ausführlicheren neueren Nachrichten. **)

Jezt ist Fidah eine dahomische Provinz, und wird von einem Statthalter oder Vizekönige regiert, welcher Jawogan oder Jubiga, ***) das heißt, Hauptmann der Weissen genannt wird, weil er zugleich der Oberbefehlshaber über die Europäer ist, und zu Gregoi residirt. Ein andrer dahomischer Beamter ist der Kakwaku oder Oberzolleinnehmer. Gewöhnlich liegt auch eine Anzahl dahomischer Truppen in diesem Lande, zur Beschüzzung desselben.

Der Handel der Europäer auf dieser Küste ist auch

*) Auch bei andern rohen und halbrohen Völkern ist die Stelle des Scharfrichters ein Ehrenamt, z. B. bei den Nubiern in Sennaar, m. s. Bruce's Reisen, IV. B. S. 462.

**) Man sehe auch Isert's Nachrichten in seiner weiter unten folgenden Reise-Erzählung.

***) Die Franzosen schreiben diesen Namen Yavogan, und die Engländer Eubiga.

auch lange nicht mehr so beträchtlich, als er ehmals war. Die Exporten bestehen hauptsächlich in Sklaven, von welchen vormals bei 12,000 jährlich, jezt höchstens nur 5500 ausgeführt werden. Elfenbein und Gold gibt es hier nicht, und von den andern Landesprodukten wird ausser Palmöl, das für brittische Fabriken *) geladen wird, und Lebensmitteln, welche die Sklavenhändlerschiffe einnehmen, beinahe nichts in den Handel gebracht. Die Importen bestehen in allerlei europäischen Waaren und Fabrikaten, besonders in Branntwein, Werkzeugen, Waffen, Pulver und Blei.

Kauris, die von Europäern eingeführt werden, sind die gewöhnlichste Scheidemünze.

*) Norris, S. 152.

III.

Schilderung der Negern von Fidah,

Ihrer Lebensart, Sitten, Gebräuche und Religion.*)

§. 1.

Allgemeine Schilderung der Fidaher. Ihre Tugenden und Laster — besonders ihre Dieberei.

Die Einwohner von Fidah beiderlei Geschlechts sind gemeiniglich lang, stark und von gutem Gliederbau; sie sind nicht von einem so schönen glänzenden Schwarz, als die Negern auf der Goldküste, und noch weniger als die an dem Senegal und an der Gambia; aber weit geistreicher, kultivirter, fleissiger und arbeitsamer. Sie können alles im Kopfe ausrechnen, und zwar mit so vieler Richtigkeit und Fertigkeit, als die Europäer mit Feder und Dinte, wenn auch die Summe auf einige Tausende steigt, weswegen man sehr leicht mit ihnen handeln kann. Dessen ohngeachtet sind sie sehr un-

*) Vorzüglich nach dem aus den besten älteren Quellen gezogenen Aufsaz im IV. B. der allg. Historie der Reisen S. 307 bis 378 bearbeitet, und mit den Nachrichten bei Des Marchais, Pommegorge, Norris und Isert verglichen. Was hier gesagt ist, gilt hauptsächlich von den Fidahern vor der Eroberung. Ihre Sitten haben sich unterdessen wenig verändert.

wissend. Sie machen keinen Unterschied der Zeiten, haben keine Feste, noch Abtheilung der Stunden, Tage, Wochen, Monate und Jahre, sondern rechnen ihre Saatzeit nach den Mondsveränderungen und wissen sehr wohl, daß alle drei Tage ein grosser Markttag ist. Aber der Klügste unter ihnen weiß sein eigenes Alter nicht. Wenn man sie fragt, wie alt ein Kind ist: so antworten sie: Es ward geboren, als der und der Direktor aus Europa kam, oder als der und der weggieng. Wenn man fragt, zu welcher Zeit im Jahre? so werden sie antworten: Zur Saatzeit oder in der Aerndte. Dies sind ihre einzigen Denkzeiten.

Bei aller dieser Unwissenheit sind die Fidaher doch höflicher und gesitteter, oder vielmehr zeremonieureicher, als viele andere Nazionen in der Welt, die Europäer nicht ausgenommen; sie übertreffen in guten und bösen Eigenschaften alle anderen Negern. Statt die Europäer wie alle andere Negern thun, um Geschenke zu quälen, so begegnen sie denselben mit einnehmender Höflichkeit, und verlangen weiter nichts als einen Trunk, und geben lieber, als sie nehmen. Beim Handel sind sie mit einer kleinen Erkenntlichkeit für ihre Dienste zufrieden.

Sie sind so höflich gegen einander und so ehrerbietig gegen die Obern, daß, wenn sie einander besuchen, oder auch nur von ohngefähr antreffen, sie sogleich auf ihre Knie fallen, und dreimal die

Erde küssen, wobei sie in ihre Hände klopfen, und dem Andern einen guten Tag oder Abend wünschen. Der Obere beantwortet solches schlechthin, ohne die Stellung zu verändern, klopfet sanft in seine Hände, und wünschet dem Andern einen guten Tag. Die ganze Zeit über bleibt der Niedere auf der Erde sizzen oder liegen, bis der Andere weggehet oder sagt, es ist genug, wofern jenen nicht seine Geschäfte wegrufen; in diesem Falle bittet er erst um Erlaubniß, darauf begibt er sich auf der Erde kriechend zurük. Auch würde es ein grosses Verbrechen seyn, vor seinem Vorgesezten auf einem Stuhle oder einer Bank zu sizzen.

Eben dergleichen Ehrerbietnng wird von dem jüngern dem ältern Bruder, von den Kindern dem Vater, und von den Weibern ihren Männern erwiesen. Keiner von ihnen wird von seinem oder ihrem Obern, Bruder, Vater, oder Manne etwas anders, als auf den Knien und mit beiden Händen zusammen annehmen, oder ihm überreichen, als welches leztere ein Zeichen von einer grössern Unterthänigkeit ist. Wenn sie mit einer von besagten Personen reden, so halten sie stäts ihre Hand vor den Mund, damit ihnen ihr Athem nicht beschwerlich seyn möge.

Wenn zwei Personen von gleichem Stande einander begegnen, so fallen sie beide auf ihre Knie, schlagen die Hände zusammen, und grüssen sich, indem sie einander einen guten Tag wünschen. Diese

Zeremonien werden auch eben so schön von den Begleitern und Bedienten auf beiden Seiten beobachtet, welches sehr lustig aussieht.

Wenn eine vornehme Person in der Gegenwart anderer nieset, so fallen sie alle auf die Knie, und wünschen ihr, nach dem sie die Erde geküsset und in ihre Hände geklopft haben, alles Glük und Heil.

Wenn Jemand ein Geschenk von seinem Obern empfängt, so klopft er in die Hände, und bedanket sich, indem er die Erde sehr demüthig küsset. Kurz der Untere zeiget hier so viel Ehrerbietung, als an irgend einem Orte in der Welt, ganz anders, als auf der Goldküste, wo die rohen Negern ohne allen Unterschied des Standes untereinander leben.

Diese Zeremonien müssen sorgfältig wiederholt werden, so oft sie einander antreffen und wäre es zwanzig mal des Tages. Die Gewohnheit erlaubt nicht, das geringste davon wegzulassen. Die Versäumung derselben wird bestraft oder mit einer Geldbusse belegt. Dieser Hang zu Komplimenten ist vermuthlich die Ursache, warum die Fidaher die Franzosen als die gesittetsten und höflichsten unter allen europäischen Nazionen, am besten leiden mögen.

Auf ihre alten Gewohnheiten und Meinungen halten sie mit steifer Hartnäkkigkeit. Die Sinesen selbst führen die Gesezze des Zeremoniels nicht weiter, noch beobachten sie strenger, als diese Fidaher. Wenn einer einen Vornehmern besucht, so

läßt er sich allezeit vorher melden, und um Gehör bitten, überläßt ihm auch, die Zeit zu bestimmen. Wenn er dies erlangt hat, so zieht er in Begleitung aller seiner Hausgenossen mit musikalischen Instrumenten aus. Alle diese gehen langsam und in guter Ordnung vor ihm her, und er selbst beschließt den Zug, indem er in einer Hangmatte von zweien Sklaven getragen wird. Er steigt einige Schritte von dem Hause der Person aus, die er besuchen will, und geht bis an die erste Thüre, wo er die Bedienten des Herren vom Hause findet. Er läßt darauf die Musik aufhören, und wirft sich mit seinem ganzen Gefolge zur Erde. Die Hausgenossen, welche kommen ihn zu empfangen, thun das nämliche, und nach vielen Zeremonien, wer zuerst aufstehen soll, geht er in den ersten Hof, wo er seine Bedienten läßt, und nur Wenige von seinen vornehmsten Begleitern mit sich nimmt.

Die Bedienten des Hauses führen ihn darauf in den Audienzsaal, wo er den Herrn selbst findet, der sich nicht rührt. Der Besuchende kniet darauf nieder, klopfet in die Hände, küsset die Erde, und wünschet seinem Obern ein langes Leben und alles Heil. Diese Zeremonie wiederholt er dreimal, nach welcher der Andere, ohne sich zu bewegen ihm befiehlt, aufzustehen, und ihn gegen sich über in einen Lehnstuhl oder auf eine Matte niedersizzen läßt, so wie er selbst sizt. Er fängt darauf die Unterredung an, und wenn er denkt, sie habe lange genug gewährt, so gibt er seinen Leuten ein

Zeichen, Getränke zu bringen, und reicht dasselbe seinem Gaste, welches ein Zeichen ist, sich zurük zu begeben, so wie Kaffee und Rauchwerk bei den Türken. Der Besuchende wiederholt darauf die Zeremonie des Niederkniens dreimal mit eben den Komplimenten, wie vorher, und begibt sich zurük. Die Bedienten begleiten ihn bis an die Thüre und bitten ihn, sich in seine Haugmatte zu begeben. Er lehnet dies aber ab, bis beide Gesellschaften von neuem niedergefallen sind; worauf sich der Besuchende in seine Haugmatte sezt, seine Instrumente zu spielen anfangen, und er in eben der Ordnung zurükgeht, wie er gekommen ist.

Es kann als ein Kennzeichen des Wohlstandes angesehen werden, welcher die Wirkung der Höflichkeit ist, daß beide Geschlechter niederknien, wenn sie ihr Wasser lassen, und die Weibspersonen können eine Geldstrafe von den Männern fordern, die zu solcher Zeit ihre Blösse unanständiger Weise aufdekken würden.

Die Fidaher sind so wie in der Höflichkeit auch im Fleisse von andern Negern unterschieden; denn da Faulheit und Müssiggang das Hauptlaster der Negern auf der Goldküste ist, so sezzen hier beide Geschlechter ihre Arbeit, wenn sie dieselbe einmal angefangen haben, ohne Aufhören fort, bis sie geendigt ist, denn ob sie gleich die Arbeit von Natur nicht sehr lieben, so suchen sie doch beständig etwas zu verrichten, um Geld zu erwerben.

Man sieht oft an einem Tage zehntausend Morgen Akkers gebaut, die den Tag vorher noch brach lagen.

Ausser dem Akkerbau, von welchem der König und einige wenige Vornehme allein ausgenommen sind, spinnen sie Baumwolle, weben schöne Zeuche, machen Kalabaschen, hölzernes Hausgeräthe, Assagajen, Schmiedearbeit und viele andere Sachen, deren einige weit vollkommener, als die auf der Goldküste, andere aber daselbst ganz unbekannt sind. Unterdessen die Männer so fleissig sind, gehen die Weiber auch nicht müssig. Sie kochen Bier, und richten die Eßwaaren zu, die sie nebst ihres Ehemanns Waaren auf den Markt zum Verkaufe bringen, und ein Jeder bemüht sich, den andern zu übertreffen. Daher leben sie auch alle sehr prächtig, essen das Beste, das sie bekommen können, und nicht so wie die Negern von der Goldküste, die an keinen guten Bissen denken dürfen, wenn er theuer ist.

Die Weiber sind meistens beschäftigt, baumwollene Zeuche, (Fidahzeuche genannt,) Körbe, Matten, Kanki, und Pitto, oder Bier zu machen, und ihr Korn, ihre Ignames, Pataten und dergleichen zu säen und zu pflanzen. Das Fidahzeuch ist ohngefähr zwei Pariser Ellen lang und ein Viertel breit, und drei solche Stükke sind gemeiniglich zusammengenäht. Es ist von verschiedenen Farben meistens aber weiß und blau. Für ein Pfund Taksblätter kann man eins von diesen Zeuchen kau-

fen, welches in Westindien einen Thaler gelten würde, wie auch für acht Messer die achtzehn (engl.) Pfennige (24 kr.) kosten. Diese Zeuche zu machen, vornehmlich die blauen Streifen, faseln sie die meisten Zeuche aus, die ihnen die Europäer verkaufen.

Die Mannspersonen arbeiten für einen kleinen Lohn; man muß ihnen aber denselben voraus bezahlen. Der Dienst welchen die Geringern den Europäern thun, besteht darin, daß sie ihre Güter vom Ufer nach den Niederlassungen tragen. Dies ist ohngefähr zwei Meilen weit und dafür bezahlen sie acht bis zwölf Pfennige für die Last, nachdem solche schwer ist; der Preiß von jeder wird ordentlich vorher ausgemacht. Dies ist wolfeil; allein die Träger pflegen, um sich noch etwas dabei zu machen, die Güter zu bestehlen. *) Sie laufen, mit einer Last von hundert Pfunden auf ihrem Kopfe, in einer Art von beständigem Trabe, so schnell, daß ihnen die Europäer kaum gleich gehen können, ob sie gleich nicht mit einer Unze schwer beladen sind.

Die reichen fidahischen Negern treiben ausser der Wirthschaft, wozu ihre Weiber und die Sklaven gebraucht werden, einen ansehnlichen Handel, nicht allein mit Sklaven, sondern auch allen Arten von Waaren.

So wie aber die Fidaher andere Negern an Höf=

*) M. s. Des Marchais Reise, im VIII. B. d. W. S. 269.

lichkeit und Arbeitsamkeit übertreffen, so übertreffen sie dieselben auch in der Dieberei. Einst ließ einer ihrer Könige selbst, den Holländern sagen, sie sollten ganz besonders Acht auf ihre Güter haben, weil sein Volk recht zu geschikten Dieben geboren zu seyn schien, und sie alles stehlen würden, wozu sie kommen könnten.

Es ist gleichsam eine Nazion von Dieben; ihre Verschlagenheit in dieser schändlichen Kunst übertrift alle Vorsicht, und die Beutelschneider in unsern größten Städten könnten bei ihnen in die Schule gehen.

Die Negern auf der Goldküste sind sehr diebisch, aber mit diesen dürfen sie sich nicht vergleichen. Wenn man auch einen Wächter mit hundert Augen hätte, so würde man die Träger doch nicht verhindern können, daß sie nicht die Güter unterwegs von dem Ufer nach Sabi bestehlen, und wenn man sie auf der That ertappt; so sind sie dreist genug, zu fragen: ob man sich wohl einbilden könne, daß sie um einen so geringen Lohn, ohne die Freiheit zu stehlen, arbeiten würden?

Die Engländer versuchten ihre Fässer mit Kauris oder Buschis, dadurch vor Diebstal zu sichern, daß sie dieselben in Säkke einnäheten, aber umsonst. Da die Negern sie wegtrugen, schnitten sie die Säkke von den Fässern ab, und gruben die Buschis mit eisernen Meisseln durch die Spalten des Fasses heraus. Ihre Dieberei ist unbeschreiblich;

es ist nicht möglich die mancherlei Arten und Kniffe zu beschreiben, mit welchen sie diese Schelmereien ausüben.

Es kann sich auch Niemand vor ihnen vorsehen, denn es hält schwer, den Thäter zu erforschen, und zur Strafe zu ziehen. Wenn man sich ehmals beim Könige beklagte, so konnte man weder auf Gerechtigkeit noch auf Ersaz hoffen. Denn ob er gleich immer befahl, den Verbrecher aufzusuchen und zu bestrafen, so durfte ihn doch Niemand angeben, aus Furcht vor des Königs ältestem Sohne, welcher gemeiniglich mit Antheil daran hatte, und daher diese Diebe beschüzte.

Sie kamen einst durch ein Loch in das Waarenhaus der Holländer; dies Loch hatten sie in das Dach gemacht, das von Schilfe war, mit Lehme oder Thone bedekt, wider Feuersgefahr. Durch dieses Loch zogen sie die Güter mit einer Stange heraus, die an dem einen Ende mit einem Haken versehen war. — Sogar die Paguen oder Hüfttücher der Sklaven die aus dem Innern des Landes kommen, sind nicht vor ihnen sicher. —

§. 2.

Kleidung der Fidaher.

Die Fidaher sind reicher gekleidet, als die Negern auf der Goldküste, nur sind sie weniger

mit Gold geschmükt, welches sie nicht haben, noch dessen Werth kennen. Sie tragen fünf oder sechs Kleider von verschiedener Art, eins über dem andern. Das oberste ist gewöhnlich acht oder neun (Pariser) Ellen lang, welches sie sehr anständig um den Leib schlagen. — Niemanden als der königlichen Familie ist erlaubt, **rothe** Kleider zu tragen.

Die Weibspersonen tragen auch eine Menge Kleider oder Pagnes über einander, jedes nicht über eine Elle lang. Sie schnallen, häkeln, oder knöpfen die Enden auf ihrem Bauche zu. Die Mode haben die Negerweiber vermuthlich deswegen erfunden, weil sie nicht nur gut kleidet, sondern auch manche Bequemlichkeit gewährt. Die vielen Kleidungsstükke, die bis auf die Knöchel gehen, machen eine Art von Wulst um die Lenden, welches ihrem obern Theil das Ansehen eines Reifroks gibt. Dies ist der Mode sehr ähnlich, die in der erstern Hälfte dieses Jahrhunderts in mehrern Ländern Europens im Schwange war, und vielleicht hatten wir dieselbe den Fidahischen Damen zu verdanken. (?) Ihre Pagnes sind sehr weit, und entweder von Leinwand, Baumwolle oder Seide. Die Vornehmen sowol Männer als Weiber tragen Armbänder und Halsbänder von Perlen; Gold, Korallen, und andern Kleinodien nebst goldenen Ketten. Auch um die Knöchel tragen sie Ketten oder Ringe. Sie gehen mit blossem Haupte und bis gegen die Lenden unbedekt; doch tragen die Män-

ner bisweilen Hüte nach europäischer Art und Spazierstökke. Den schwarzen Damen dient ein dünner artig geflochtener und gemahlter Korb von Rohr zur Bedekkung und zum Kopfpuze. Er ist wie ein etwas stark zugespizter Bienenkorb, oder wie die päbstliche Krone gestaltet. Sie frisiren ihre Haare schön und künstlich und zieren die Lokken desselben mit goldenen Spangen, Korallen, und Glasknöpfchen.

Dies gilt aber alles nur von der königlichen Familie, den Grossen, Vornehmen und Reichen; denn die gemeinen Weiber und Männer begnügen sich mit einer einzigen Pagne um die Hüften von Matten oder grober Baumwolle, um damit ihre Blößen zu dekken. Männer, Weiber und Kinder gehen mit ganz glatt geschornen Köpfen ohne Bedekkung bei jedem Wetter.

Die Unverheuratheten sowol Manns-als Weibspersonen gehen bis zu ihrer Verheurathung ganz nakt, so wie sie von Mutterleibe kommen und gehen ohne Scheu oder Scham oder Unanständigkeit so herum, denn die Naktheit ist hier ein Zeichen der Jungferschaft. Beide Geschlechter können also vorher sehen wie sie sich gefallen, ehe sie zusammen gehen, sind nicht gezwungen auf gut Glük zu heurathen, und dürfen nicht befürchten, in der Ehe erst körperliche Gebrechen zu entdekken, die ihnen vorher durch Kleider verborgen waren.

§. 3.

Nahrung. Speisen und Getränke.

Alle Fidahschen Negern essen sehr wenig Fleisch; denn sie haben auch nur sehr wenig zahme Thiere, als Ziegen, Schaafe, Kühe u. s. w. Wälschkorn, Reiß, nebst allerlei Obst, Pisangfrüchten, Palmnüssen, Ananas und dann und wann ein kleiner stinkender Fisch oder Vogel ist ihre vornehmste Speise. Sie haben keinen Fleischmarkt von irgend einer Art. *)

Zu Fidah gibt es jedoch vor allen andern Arten an der ganzen Küste am meisten Lebensmittel, sie sind aber nicht sonderlich wolfeil, und das Vieh auch nicht sonderlich groß. Eine Kuh die dreihundert Pfund wiegt, wird für ein sehr schönes Stük gehalten und für zwei grosse Kabeß Kauris **) verkauft; ein Kalb von achzig Pfund gilt eines (4 fl. 30 kr.); ein Schaaf von zwölf Pfunden, acht Gallinas ***) (1 fl. 30 kr.); fünf Vögel einen Thaler; und ein Duzzend wilde Vögel, oder ein Schwein eben so viel. Wenn man hieher reiset, so ist es

*) In den dahomischen Orten gibt es doch auch Fleischmärkte, und zu Sabi wurde ehmals täglich ein Markt gehalten, auf welchem aller Arten Lebensmittel feil geboten wurden.

**) Eine Kabeß oder Kabesch ist soviel als 4000 Stük Kauris, am Werthe 4 fl. 48 kr.

***) Eine Gallina ist 200 Stük Kauris. (M. s. im VIII. B. d. W. S. 244.)

gut, sich mit Kauris hinlänglich zu versehen, die das Pfund für einen Schilling (32 kr.) gekauft, und hier für zwei Schillinge sechs Pence (1 fl. 12 kr.) verkauft werden. Diese Scheidemünze ist zu dieser Art Handel am dienlichsten, und man kauft mit dem gemünzten Gelde am theuersten, wenn man von Europa entfernt ist.

Die Negern lieben das Hundefleisch mehr als alles andere Fleisch, und die Hunde werden für die Tafeln der grossen ordentlich gemästet. Hierin kommen sie, wie in der Zeremonienliebe mit den Sinesen überein. Mehrere andere Völker haben denselben Geschmak. Auch ist keine giltige Ursache vorhanden, warum man das sehr schmakhafte und nährende Hundefleisch nicht geniessen sollte, ausser derjenigen, daß die Hunde sehr der Wut unterworfen sind; diesem könnte aber durch gehörige Vorsicht vorgebeugt werden. —

Das Brod wird von Wälschkorn gemacht, welches zwischen zwei Steinen gerieben wird, die sie den **Kankistein** und **Reiber** nennen. Zuerst legen sie diesen Kankistein, der glatt und breit ist, abhängig an einen andern. Darauf legen sie dreissig oder vierzig Körner Wälschkorn darauf, nachdem es vorher eine Zeitlang im Wasser geweicht hat, zerknirschen solches mit dem Reiber, der so dikke ist, daß man ihn in der Hand halten kann, und reiben es so lange damit, bis das Korn zu Mehl geworden, fast eben so, wie die Maler ihre

Farben reiben, wobei sie oft Wasser darauf sprengen, um es anzufeuchten. Aus dem mit Wasser vermengten Mehle, machen sie runde Klumpen, wie Klöse, die sie in einem irdenen Topfe kochen, oder über dem Feuer auf einem Eisen oder Steine bakken, und dies nennen sie Kanki, welches nebst etwas Palmöle, einem Kalabasch voll Pitto, (Bier) und ein wenig Ignames oder Pataten die gewöhnlichste Speise der meisten Fidaher ist.

§. 4.

Heurathsgebräuche. — Zustand der Weiber.

Die übrigen Gebräuche und Sitten zu Fidah sind denen auf der Goldküste sehr gleich, ausser was die Religion und Lebensart der Eingebornen betrifft. Wenn die Schwarzen auf der Goldküste mit einer, zwei, oder drei Weibern, und die angesehensten Männer mit acht, zehn, oder zwölf zufrieden sind; so haben sie hier vierzig oder fünfzig, und ihr vornehmster Hauptmann drei oder vierhundert, einige auch wohl tausend und der König mehrere tausend. Es ist in Fidah gewöhnlich, daß ein reicher oder vornehmer Mann einige hundert Weiber oder Beischläferinnen hat, und so die geringeren nach Verhältniß.

Es gibt wenig Länder, wo die Verheurathungen weniger kosten, oder mit wenigeren Zeremonien begleitet sind als zu Fidah. Da ist weder Ehestif-

tung,

tung, noch Eingebrachtes, noch Ausgemachtes, noch Geschenke auf beiden Seiten. Die Negern an der westlichen Küste von Afrika kaufen ihre Weiber um einen guten Preiß, in Vieh oder Gütern, und wenn sie finden, daß dieselben nicht mehr Jungfern sind, so können sie sie wieder zurük schikken und bekommen dasjenige wieder, was sie dafür gegeben haben. Zu Fidah aber ist dies alles nicht Mode. Weil die Weiber hier nicht sehr fruchtbar sind, so wird ein Mädchen, das schon Proben von ihrer Fähigkeit in diesem Stükke gegeben hat, stäts einer andern vorgezogen. Die Aeltern aber haben keinen Vortheil von diesem Handel.

Die Heurathen zu Fidah geschehen auf diese Art. Wenn ein Mann eine Neigung zu einem Mädchen hat, so geht er ohne Zeremonie zu ihrem Vater und spricht ihn um sie an, der ihm selten seine Einwilligung versagt, wenn seine Tochter heurathen kann. *) Ihre Aeltern führen sie nach ihres Ehemanns Hause, der, sobald sie hineintritt, ihr einen neuen Pagne schenket, welcher gemeiniglich der erste ist, den sie anlegt; denn sie bringt weiter nichts als ihre Person mit, und wenn sie etwas erworben hat, so läßt sie solches zurük. Der Bräutigam schlachtet ein Schaf, welches er mit ihren Aeltern verzehret, und wovon er seiner Braut auch ein Stük schikket, indem die Gewohn-

*) In Dahome sind die Aeltern nicht Herren über ihre Kinder, sondern diese sind das Eigenthum des Königs.

heit hier nicht erlaubt, daß sie mit ihrem Bräutigam speiset. Wenn sie nun ein Paar Flaschen Brantwein mit einander getrunken haben, so gehen die Aeltern zurük und lassen die Tochter bei ihrem neuen Manne. — Wenn das Mädchen um welches gefreiet wird, noch nicht das mannbare Alter erreicht hat, welches hier nichts ungewöhnliches ist, so läßt der künftige Mann die Dirne so lange bei ihren Aeltern bis sie das erforderliche Alter hat, ohne, daß er ihr etwas gibt. Jedoch hindert diese Verbindung nicht, sie einem Andern zu geben, wenn sich unterdessen eine bessere Partie findet.

Wenn die Kosten bei den Verheurathungen grösser wären, so würden die Grossen sich dadurch an den Bettelstab bringen, oder statt einiger hundert mit ein paar Duzend Weibern zufrieden seyn müssen. Die grosse Anzahl der Weiber fällt hier dem Manne gar nicht beschwerlich, wenn sie nur keine Schlangenpriesterinnen sind. Wenn ein Sklave Lust hat, eine Dirne zu heurathen, die eines andern Sklavinn ist, so wirbt er bei ihrem Herrn um sie, ohne daß er sich deswegen an ihre Aeltern wendet. Die Söhne aus solcher Ehe gehören dem Herrn des Weibes; die Töchter aber dem Herrn des Mannes.

Die Männer sind hier ausserordentlich eifersüchtig auf ihre Weiber, und den Königsweibern erzeiget man grosse Ehre; man darf sie bei schwerer Strafe nicht ansehen oder berühren. Den

Weibern der Grossen begegnet man nach Verhältniß eben so ehrerbietig. Wenn einer von dem Volke in das Haus eines Grossen kömmt, so bedienet er sich des Wortes Ago! um die Frauen zu warnen, daß sie sich nicht vor ihm sehen lassen. Ob nun wol die Strafe nicht so groß ist, als bei des Königs Weibern; so hat ein Vornehmer doch das Recht einen Menschen zu prügeln, der diese Warnung unterläßt. Wer aber eine von den Weibern eines Grossen antrift, und sie berührt, und derselbe beklagt sich darüber bei dem Könige; so wird er hart gestraft.

Alles was die Männer durch ihren Sklavenhandel oder durch ihren Fleiß gewinnen, wird an Kleider für sich und ihre Familie gewendet. Dies ist ihre einzige Sorge; für alles andere sorgen ihre Weiber. Diese haben daher alle Hände voll zu thun, und es ist schwer zu begreifen, wie sie eine so anhaltende Arbeit ausstehen können. Ihr Zustand ist warlich hier nicht viel besser, als die Sklaverei. Sie müssen allein für ihre Ehemänner das Feld bauen, des Königs Weiber nicht ausgenommen. Doch werden die Schönsten zu Hause behalten, wo sie aber auch nicht dürfen müssig gehen. Ausserdem ist ihr Geschäfte, ihre Männer zu bedienen und ihnen aufzuwarten. Kein reicher Neger wird eine Mannsperson in seiner Weiber Häuser gehen lassen. Was das Aergste ist; so werden diese Weiber sogar die des Königs bei dem geringsten Verdachte der Untreue an die Europäer verkauft. Sie sind also

hierin gerade das Gegenstük zu denen an der Gold-küste, welche oft mit den Gunstbezeugungen ihrer Weiber einen Handel treiben. Wenn hingegen hier Jemand seines Nachbars Weib schändet, so muß, wenn der Hahnrei reich ist, der Verbrecher nicht nur deswegen sterben; sondern dies Verbrechen ist auch hinlänglich, dessen ganze Familie in die Sklaverei zu stürzen.

Es stehet in des Mannes Gewalt, sich von seinem Weibe zu scheiden, wenn es ihm beliebt. Dies geschieht indem er die Frau zur Thüre hinaus führt. In diesem Falle ist er verbunden, den Aeltern doppelt so viel zu geben, als es ihn bei seiner Verheurathung gekostet hat. Dies Gesez ist sehr bequem für die Männer, welche ihrer Weiber überdrüssig sind. Doch diese Härte wird dadurch genug ersezt, daß es der Frau gleichfalls erlaubt ist, ihren Mann zu verlassen, wenn sie dazu Lust hat, in welchem Falle die Aeltern verbunden sind, dem Ehemann die obgedachten kleinen Kosten zu erstatten.

Während der monathlichen Reinigung sind die Weibspersonen genöthigt, bei Todesstrafe, das Haus ihrer Männer oder Aeltern zu verlassen, so bald sie sich unpäßlich befinden, und allen Umgang zu vermeiden so lange ihre Krankheit währt. Zu dem Ende ist, nach Maasgabe der Anzahl der Frauenspersonen, in einer Familie eins oder mehrere Häuser in dem Winkel des Wohnbezirks, wo sie

unter der Wartung einiger alter Weiber sind, welche Sorge tragen, sie zu waschen und zu reinigen, ehe sie wieder zu ihrer Familie zurükkehren.

Ungeachtet der angeführten scharfen Bestrafungen des Ehebruchs, wollen die Weiber des Königs und der Grossen, sich lieber aller Gefahr aussezzen, als einen Liebhaber entbehren, und Fidah würde reichen Stoff zu einer skandalösen Kronik liefern.

Von diesem strengen Gesezze sind aber indessen doch die jungen Mädchen ausgenommen. Wenn eine von ihnen mit ihrem Liebhaber ertappt wird, so untersteht sich Niemand, auch ihre Aeltern und nächsten Verwandten nicht einmal, ihr deßwegen Vorwürfe zu machen, indem sie ein völliges Recht über ihre Person hat. Es gereicht ihr ganz und gar nicht zum Schimpfe, wenn sie vor ihrer Ehe Kinder gehabt hat; dieser Umstand dient ihr vielmehr zur kräftigstwirkenden Empfehlung, weil dieses ihrem künftigen Ehemanne Hoffnung zu vielen Kindern macht, welche in diesem Lande für Reichthum gehalten werden. Es sind aber die Weiber hier nicht sehr fruchtbar und nur wenige haben über drei Kinder. Ein Weib welches fünf oder sechs geboren hat, wird sehr hoch gehalten. Im vier oder sechs und zwanzigsten Jahre hören sie gemeiniglich auf, zu gebären.

Der mühselige Zustand der Weiber in diesem Lande verleitet viele junge Mädchen zu einem

lüderlichen und ungebundenen Leben. Weil sie über ihre eigene Person vollkommen Meister sind, so verlassen sie ihre Aeltern, leben für sich und handeln auf eigene Rechnung. Sie überlassen sich demjenigen, der sie am besten für ihre Gunstbezeugungen bezahlt, weil sie wissen, daß dies ihnen gar keinen Schandflek anhängt. In dem ganzen Lande Fidah gibt es eine grosse Menge öffentlicher Huren, welche wolfeiler sind, als an der Goldküste. An den Landstrassen sieht man gewöhnlich viele Hütten nicht über zehn Fuß lang und sechs Fuß breit, worin diese Geschöpfe an ihren bestimmten Tagen in der Woche zu Jedermanns Bedürfniß liegen müssen; weil nun diese Länder sehr volkreich, und die Sklaven in grosser Anzahl sind, die verheuratheten Weibspersonen aber sehr enge eingesperrt gehalten werden, so müssen diese Huren an solchen Tagen nothwendig viele Beschäftigungen haben. Der gesezte Preiß ist drei kleine Buschisschalen, die hier ungefähr einen Heller gelten; hievon müssen sie sich unterhalten, und ausserdem können sie an den andern Tagen arbeiten, wenn es ihnen beliebt. Weil sie hier Niemands Eigenthum sind, so haben sie auch keine Aufseher, und werden auch nicht feierlich eingeweiht, wie auf der Goldküste. Es pflegen aber einige von den vornehmsten und reichsten Negerinnen auf ihrem Todbette einige fremde Sklavinnen zu kaufen, und sie dem gemeinen Wesen, als öffentliche Huren zu schenken. Dieses halten die gutherzigen Seelen für ein

sehr verdienstliches Werk, und die Negern glauben steif und vest, daß solche öffentliche Wohlthäterinnen die Belohnung dafür im andern Leben empfangen werden, und daß, je mehr Huren sie kauften, desto grösser ihr Lohn jenseits seyn würde. Das Ende dieser Kreaturen ist gewöhnlich elend und jämmerlich; sie müssen viel ausstehen, und werden frühe von der Lustseuche angestekt und aufgerieben, so daß sie selten ein mittelmässiges Alter erreichen.

Da die Fidaher so viele Weiber haben, so läßt sich auch eine grosse Anzahl Kinder vermuthen, denn obgleich die Weiber nicht sehr fruchtbar sind, so gibt es doch wenig ganz unfruchtbare, und die Männer sind von Natur vollblütig, essen und trinken gut, und bedienen sich ausserdem noch anderer Reizungen. Es gibt Männer, die über zweihundert Kinder haben. Hieraus läßt es sich erklären, daß, ohngeachtet jährlich so viel Sklaven ausgeführt werden, das Land dennoch so volkreich ist.

Die Negern schlafen nie bei ihren Weibern, wenn diese schwanger sind, oder die monathliche Reinigung haben, welches eine Ursache mehr zur Vielweiberei ist. Ausserdem besteht eines Mannes Vermögen grossentheils in der Anzahl seiner Kinder, mit denen er, den ältesten Sohn ausgenommen, nach Belieben schalten und walten kann; auch werden die Knaben oft als Sklaven verkauft. Welchem Umstand jedoch der französische Reisebe-

schreiber des Marchais widerspricht, und im Gegentheil den Fidahern viele våterliche Neigung gegen ihre Kinder zuschreibt.

Zwischen den Kindern ihrer rechtmåssigen Weiber, und denen die sie mit ihren Sklavinnen erzeugt haben, machen sie keinen Unterschied und halten die lezteren für so frei als die ersteren, welches sogar auch der König thut.

Die Kinder reden mit ihren Aeltern, und die Weiber mit ihren Männern nie anders, als auf den Knien, ausgenommen wenn die Weiber Betas oder Schlangenpriesterinnen sind; denn alsdann ist das Gesez Kraft ihrer Einweihung umgekehrt, und sie fordern eben dieses Zeichen der Unterthänigkeit von ihrem Manne. Die jüngern Brüder oder Schwestern sind eben diese Ehrerbietung den älteren schuldig, bei Strafe einer Geldbusse, welche die lezteren bestimmen können. Es scheint nicht, daß die Kinder eben so viel Ehrerbiethung gegen ihre Mütter, als gegen ihre Våter haben. — Die Weiber erweisen einander eben solche Höflichkeiten als die Männer, und da das andere Geschlecht gemeiniglich in die Zeremonien verliebt ist, so ist es wahrscheinlich, daß sie dieselben noch übertreffen.

Die Beschneidung der Kinder, vornehmlich der Knaben ist hier gewöhnlich, wovon sie keine Ursache weiter angeben können, als daß es ihre Våter

vor ihnen so gemacht haben. Es sind hier die Mädchen sowohl als die Knaben der Beschneidung unterworfen. Die Negern sind, was diesen Gebrauch betrift, sehr von einander unterschieden. Einige thun solches im vierten, fünften, oder sechsten, Andere aber im achten oder zehnten Jahre ihres Alters.

Nach des Vaters Tode erbt der älteste Sohn nicht nur alle seine Güter und sein Vieh, sondern auch seine Weiber, welche er sogleich als seine eigenen betrachtet und sich ihrer bedient, seine eigene Mutter ausgenommen, welcher er ein besonderes Gemach und Unterhalt bestimmt, wenn es ihr daran fehlt. Diese Gewohnheit ist nicht nur bei dem Könige und den Grossen, sondern auch bei dem gemeinen Manne üblich. Die gemeinen Leute können aber weder ihres Vaters Haus niederreißen, noch abbrennen, noch einige von des Erblassers Weibern oder Sklaven aufopfern, wie es bei des Königs Ableben geschieht. Denn hiezu müssen sie des Königs Bewilligung haben.

§. 5.

Vergnügungen.

Die Fidaher sind nicht so sehr auf ihren Handel und ihre Gewerbe erpicht, daß sie nicht auch nebenher Vergnügungen suchen und lieben sollten.

Ihr vornehmster Zeitvertreib ist das Spiel. Sie sezzen alles was sie haben auf das Spiel. Wenn Geld und Gut verloren ist, so wagen sie zuerst Weib und Kind, hernach sogar Vaterland und ihren eigenen Leib; denn der Gewinner verkauft den Verspieler an die Europäer. *)

Die Fidaher haben einige Glüks- und einige Uebungsspiele. Von den ersteren kennen sie drei Arten.

Das erste dieser Spiele heißt: **Attropoe**, das ist **mit sechs Buschis**. Es versammeln sich dazu ihrer zwölf oder fünfzehn Negern, welche rund um eine auf die Erde gebreitete Matte herum sizzen; ein jeder hält drei Buschis mit seinem Zeichen in der Hand. Nachdem sie nun das gesezt, um das sie spielen wollen, welches niemals unter fünf Gallinas Buschis (oder vier französischen Livres) ist, so legen sie das Geld auf die Matte; einer von den Spielern nimmt seines Nachbars drei Buschis, schüttelt sie mit seinen eigenen in der Hand herum, und wirft sie alle sechs auf die Matte; wenn nun seine drei an der Seite denen seines Gegners gegen über liegen, so gewinnt er den Wurf; ist es aber nur einer von seinen Buschis, so verliert er. Sind es zwei, so gilt der Wurf nichts, und sie fangen wieder an, sezzen aber doppelt. Wenn der zweite Wurf wieder so ist; so verdreifachen sie den Saz bis einer von den Spielern gewinnt.

*) Also wie die alten Deutschen.

Der Gewinner fährt so lange fort, wider Jeden rund herum zu spielen, bis er selbst verliert, und dann kann er nicht weiter spielen, als bis die Reihe wieder an ihn kömmt.

Das zweite Spiel mit vier Buschis ist fast auf eben diese Art. Nur müssen, wenn man gewinnen will, zwei Buschis auf der einen, und zwei auf der andern Seite liegen, sonst gilt der Wurf nichts, und der Saz wird verdoppelt. Dies Spiel ist leichter als das erste. Es ist sich zu wundern, daß die Europäer nicht den Gebrauch der Würfel hier eingeführt haben, welche vermuthlich vielen Betrügereien vorkommen würden, die mit ihren Buschis vorgehen.

Drittens. **Mit runden Steinen oder Palmkernen** von der Grösse eines Eies, die wie die Buschis gezeichnet sind. Die Zahl der Spieler kann drei, sechs, neun oder zwölf seyn; Jeder legt seinen Saz vor sich. Drei davon fangen das Spiel zugleich an, und drehen ihre Bälle oder Steine auf der Matte herum. Wenn einer von diesen Bällen beim Herumdrehen die beiden andern von der Matte treibt; so gewinnt der Spieler ihre beide Einsäzze; stößt er aber nur einen hinab, so bekömmt er auch nur den Einsaz desjenigen, dem der Ball gehörte. Bleiben sie aber alle auf der Matte, so fangen sie von neuem an und verdoppeln den Saz. Der Gewinner spielt mit zwei andern Personen, bis er verliert oder herum ist.

Es gehört zu diesem Spiele viel Geschiklichkeit und die Parteien sind dabei so still, wie die Spieler auf dem Ridotto zu Venedig.

Diese Spiele sind von den Königen von Fidah oft verboten worden. Sie haben aber noch ein Spiel, welches nie dieses Schiksal hatte, weil es bloß in der Uebung und Geschiklichkeit besteht. Die Negern stekken nämlich einen Pfahl in die Erde, vierzig oder fünfzig Schritte von dem Orte weg, wo die Schüzzen stehen. Auf die Spizze dieses Pfahls bevestigen sie einen Ball von leichtem oder weichem Holze, ungefähr anderthalb Zoll breit im Durchschnitte, und sezzen Wetten, wer denselben in zwei, drei, fünf, oder sieben Schüssen aber nicht mehr treffen oder wegschiessen würde. Derjenige, welcher ihn, in der gegebenen Zahl von Schüssen verfehlt, verliert seinen Saz, welcher nie weniger, als vier oder fünf Kronen Gold in Buschis ist.

Dies sind alle ihre Spiele, bei welchen die Zuschauer oft mehr verlieren, als die Spieler, und beide oft nicht allein ihr Vermögen, sondern auch ihre Freiheit einbüssen. —

Wenn sie sonst nichts zu thun wissen, so versammeln sich die Fidaher unter den Bäumen oder in einem Walde, einem Hause das zu gesellschaftlichen Unterredungen und Versammlungen gebauet ist, wo sie den ganzen Tag mit Schwazzen, Rau-

chen und Palmwein = oder Brantweintrinken zu=bringen.

Zu anderer Zeit vergnügen sich die Fidaher mit Tanzen und Singen. Sie sind, wie alle andere Negern auf diesen Küsten, grosse Liebhaber dieser Ergözzungen, welche ihnen Abends zur Erho=lung nach den Beschwerlichkeiten des Tages die=nen. Sie tanzen sehr ungebärdig, indem ihr ganzer Tanz bloß ein seltsames beständiges Hü=pfen auf einem Beine, mit wunderlichen Beugun=gen des Kopfs, der Arme und des Leibes ist.

Ihre Musik ist mit der auf der Goldküste ei=nerlei, aber besser. Sie sind auch bescheidener in dem Gebrauch derselben und plagen Niemand des Morgens mit dem Getöse ihrer Musik.

Ihre musikalischen Instrumenten sind: Trom=meln, Kesselpauken, Trompeten oder Hörner, Flöten u. d. gl. Die Trommeln sind blosse Stükke eines ausgehölten Baumstamms. Eine solche Trom=mel ist an dem einen Ende offen und an dem an=dern mit einem Stükke von eben dem Holze zuge=macht. Sie nehmen hiezu das leichteste Holz, das sie finden können, und machen sie auf zwölf oder dreizehn Zoll im Durchschnitt und zwei und zwan=zig tief. Das offene Ende bedekken sie mit einem Ziegen = oder Schaffelle, welches wol geschabt und mit Strikken von Binsen an hölzernen Pflök=ken befestiget ist. Die Trommel ist mit einem kur=zen Stükke Zeuch oder Leinwand umgeben, wie

unsre Kesselpauken, nebst einem zusammen gerollten Stükke Kattun, womit dieselbe an dem Hals des Trommelschlägers befestigt wird. Sie bedienen sich nur eines Trommelstoks mit einem runden Knopfe an dem Ende. Diesen hält der Trommelschläger in seiner rechten Hand, und schlägt auch mit seiner linken, zuweilen mit den Fingern, zuweilen mit der Faust darauf. Der Klang dieser Trommeln ist dumpf und rauh. Die Negern lieben die europäischen Trommeln sehr, man kann sie aber nicht dahin bringen, zwei Stökke dabei zu brauchen.

Der König von Fidah hatte bei seiner Hofmusik auch eine Art von Kesselpauken, die so wie die beschriebenen Trommeln aber breiter und länger waren. Jeder Pauker hatte nur eine, die er aber nicht um den Hals trug, sondern die von dem Dache des Zimmers des Königs an Seilen herabhieng.

Die Trompeten der Fidaher sind von Elfenbein, von verschiedener Länge und Breite. Sie können eher Hörner genennt werden, und klingen fast wie diejenigen, deren sich die Kuhhirten in einigen Theilen von Europa bedienen. Es ist viel Arbeit an einem solchen Instrumente, und es gehört viel Zeit dazu eines zu machen. Diese Trompeten geben verschiedene Töne, keiner aber verdient wegen seines Wolklangs musikalisch genannt zu werden.

Ihre Flöten sind Röhren von verschiedener Län-

ge und Dikke, und bestehen aus dünnen zusammen gelöteten eisernen Blechen, und haben nur ein Loch auf der ganzen Seite. Ihre verschiedenen Töne sind nach ihrer verschiedenen Dikke. Sie sind sauber gefeilt und geben einen scharfen knarrenden Ton, den nur Negerohren vertragen können.

Der König und die Grossen haben noch ein anderes musikalisches Instrument. Es ist ein Weidenkorb, wie eine grosse runde Flasche gestaltet, von ungefähr sechs oder acht Zollen im Durchschnitte, und ungefähr zehn Zoll hoch den Hals nicht mitgerechnet, welcher auch fünf Zoll lang ist und zum Handgriffe dient. Dieser Korb ist mit Schalen gefüllt, welches vermuthlich Buschisschalen sind. Der welcher darauf spielet hält dieses Instrument in der linken Hand an dem Hals, und schüttelt die darin befindlichen Schalen nach dem Takte, schlägt auch zu Zeiten mit der rechten Hand auf den Korb. Der Klang von diesem Instrumente gleicht den Kinderklappern die mit Steinen angefüllt sind.

Ein anderes hier gebräuchliches musikalisches Instrument ist ein holer eiserner Zilinder einen Zoll breit im Durchschnitte, welcher Schraubenweise um einen Stok geflochten ist. Die Enden dieses Zilinders sind offen. Die Spizze des Stoks ist mit einem kupfernen Hahn geziert, das andere Ende dient zu einem Handgriffe und man bläßt darauf wie auf einer Flöte.

Noch ein anderes ist eine Art Trommel, deren Körper ein irdener Topf ist, wie ein Ball gestaltet, er hat ungefähr einen Fuß im Durchschnitt, eine sechs Zoll breite Mündung, und ist mit einem Zoll hohen Rand umgeben. Diese Mündung bedekken sie mit einem Pergamente, oder einem wohlgeschabten Felle, und bevestigen es an einem weidenen Reife, der über dem Rande ist. Auf diesem Instrumente spielen nur die Weiber. Sie halten es vor sich, kauern dabei auf die Erde nieder, und schlagen mit einem hölzernen Stokke, der am Ende rund ist, auf die Höhlung. Diesen haben sie in der rechten Hand, und zugleich schlagen sie mit der Linken oder den Fingern auf das Fell. Dies Instrument ist nicht angenehmer, als die bereits beschriebenen.

Da die Fidaher einen guten Geschmak und ein musikalisches Ohr haben, so ist sich zu verwundern, daß sie die Musik der Europäer nicht nachgeahmt haben. Im Gegentheil bleiben sie an ihrem unförmlichen Getöse hangen, das mehr dem Gebrülle wilder Ochsen als einer Musik gleicht. —

§. 6.

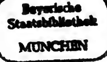
Krankheiten, Tod und Begräbnis.

Die Luft von Fidah ist für die Europäer äusserst ungesund, insonderheit bei Nacht. Das beste

Mittel

Mittel, sich dagegen zu verwahren, ist, daß man sich eingeschlossen und vor der Luft bedekt hält, daß man Kopf und Brust wol bekleidet, mäßig lebt, sich der starken Getränke, der Weiber und der Landesfrüchte enthält, und sich vor aller schweren Arbeit in der Hizze des Tages, so viel als möglich, in Acht nimmt. Die Negern, welche daran gewöhnt sind, können die Sonnenstralen auf dem bloßen Kopfe ertragen. Die Europäer bekommen aber leicht dadurch einen Sonnenstich und hizzige Fieber mit starken Zufällen von Wahnwiz, welche gemeiniglich in drei Tagen den Tod herbei führen; diejenigen Schiffshauptleute, welche ihre Besazzung erhalten wollen, können auf die Aufführung derselben nicht Acht genug geben.

Diese hizzigen Fieber wüten meistentheils im Junius, Julius und August, und zeigen sich durch grosse Schmerzen im Haupte und den Nieren, durch Erbrechen, Nasenbluten, unerträgliche Dürre und Trokkenheit auf der Zunge, wodurch sie ganz schwarz wird. Ausser diesen hizzigen Fiebern, die immer sehr gefährlich sind, und den abwechselnden Fiebern, die wie in Europa kurirt werden, aber zuweilen auch tödtlich sind, ist der Durchfall hier sehr gemein, welchen man den Landesfrüchten und dem Wasser zuschreiben will. Diese Krankheit ist am schwersten zu heben, weil sie die Fremden zu allen Jahrszeiten angreift. Sie ist gemeiniglich eine Folge, entweder von abwechselnden Fiebern, oder, wie schon gesagt, des übermäßigen

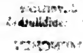


Genusses der Landesfrüchte, oder aber auch des zu häufigen Gebrauchs abgezogener Getränke. Die Art, diese Krankheit hier zu kuriren, ist, daß man den Kranken alle drei Tage mit reiner Rhabarbar purgirt, und dies so lange fortgesezt, bis die bösen Säfte abnehmen. Dann sezt man sechs Gran feinen Katholikon zu der Rhabarbar; man muß aber nicht vergessen, täglich auch zusammenziehende und gelinde Klistire zu brauchen.

Die Europäer sind auch den Nervenwürmern unterworfen, die bei ihnen schwerer zu kuriren sind, als bei den Negern. Man hat Beispiele, daß sie erst ein Jahr oder fünfzehn Monate nach der Zurükkunft in Europa zum Vorschein gekommen sind.

Die Fidaher sezzen bei ihren Krankheiten nicht die gröste Hoffnung auf die Arzneien, sondern auf ihre Fetische. Sie übertreffen noch die Negern auf der Goldküste in der Menge der Opfer, die sie diesen Gözzen darbringen, wozu einige oft ganze Tage brauchen. Die Arzneimittel sind mit denen auf der Goldküste üblichen einerlei; die Opfer aber sehr verschieden. Es hat in diesem Lande jede Person einen besonders hiezu bestimmten Plaz unter freiem Himmel, der mit Schilfe und andern Pflanzen umzäunt ist. In diesem geweihten Orte opfern sie beständig, um Gesundheit und Wohlfart zu erhalten.

Sie fürchten sich so sehr vor dem Tode, daß sie nicht gern davon reden hören, in der Meinung,



daß dies ihn beschleunigen würde. Es ist ein Hauptverbrechen, vor dem Könige oder einem Grossen davon zu sprechen.

Die Vornehmen begraben ihre Väter in einer dazu gemachten Gallerie. Der Leichnam wird in die Mitte gesezt. Auf das Grab legen sie des Verstorbenen Schild, Bogen, Pfeile und Säbel, und umgeben solche mit ihren eigenen und andern Familienfetischen. Je zahlreicher diese sind, desto grösser ist das Grabmal. Ob sie gleich Flinten und Pistolen gebrauchen, so legen sie doch solche niemals auf ihre Gräber.

Es ist eine unverbrüchliche Gewohnheit unter ihnen, daß der Erbe nach seines Vaters Tode zwölf ganze Monate wartet, ehe er das Haus bezieht, worin der Verstorbene gewohnt hat, und so lange enthält er sich auch, bei seines Vaters Weibern zu schlafen. Diese leztern müssen während der Zeit besonders wohnen, und weder Halsbänder, Ringe, noch Armbänder tragen. Es ist ihnen nur ein Pagne von Matten zur Trauer vergönnt.

---

§. 7.

Religion und Aberglaube.

Die Fidaher haben zwar einigen verwirrten und dunkeln Begriff von einem höchsten Wesen, dessen Wohnung sie in den Himmel sezzen. Sie

halten es für allmächtig und allgegenwärtig. Sie glauben, daß diese höchste Gottheit das Gute belohne und das Böse bestrafe; die Erschaffung der Welt schreiben sie ihr auch zu. In allgemeiner Noth, wenn sie vergeblich die Fetische um Hülfe angefleht haben, geschieht es wol auch, daß sie diesen höchsten Gott anrufen, ganze Tage und Nächte hindurch ihm zu Ehren tanzen und singen, und ihm nicht nur Thiere, sondern auch junge Personen beiderlei Geschlechts opfern. — Sie haben einen gewissen Begriff von der Hölle, dem Teufel und der Erscheinung der Geister. Der Hölle weisen sie einen gewissen Ort unter der Erde an, wo die Gottlosen und Verdammten mit Feuer bestraft werden.

Ob sie gleich weder Juden noch Muhammedaner sind, so haben sie doch, wie schon erinnert worden ist, gleich anderen Negervölkern, die Beschneidung; aber ohne viele Zeremonien, und nicht mit der Hälfte von denen Feierlichkeiten, mit welchen sie unter den Negern am Senegal begleitet ist. Wann die Kinder stark genug sind, die Beschneidung auszuhalten, so führen sie solche zu einem von ihren Wundärzten. Der Vater legt das Kind über seine Knie, und der Wundarzt fasset die Vorhaut an, und schneidet sie ab, und wascht dann die Wunde mit kaltem Wasser, um das Blut zu stillen. Die Wunde heilt gemeiniglich, ohne etwas zu brauchen, in drei Tagen. — Sie geben keine Ursache von diesem Gebrauche an, sie wissen auch

nichts anders davon zu sagen, wie er bei ihnen eingeführt worden, als: ihre Vorfahren hätten es gethan, und sie müßten daher eben das thun.

Ohngeachtet aber die Fidaher einigen Begriff von dem höchsten Wesen haben, so beten sie es doch gewöhnlicher Weise nicht an, und opfern ihm auch nicht. Denn Gott, sagen sie, ist allzuhoch über uns erhaben und zu groß, als daß er sich erniedrigen sollte, an das menschliche Geschlecht zu denken. Er überläßt daher die Regierung der Welt den Fetischen, und an diese, als Wesen im andern, dritten, vierten Grade von Gott, und unsere verordneten rechtmäßigen Beherrscher sind wir verbunden, uns zu wenden.

Die Fetische der Fidaher können in zwei Klassen getheilt werden, in die obern und untern, oder allgemeinen und besondern. Von der allgemeinen und obern Klasse gibt es viererlei; nämlich: die Schlange, die Bäume, das Meer und Agoye. Zu diesen kann man noch einen fünften sezzen, nämlich: den Fluß Lagos (Eufrat), welcher durch Fidah fließt; andere Reisebeschreiber rechnen nur drei Hauptfetische, ohne des Agoye zu erwähnen. Die Schlange ist der Vornehmste unter allen ihren Fetischen. Weil wir aber in der Folge von diesem Thiere und dessen Dienste weitläufigere Nachricht geben wollen, so wollen wir hier nichts mehr davon sagen.

Die andere Art von allgemeinen Fetischen sind

einige hohe Bäume, an deren Ausbildung die Natur ihre größte Kunst verwendet zu haben scheint. Zu diesen Bäumen wird nur zur Zeit der Krankheit um Wiedergenesung gebetet und geopfert. Diese halten sie so gut für ein Werk der Bäume als der Schlange. Denn sie halten dafür, und zwar mit vollem Rechte, wenn der verehrte Baum nichts Gutes thut, so werde er auch nichts Böses thun. Diejenigen Opfer, welche die Bäume von den Kranken bekommen, bestehen im Blättern von Hirse, Mais oder Reiß. Diese legt der Priester an die Wurzel des Baums, an welchen der Kranke seine Andacht richtet. Darauf nimmt er sie mit nach Hause, wenn ihm der Kranke nicht Geld gibt, daß er sie so lange liegen lasse, bis sie von den Hunden, Schweinen, oder Vögeln gefressen werden.

Der dritte allgemeine Fetisch ist das Meer, welches sowol als die Bäume sein eigenes Amt hat, nicht anders als die Bedienten eines Königs. Es darf aber keiner von beiden einen Eingriff in das Amt der Schlange thun. Vielmehr hat diese die Freiheit, die beiden andern zu mahnen, wenn sie faul oder nachläßig sind. Wenn das Meer so stürmisch ist, daß es die Einwohner am Fischen, oder die Europäer an der Ausschiffung ihrer Waaren hindert, zumal wenn lange keine Schiffe da gewesen sind, und sie mit Verlangen aufs eines gewartet haben, so bringen sie ihm bei solcher Gelegenheit grosse Opfer, indem sie allerhand Arten von

Gütern hineinwerfen; die Priester aber sind zu dieser Art von Opfern nicht sehr beförderlich, weil sie davon nichts für sich behalten können. Jedoch zuweilen, wenn es so stürmisch ist, daß der Handel verhindert wird, so fragt man den grossen Opferpriester, und wenn seine Antwort es so mit sich bringt, so wird ein Umgang nach dem Meere angestellt. An dem Ufer wird ein Ochs und ein Schaf geschlachtet, deren Blut man in das Wasser hinein fliessen läßt, und dann wirft man einen goldenen Ring, so weit nur ein Mann werfen kann, in das Meer. Der ganz schlechte Ring und das Blut gehen verloren. Das Fleisch der geschlachteten Thiere aber gehört dem Oberpriester.

Es wird ein anderer jährlicher Umgang an den Hauptfluß von Fidah gethan, der für einen Fetisch gehalten wird. Er ist aber nicht so feierlich, wie derjenige, welcher der Schlange zu Ehren geschieht. Voran gehen vierzig von der Leibwache, oder den Musketierern, darauf folgen fünfzehn königliche Weiber vom dritten Range, welche die Geschenke des Königs tragen. Der Oberzeremonienmeister geht allein, als des Königs Abgeordneter, und hat zwanzig Trommelschläger, zwanzig Trompeter, und zwanzig Hoboisten von der königlichen Musik bei sich. Der Oberpriester wartet indessen mit seinen andern Priestern an dem Ufer des Flusses, wo er die Geschenke annimmt, und sie mit den gewöhnlichen Zeremonien in den Fluß wirft, nämlich denjenigen Theil davon, welcher dem Fe-

tisch zugehört, als etliche Hände voll Reiß, Mais und Hirse; denn das übrige behält er weislich für sich.

Agoye, der vierte und lezte allgemeine Fetisch, ist ein häßliches meerkazzenmäßiges Bild von schwarzer Erde, oder Thone, welches eher einem Frosche als einer menschlichen Gestalt ähnlich sieht. Es steht oder kauert vielmehr auf einem Fußgestelle von rothem Thone, an welchem ein Stükchen rothes mit Buschis beseztes Tuch hängt. Um den Hals ist ein Band von Scharlachtuche eines Fingersbreit, an welchem vier Buschis hängen. Der Kopf ist mit Eideren und Schlangen gekrönt, zwischen welchen rothe Federn untermischt sind, und aus dem Schädel geht die Spizze einer Assagaie hervor, die durch eine grössere Eidere durchgeht, und dazwischen ist ein silberner zunehmender Mond. Dieses Gözzenbild steht auf einem Tische in dem Hause des Oberpriesters. Vor demselben stehen drei hölzerne Schalen oder halbe Kalabaschen, in deren jeder fünfzehn bis zwanzig kleine irdene Kügelchen sind.

Dieser Agoye ist der Gott des Raths, den sie ordentlich als ein Orakel befragen, ehe sie etwas Wichtiges vornehmen. Die, welche diesen Fetisch um Rath fragen, wenden sich an den Oberpriester, und zeigen ihm an, weswegen sie herkommen. Darauf reichen sie dem Agoye ihr Opfer, und geben dem Priester, als dessen Ausleger, seine

Gebühr. Wenn der Priester zufrieden ist, so nimmt er die Schalen in die Hand, und nach verschiedenen Verdrehungen der Gebärden, die der Fragende mit grosser Ehrerbietung ansieht, wirft er die Kügelchen auf gerathewohl aus einer Schale in die andere, bis in jeder eine ungleiche Zahl zum Vorscheine kommt. Er wiederholt dies zu verschiedenen Malen, und wenn die ungleiche Zahl immer wieder herauskommt, so wird das Vorhaben für glüklich gehalten. Ob nun gleich die Negern öfters das Gegentheil finden, so haben sie doch ein solches Vorurtheil für diese Orakelspüche daß sie die Schuld allezeit sich selbst und nicht dem Agoye beimessen. Die Weiber sind dieses Orakels beste Kunden, und der Priester kann aus seiner Puppe viel lösen, welche etwa achtzehn Zoll hoch ist. Seine Krone und sein Fußgestelle ist jedes einen Fuß lang.

So willig auch Agoye den Schwarzen mit seinem Rathe beisteht, so werden doch ihm zu Ehren eben so selten öffentliche Umgänge angestellt, als um der Bäume willen. Diejenigen, welche diese zwei allgemeinen Fetische wegen ihrer eigenen Angelegenheiten besuchen, geben ihre Opfer in die Hände der Priester, und diese verstehen ihr Handwerk allzugut, um nicht mit ihrem anvertrauten Pfande recht zu wuchern.

Ausser den gedachten öffentlichen und allgemeinen Fetischen haben diese Negern eine unzähliche

Menge Bilder und Symbole als besondere Fetische, indem jede Privatperson ihrer so viel nimmt als ihr gefällt. Diese sind gewöhnlich aus fetter Erde, oder aus weißem Töpferthone gemacht fünf bis sechs Zoll hoch, und man sieht sie häufig in ihren Häusern, Kammern, Feldern, auf den Straßen und Fußsteigen in dem ganzen Lande, in besonders dazu gemachten Hütten und Nischen. Ueberdies sieht man eine grosse Menge von Thonhütten die überall aufgerichtet sind, um diejenigen Schlangen darin zu verwahren, die man von ungefähr auf der Strasse findet. Diese Hütten nennen sie nach der portugiesischen Sprache Kasos de Dios, oder Gotteshäuser.

Die untern Fetische, die zu geringern Absichten gebraucht werden, sind aus Steinen, Knochen, Holz oder Erde gemacht. Die Negern aber unterscheiden sie dadurch von andern, daß bei ihnen dieser kleine Fetisch die erste Sache ist, wornach sie sehen, wenn sie zu einem gewissen Vorhaben oder Geschäfte entschlossen sind, und welches sie öfters zu einem Entschluße bewegt. Aus dieser Ursache wird er aufbehalten, und angerufen. Geht es ihnen nach Wunsche, so wird er dem Hauptgözzen zu Ehren verwahrt, und bekömmt dann und wann so einen Daschis oder Geschenke; geschieht es aber nicht; so werfen sie ihn weg. Zum Beispiel, wenn ein Neger etwas Wichtiges vor hat, so geht er ohne Verzug aus, und sucht sich einen Fetisch um

seinem Vorhaben einen glüklichen Ausgang zu verschaffen. Er ergreift das erste Geschöpfe; das ihm begegnet, als einen Hund, eine Kazze, oder sonst ein verächtliches Thier, und wenn dies nicht ist, einen Stein, ein Stük Holz, oder sonst Etwas von dieser Art. Dieser neuerwählte Fetisch wird sogleich mit einem Opfer beschenkt, wobei er das feierliche Gelübde thut, daß wenn es ihm gefiele, sein Vornehmen zu segnen, so wolle er ihn allezeit als seinen Beschüzzer verehren und anbeten. Wenn es nun glüklich von statten geht, so ist ein neuer und hülfreicher Fetisch entdekt, der täglich neue Opfer bekömmt; wo nicht, so wird er als ein unbrauchbares Werkzeug weggeworfen und verfällt wieder in seinen anfänglichen Zustand. —

Dieser Aberglaube ist schon ein grosses Hinderniß für die Ausbreitung der kristlichen Religion unter diesen Negern; aber ein noch grösseres ist die Vielweiberei. Dennoch bewog die Nachricht von dem Glauben der Fidaher an die Einheit des höchsten Gottes die Franzosen im Jahr 1667 zwei Kapuziner als Missionnare dahin zu bringen. Diese Priester welche die Sprache des Landes erlernt hatten, predigten mit solchem Erfolg, daß der König geneigt war, den römischen Glauben anzunehmen, worauf die gänzliche Bekehrung des Volks erfolgt seyn würde, wenn nicht die hier wohnenden Protestanten geglaubt hätten ihre Handlung würde hiedurch zu Grunde gehen. Sie brauchten deswegen so viel Ränke, und bestachen die

schwarzen Priester, daß sie einen Aufstand wider die zwei Missionnare erregten. *) An eben dem Tage, an welchem der König getauft werden sollte, ward das Volk aufrührisch, zündete die Kapelle an, umringte den Pallast des Königs und würde die Kapuziner getödtet haben, wenn der König sie nicht geschüzt hätte. Dieser ward durch den Aufruhr auf andere Gedanken gebracht. Er versprach seinen Priestern, der Religion seiner Väter treu zu bleiben, und schikte die Missionnare fort. Der eine davon starb etliche Tage hernach, entweder aus Bekümmernis, oder wie man vermuthet, an Gifte, und der andre ward genöthigt zu Schiffe zu gehen; hiedurch wurde dann der Aufruhr wieder gestillt. Im Jahre 1670 wagte die im Jahr 1664 errichtete französische Kompagnie einen neuen Versuch, und schikte zwei Jakobiner hieher ab, die mit allen Nothwendigkeiten wohl versehen waren, und die Sprache verstanden. Aber eben jene Europäer welche schon den ersten Versuch vereitelt hatten, widersezten sich ihnen so sehr, daß sie weder bei dem Könige, noch bei den Grossen im Lande zum Gehöre gelangen konnten, und daß auch das Volk ihnen nicht zuhörte, wenn sie predigen wollten. Dies war der lezte Versuch der Franzosen in dieser Art.

*) So erzählt es Des Marchais. Ich denke aber, es bedurfte bei den Fidahschen Priestern wol keiner Bestechung um sie gegen die neue, ihnen so nachtheilige Religion aufzuhezzen.

Auch die Portugiesen zeigten Anfangs keinen geringern Bekehrungs = Eifer als die Franzosen, und bemühten sich sehr, ihre Religion hier fortzupflanzen. Im Jahr 1698 oder 1699 kam ein Augustinermönch aus der Insel **St. Thomas** zur Bekehrung der Negern in Fidah an. Seine Bemühungen waren aber der schon angezeigten Ursachen wegen vergeblich. Die Messe fanden die Fidaher sehr schön; sie wollten aber doch lieber bei ihren Fetischen bleiben, und wenn ihnen vorgestellt wurde, sie würden in die Hölle kommen, wenn sie nicht Busse thäten; so antworteten sie ganz kalt: wir sind nicht besser als unsere Vorfahren, die eben diesen Gottesdienst hatten, wenn wir daher das ewige Feuer leiden müssen, so haben wir uns mit ihrer Gesellschaft zu trösten!

Es ist aus all diesem so viel sichtbar, daß vielleicht politische Absichten die Könige von Fidah mögen bewogen haben, römische Priester einige Mal aufzunehmen; aber Ernst war es ihnen gewiß nie, am wenigsten der ganzen Nazion, dem alten hochverehrten Gözzendienste zu entsagen. —

Die Schlange, *) welche der Hauptfetisch, oder der vornehmste Gegenstand der Anbetung unter den Fidahern ist, hat einen runden dikken Kopf, die Augen sind offen und schön. Die Zunge ist kurz und wie ein Spies zugespizt und ihre Bewe=

*) Man sehe oben im naturhistorischen Abschnitte.

gung ist langsam, ausser wenn sie auf eine giftige Schlange losgeht. Der Schwanz ist schmal und scharf und ihre Haut schön. Der Grund derselben ist weisgrau mit wellenweise laufenden gelben, blauen und braunen Streifen oder Flekken von einer angenehmen Mischung; sie sind bis auf drei Ellen lang und eines Manns Arm dikke.

Diese Schlangen sind sehr sanftmüthig, thun keinem Menschen Schaden, und so zahm daß sie sich mit der Hand streicheln lassen; wenn Jemand auf sie tritt, so gehen sie aus dem Wege, ohne sich gegen ihn umzukehren. Sie scheinen Niemand zu hassen, als die giftigen Schlangen, deren Biß gefährlich ist. Diese bringen sie um, wo sie denselben nur begegnen, und scheinen ein Vergnügen daran zu finden, wenn sie die Menschen von ihrem Gifte befreien können. Nicht nur die Negern sondern auch die Weißen streicheln diese unschädlichen Thiere, und spielen mit ihnen, ohne die geringste Gefahr. Man hat auch nicht zu befürchten, daß man die gute Art mit der giftigen verwechseln möge. Die giftige ist durchaus schwarz, auf sechs Ellen lang, und anderthalb Zoll im Durchschnitte. Sie hat einen flachen Kopf mit zwei großen, krummen Zähnen, kriechet allezeit mit aufgerichtetem Kopfe und offenem Rachen, und fällt alles wütend an, was ihr nur begegnet. Sie scheint von der eigentlichen Natternart zu seyn, wie die in Westindien.

Die Negern geben vor, der Biß oder Stich der guten Schlange habe eine Zauberkraft wider den Biß der giftigen Art; welches wie natürlich ein Mährchen ist. Man sieht aber bisweilen einen merkwürdigen Streit zwischen der zahmen und der giftigen Schlange, welche die erstere anfällt, wenn sie ihr in den Weg kommt. Ob sie aber gleich grösser und mit schädlichern Waffen versehen ist, als die andre, so kommt sie doch allezeit schlimm weg, indem sich gewiß eine Menge Schlangenverehrer über sie hermachen, und ihre Verwegenheit mit dem Tode bestrafen.

Die zahmen Schlangen sind grosse Liebhaber vom Razzenfleische. Wenn sie aber eine Razze gefangen haben, so bringen sie eine Stunde lang zu, bis sie dieselbe hinunter schlingen können, weil sie eine allzuenge Kehle haben, die sie bei dieser Gelegenheit ausdehnen müssen. Wenn eine solche Schlange unter dem Dache eines Hauses ist, so kann sie oft nicht hurtig genug loskommen, um eine Razze die vorbei läuft zu fangen; dies scheint diese zu wissen, und öfters gleichsam ihr Gespötte mit der Schlange zu treiben. —

Um der Seltenheit willen wollen wir die Geschichte des Ursprungs des Schlangendiensts wie sie Des Marchais, den Fidahern nacherzählt *) hier

*) Voyage, T. II. p. 133 et suiv. Dieser Reisebeschreiber gibt die ausführlichsten Nachrichten von dem Götzendienste der Fidaher.

anhören. Es ist gewiß, sagt er, daß dieses Thier eigentlich von Ardra hergekommen ist, ob man gleich nicht weiß, zu welcher Zeit man ihm hier zuerst göttliche Ehre erzeigt hat. Als das Heer von Fidah einst den Negern von Ardra ein Treffen liefern wollte, so kam eine grosse Schlange aus dem Heere dieser lezteren hervor, und begab sich zu den Fidahern. Sie war so zahm, daß sie Alle, die sich ihr näherten liebkosete. Der hohe Opferpriester ergriff sie sogleich um sie dem Volke zu zeigen. Dieses faßte durch dieses Wunderzeichen Muth, und fiel vor diesem gütigen Thiere nieder. Hierauf giengen sie mit solcher Herzhaftigkeit auf die Feinde los, daß sie einen vollkommnen Sieg erfochten. Sie unterließen nicht, dieses Glük der Schlange zuzuschreiben, welche sie nach Hause führten und ihr ein Haus baueten, und einen gewissen Unterhalt anwiesen, so daß in kurzer Zeit dieser Fetisch, mehr als alle andere verehrt wurde, die zuvor bei diesem Volke in Ansehn standen. Seine Verehrung nahm täglich nach dem Maße der Wohlthaten zu, die seine Verehrer, ihrer Einbildung nach, von ihm erhielten. Die drei vorigen Gottheiten hatten ihre besondern Aemter. Eine gute Fischerei suchten sie bei dem Meere, Gesundheit bei den Bäumen und guten Rath bei dem Agoye; aber jezt führte die Schlange die Aufsicht über alle Handlung, Krieg, Akkerbau, Krankheiten und Unfruchtbarkeit. Ihr erstes Haus schien zu schlecht zu seyn, und es ward ein neuer weitläuftiger

läufiger Tempel mit grossen Zimmern und Vorhöfen für sie erbaut, die schön verziert waren, und in gutem Stande erhalten wurden. Es ward ihr auch zu ihrem Dienste ein hoher Opferpriester und ein Orden von Fetischmännern gewidmet. Alle Jahre wurden einige schöne Jungfrauen ausgelesen und ihm geheiliget. Der eigentliche Ursprung des Schlangendiensts scheint jedoch in der Unschädlichkeit dieses Schlangengeschlechts zu liegen.

Merkwürdig ist es, daß die Fidaher glaubten, die Schlange, welche sie in dem grossen Schlangentempel zu Sabi anbeteten, sei wirklich noch die nämliche, welche ihre Vorfahren nach Hause gebracht, als sie durch ihre Hülfe jenen merkwürdigen Sieg erhalten hatten, der sie von der Tyrannei des Königs von Ardrah befreite. Die Nachkommenschaft dieser gütigen Schlange hat sich sehr vermehrt, und ist in keinem Stükke von den guten Eigenschaften ihrer Urgroßmutter ausgeartet.

Obgleich diese Schlangen nicht so sehr geehrt sind, als ihr Oberhaupt, so werden sie doch von den Einwohnern sehr hoch geachtet, welche sie füttern und bei sich wohnen lassen und sich glüklich schäzzen, wenn sie solche Gäste finden. Sie speisen sie mit Milch, und wenn die Schlange weiblichen Geschlechts ist, so bauen sie ihr ein kleines Häuschen, wo sie ihre Jungen hineinlegt, welche sie so lange füttern bis sie für sich selbst sorgen können.

So wie sie selbst Niemanden Schaden zufügen, so werden sie auch von Niemanden beschädigt. Wenn ein Neger eine verwunden oder todtschlagen würde, so würde man ihm den Kopf einschlagen und ihn auf der Stelle verbrennen, und alle seine Weiber, Kinder und Güter würden eingezogen. Würde ein Europäer dies thun, und entkäme er auch der Wut des Pöbels, so würde es doch der Nazion, zu der er gehört, eine grosse Summe Gelds kosten, um die Sache wieder gut zu machen. Hievon ein Beispiel.

Bei der ersten Ankunft der Engländer zu Fidah stieg ein Hauptmann von dieser Nazion ans Land, und ließ seine Ladung unter Dach bringen. In dem Hause fanden einmal seine Leute des Nachts eine Schlange, die sie ohne Bedenken todt schlugen und vor die Thüre warfen, wobei sie nichts Arges dachten, und sich die Folgen im geringsten nicht träumen liessen. Als die Negern am folgenden Morgen die todte Schlange sahen, und die Engländer ganz unschuldig gestanden, daß sie dieselbe getödet hätten, so machten die Einwohner alle diejenigen, die im Hause waren, auf der Stelle nieder, und stekten das Haus mit allen Waaren in Brand. Die Engländer wurden durch diese Grausamkeit abgeschrökt, so daß sie die Handlung nach Fidah auf einige Zeit aufgaben. Unterdessen sahen die Negern doch die Unschuld der Engländer ein, welche diese heiligen Thiere nicht kannten und führ-

ten von der Zeit an die Gewohnheit ein, den neu ankommenden Europäern einige dieser Schlangen zu zeigen, und sie zu bitten denselben keinen Schaden zuzufügen, weil sie heilig wären. Dies hat seither dergleichen Zufälle verhindert. Wenn aber ein Weisser von ungefähr eine solche Schlange todt schlagen sollte, so würde das einzige Mittel seyn, zum Könige zu fliehen, und ihm darzuthun, daß es nicht mit Vorsaz geschehen sei. Auf solche Art würde er vielleicht gegen eine Geldstrafe an die Priester loskommen.

Hiedurch werden die Europäer abgeschrökt, diese Thiere anzugreifen, ohngeachtet sie ihnen öfters zur Last fallen. Denn bei heißem Sonnenscheine kommen sie bei fünfen oder sechsen in ein Haus, und kriechen auf den Stülen, Bänken, Tischen und sogar auf den Betten herum, und wenn sie unter denselben einen warmen bedekten Ort finden, wenn etwa aus Nachläßigkeit das Bette nicht gemacht worden, so bleiben sie mehrere Tage da, und werfen wol gar ihre Jungen daselbst.

Um ihrer indeßen loß zu werden, darf man nur einen von den Eingebornen rufen, der seinen Fetisch ganz sachte zur Thüre hinaus trägt. Wenn sie aber an einen hohen Ort in die Häuser kommen, so kann man die Negern nicht so leicht bereden, dieselben wegzuschaffen, so daß man sie öfters daselbst dulden muß, bis sie von selbst weggehen.

Die unvernünftigen Thiere sind eben so wenig

von der Strafe ausgenommen, wenn sie eine Schlange tödten oder beschädigen.

Die Schweine sind grosse Liebhaber des Schlangenfleisches, sind aber deswegen auch schon mehrmalen in Gefahr gewesen, ganz ausgerottet zu werden. Die schwarzen Schlangen tödten und fressen auch viele von den zahmen, und wenn diese Feinde nicht wären, so würden jene bald das ganze Land überdekken, indem sie nicht nur sehr fruchtbar sind, sondern auch lange leben.

Obgleich die Fidaher sehen, daß dieses Thier allen Zufällen unterworfen ist, und so gut umkommen kann, als andere Geschöpfe, so sind sie doch thöricht genug, alle die Mährchen zu glauben, welche die Priester erfunden haben, um die Verehrung derselben in beständigem Ansehen zu erhalten.

Ueberhaupt tragen die Negern eine grosse Ehrerbietung für die Schlangen. Wenn zur Saatzeit der Regen oder zur Aerndtezeit das schöne Wetter ausbleibt, so geht Niemand von dem Volke aus, sobald die Nacht einbricht, aus Furcht vor dem Zorne der Schlange. Denn diese würde sie, wie sie zu glauben gelehrt werden, wenn sie zu einer solchen Zeit ausgiengen, zur Strafe ihres Ungehorsams gewiß umbringen, oder doch wahnwizzig machen. Wenn ein Europäer die Fidaher loß seyn will, so darf er nur Uebels von der Schlange reden. Dann halten sie ihre Ohren zu, und laufen zur Thüre hinaus. Dies Mittel darf aber nur ein

ein solcher Europäer brauchen, der gut mit ihnen steht; denn ein anderer würde dabei grosse Gefahr laufen.

Wenn Feuer auskommt, in welchem etwa eine von diesen Schlangen verbrennt, so halten alle, die es hören, die Ohren zu, und geben Geld zur Versöhnung des umgekommenen Fetisches, mit dem sie so nachläßig umgegangen sind. Denn sonst glauben sie, werde er bald wieder kommen, und an denen Rache ausüben, die Ursache an seinem Tode gewesen sind.

In ganz **Fidah** finden sich sehr viele Häuser und Kapellen, worin Schlangen beherbergt und ernährt werden; jede dieser Kapellen hat eine eigene alte Priesterinn, die den Fragenden mit leiser Stimme antwortet, und sich von den Speisen, die diesen Schlangen gebracht werden, erhält. Dem einen befiehlt diese delphische Priesterinn an diesem oder jenem Tage kein Fleisch von Vögeln, oder Rindern, oder Schafen zu essen, oder sich des Palmweins, oder eines andern Getränks zu enthalten, welchen Geboten sie abergläubisch nachleben, indem sie sich einbilden, daß die Uebertretung ihnen eine besondere Rache zuziehen würde.

Das vornehmste Schlangenhaus, oder der schon erwähnte Haupttempel der grossen Schlange, liegt eine Meile westwärts von der Stadt Sabi, und ist unter einem schönen hohen Baume gebaut. In diesem, sagen die Fidaher, hat die

vornehmste und grösseste von allen Schlangen ihre Wohnung. Ihrem Vorgeben nach muß sie sehr alt, und in Vergleichung mit den übrigen, eine Art von Urgroßmüttern seyn. Sie soll so dikke wie ein Mann und von einer unermeßlichen Länge seyn.

Der Weg von Sabi nach dem Schlangentempel ist der breiteste in dem ganzen Königreich, ob er gleich lange so breit nicht ist, als die Heerstraßen in Europa. Wenn er mit großen Steinen gepflastert wäre, so würde er dem Ueberrest der römischen Wege in Italien nicht unähnlich sehen, indem er gerade und enge ist. Eine große Breite würde hier unnüz seyn, wo es kein anderes Fuhrwerk gibt, als eine Hangmatte, welche zwei Negern tragen, und die keinen Plaz einnimmt.

Die Fidaher rufen besonders die Schlange bei übermäßig nassen, troknen, oder unfruchtbaren Zeiten an, bei allen Gelegenheiten, welche das gemeine Wesen angehen, um Erhaltung des Viehes, und kurz in allen Nöthen und Besorgnissen, in welchen sie sich nicht an die junge Fetischenbrut wenden wollen. Aus dieser Ursache werden ihr sehr grosse Opfer gebracht, besonders ehmals von dem Könige, der auf Veranlassung der Priester, oder der Grossen, die seine Kreaturen und Werkzeuge der Priester waren, sehr grosse Geschenke in das Schlangenhaus schikte, welche die Priester in Verwahrung nahmen. Die Opfer überhaupt bestehen im Gelde, seidenen Stoffen, allerhand

europäischen und afrikanischen Waaren, Viehe, Speisen und Getränken. Solche Geschenke wurden sonst so oft von dem Könige gefordert, daß er manchmal des Gebens müde ward, und es abschlug, um so mehr, da diese Opfer weit grösser sind, als diejenigen, welche die andern Fetische bekommen, indem sie nicht bloß in einzelnen Thieren, Vögeln oder Früchten bestehen. Der Hohepriester forderte öfters eine Menge Güter von grossem Werthe, als ganze Fässer Buschis, Pulver und Branntwein, nebst Hekatomben von Ochsen, Schafen und Federviehe. Diese Forderungen waren allzeit nach dem Eigensinne, der Nothdurft, oder dem Geizze des Hohenpriesters eingerichtet, der ganz allein den Nuzzen davon zieht; denn der Gözze selbst ist mit einem Schafe oder Vogel wol zufrieden. Weil Niemand sich dem Tempel nähern darf, als der hohe Oberpriester, nebst seinen übrigen Priestern, so ist es ihm was leichtes, die Opfer wegzunehmen, und zu seinem eigenen Nuzzen zu verwenden. Aber so blind ist das Volk, daß es mit offenen Augen nicht sieht.

Die gröste Andacht, die bei dem Dienst der grossen Schlange gezeigt wurde, war ehmals der feierliche Umgang, der ihr zu Ehren nach der Krönung des Königs angestellt ward, und bei welchem die königliche Mutter den Vorrang hatte. Drei Monate hernach verrichtete der König einen andern in Person. Ueberdies wurde noch alle Jahre ein anderer von dem königlichen Oberhofmeister im Na-

men des Königs gehalten. Ausser diesen und den Prozeßionen, die bei ausserordentlichen Gelegenheiten gehalten werden, als bei großer Dürre, oder Nässe, Seuchen, Hunger und andern Landplagen, begnügt sich die Schlange mit dem täglichen Dienst, der ihr von den Priestern und Betas erzeigt wird, und der in gewissen zu ihrer Ehre eingerichteten Gesängen und Tänzen, wenn sie ihr die Speise bringen, und in den Opfern und Geschenken des Volks besteht.

Des Marchais war bei dem Umgange zum Tempel der grossen Schlange gegenwärtig, der nach der Krönung des damaligen Königs, am sechszehnten April im Jahre 1725 gehalten wurde, und den er folgender Weise beschreibt: *)

So bald diese Prozessionen angekündigt werden, so ist der Zulauf aus allen Theilen des Reichs so groß, daß es unmöglich seyn würde, durchzukommen, wenn man nicht das Volk zu beiden Seiten in Ordnung stellte. Zu diesem Ende geht eine große Anzahl Landsknechte oder Polizeidiener mit großen Stökken voraus, um Ordnung zu erhalten und Plaz zu machen. Diese nöthigen das bei dem Thore des Tempels versammelte Volk nie-

*) Eine Abbildung davon findet man sowol bei Des Marchais im II. B. als auch im IV. B. der allg. Hist. d. Reisen, welche leztere von ersterer kopirt ist.

derzufallen und stille zu schweigen. Hierauf folgen vierzig königliche Musketiers, vier Mann hoch, unter der Anführung ihres Hauptmanns. Nach diesem kömmt der königliche Obertrompeter mit zwanzig Trompetern, und nach ihnen der Obertrommelschläger mit eben so vielen andern Trommelschlägern, die so stark schlagen, als sie können, hierauf der vornehmste Flötenspieler mit zwanzig andern. Diese drei Banden sind die königliche Hausmusik, und sie spielen manchmal besonders, manchmal aber alle zugleich. Zwölf Weiber des Königs von der dritten Ordnung gehen Paarweise, und tragen die Geschenke des Königs für die Schlange, welche in Buschis, Branntwein, Leinwand, Kalikos und Seide bestehen. Der königliche Kammerdiener geht allein mit einem Rohre in der Hand, mit bloßem Kopfe, und wie ein vornehmer Herr gekleidet, der seine Pagne auf der Erde nachschleppt. Zwanzig Trompeter je drei und drei. Vierzig Soldaten mit Musketen, je vier und vier. Zwanzig Trommelschläger, paarweise; zwanzig Flötenspieler, paarweise; zwölf Weiber des Königs von der dritten Ordnung mit geflochtenen Körben auf den Köpfen, mit Speisen für die Schlange, im Namen des Königs. Drei königliche reich bekleidete Zwerge, die lange Pagnes nach sich schleppen, welches ihnen ein noch kleineres Ansehen gibt. Der Oberzeremonienmeister, mit bloßem Haupte, und einem Stabe in der Hand, wie ein vornehmer Herr gekleidet. Vierzig Musketiers,

je vier und vier. Zwanzig Trommelschläger. Zwanzig Trompeter. Zwanzig Flötenspieler. Zwölf Weiber des Königs, welche die Geschenke der königlichen Mutter an die Schlange tragen. Drei Bediente der königlichen Mutter, die ihren Stul tragen. Der vorderste hat den Rükken des Stuls an seine Schultern angebunden, und die beiden andern tragen die Füsse desselben. Drei königliche Zwerge wie die vorigen gekleidet. Alsdann geht die königliche Mutter ganz allein mit einem Stabe in der Hand, prächtig gekleidet, und schleppt ihre Pagnes hinter sich her, und trägt einen sauber geflochtenen Hut auf dem Kopfe. Drei von ihren Frauenzimmern in prächtiger Kleidung, aber mit bloßem Kopfe. Zwölf Trompeterinnen, paarweise. Zwölf Trommelschlägerinnen. Zwölf Flötenspielerinnen. Der hohe Opferpriester mit bloßem Haupte, und einem Stabe in der Hand, und in einer Kleidung nach Art der vornehmen Herren. Zulezt ein Haufen von vierzig Musketieren, welcher den Zug schließt, nebst einigen Polizeidienern, um dem Gedränge des Volks zu wehren. Dieser ganze Zug bestand aus zwei hundert und sechzig Männern, und hundert und sechs und siebenzig Weibern, in allem aus vierhundert zwei und vierzig Personen.

Als dieser Zug vor dem Pallast der Schlange anlangte, so warfen sich Alle, ohne in den Hof hinein zu gehen, mit dem Gesichte auf die Erde vor dem Thore nieder, schlugen die Hände zusam-

men, streueten Staub auf den Kopf, und erhoben ein lautes Gejauchze. Unterdessen stellten sich die Musikanten beiderlei Geschlechts auf die Seiten, und machten ein entsezliches Getöse, wobei die Soldaten beständig aus ihrem Gewehre feuerten. Die Weiber des Königs, die seine und der königlichen Mutter Geschenke trugen, warteten, und stellten sich in dem äußern Vorhofe in eine Reihe, bis diese Prinzessinn hineintrat, und die Geschenke dem hohen Priester übergab. Hierin standen ihr der königliche Kammerdiener, der Zeremonienmeister, und die drei von dem Hausfrauenzimmer bei, welches die einzigen Personen waren, die in den Tempel gelassen wurden. Man weiß nicht, daß diese Prinzessinn die Schlange zu sehen bekömmt. Dies ist eine Gnade, die selbst dem Könige nicht vergönnt ist, welcher nicht in die erste Halle hineingehen darf, sondern sein Gebet an die Schlange durch den Mund des hohen Opferpriesters verrichtet, der ihm solche Antworten zurükbringt, die er für gut findet. — Hierauf kehrt der Zug in eben der Ordnung und eben den Zeremonien zurük, wie er gekommen ist.

Die Prozession, welche der König drei Monate hernach in Person anstellte, war in nichts von der vorigen unterschieden, als daß er an der Stelle seiner Mutter gieng, und die fünf ersten Fürsten des Reichs in seinem Gefolge hatte.

Sonst hatte der König auch die Gewohnheit,

die jährliche Prozession mit großer Pracht zu halten, denn er brachte nicht nur sehr große Opfer, sondern beschenkte auch die Herren, die ihn begleiteten, reichlich, so daß ihn diese Zeremonie insgemein auf mehrere tausend Thaler zu stehen kam. Aber eben deswegen wurde sie nach und nach in so fern abgestellt, da sie der König durch eine seiner Weiber verrichten ließ, welches bei weitem nicht so viel kostete.

Die Einkünfte, welche der König vom Schlangentempel zog, waren nicht geringe. Denn die Priester und der König hielten alle Jahre, von der Zeit an, da der Mais gesäet wird, bis er Mannshoch wird, wechselsweise eine große Aerndte. Das blinde Volk bildet sich nämlich ein, die Schlangen liessen es sich die ganze Zeit hindurch angelegen seyn, alle Abende und Nächte die schönsten jungen Weiber, die ihnen gefallen, aufzufangen, und sie wahnwizzig zu machen. Es müssen daher ihre Aeltern und Anverwandten, sie in ein besonderes zu diesem Ende errichtetes Haus bringen lassen, wo sie einige Monate über bleiben, um, wie ausgesprengt wird, von ihrer Raserei befreit zu werden. In dieser Zeit müssen ihre Angehörigen sie mit allen Arten von Bedürfnissen versorgen, und dies in solcher Menge, daß der Priester sehr wol davon leben kann.

Wenn die Zeit ihrer Verwahrung vorüber ist, und sie von einer Krankheit befreit sind, womit sie

nie behaftet gewesen sind, so erhalten sie die Erlaubnis, sich wegzubegeben. Sie müssen aber zuvor nach Beschaffenheit des Vermögens ihrer Angehörigen, die Kur und den Aufenthalt bezahlen, welches eines in das andere gerechnet gegen vierzig Thaler beträgt; da nun einige tausend Weibspersonen auf solche Art verschlossen werden, so muß eine grosse Summe herauskommen. Jeder mittelmäßige Flekken hat ein besonderes Haus zu diesem Zwekke, und die grossen haben manchmal zwei bis drei. Alles Geld, das auf solche Art zusammen kömmt, ist vorgeblich zum Gottesdienst bestimmt. Man weiß aber, daß der König gleichfalls einen starken Antheil daran hatte.

Die Weiber sind oft boshaft genug, vorzugeben; die Schlange habe sie ergriffen und sich wahnwizzig zu stellen, in welchem Falle sie alles verderben und zerbrechen, was ihnen unter die Hände kömmt. Die Könige hegten ihres Nuzzens halben diese Betrügereien. Hievon ein Exempel:

Der König ließ einst, *) wie die Folge zeigte, seine Tochter von der Schlange ergreifen. Sie ward in das Schlangenhaus gebracht, und eine Zeitlang in Verwahrung gehalten, doch nicht so lange als es gewöhnlich ist. Es wurden aber ihrentwegen alle anderen Weibsleute zeitiger, als andere Jahre losgelassen. An dem Tage ihrer Loslas-

*) Wie Boßmann als Augenzeuge erzählt.

sung ward sie auf eine sehr prächtige Art heraus-
geführt, und in Begleitung der übrigen an den
königlichen Hof gebracht, vor welchem sie sich stell-
ten. Sie war nakt und hatte nur eine seidene Bin-
de zwischen den Beinen, und war mit Algrisstei-
nen und andern Kostbarkeiten geschmükt. So lan-
ge sie daselbst saß nahm sie allerhand ausschweifen-
de Dinge vor, und unterdessen ward Musik gemacht.
Diese Art von Raserei hieng ihr noch an, und zwar
desto heftiger, weil man sie vor der gehörigen Zeit
losgelassen hatte. Unterdessen fanden sich die vor-
nehmsten Leute aus dem Lande häufig bei ihr ein,
und brachten ihr Geschenke, welche sich zusammen
auf eine ansehnliche Summe beliefen, dieses Ge-
schenkgeben währte etliche Tage, indem es un-
möglich war, daß alle gleich den ersten Tag vor sie
kommen konnten. Es erlangte also dieses Frauen-
zimmer durch ihre Loslassung Geld, da unterdessen
die andern, sich mit Gelde loskaufen müßten.

Wenn einige unter den Negern diesen Betrug
einsehen, so stellen sie sich wenigstens unwissend,
sowol um sich bei den Vornehmen und den Prie-
stern in Gunst zu erhalten, als auch um ihrer ei-
genen Sicherheit willen; denn diejenigen die anders
reden würden, wären in grosser Lebensgefahr.

Die Fidaher haben, wie gesagt, Priester und
Priesterinnen, welche den Gottesdienst versehen,
und beide werden in solchen Ehren gehalten, daß
sie um keiner Verbrechen willen, sie mögen seyn

wie sie wollen am Leben gestraft werden. Doch hat auch diese Regel schon einmal, mit Einwilligung der Grossen, wegen einer Verschwörung gegen das Reich und den König eine Ausnahme gefunden, und ein Priester der Theil an einem solchen Verbrechen hatte wurde hingerichtet.

Die Fetischpriester haben ein Oberhaupt, welche der grosse Fetischpriester oder Hohepriester heißt, und ehmals gleiche Ehre mit dem Könige genoß, ja manchmal noch mehr, weil das Volk glaubt, eine Unterredung mit der Schlange, zu deren Dienste er bestimmt ist, mache ihn vermögend, die Plagen, welche sie überfallen, aufzuheben, oder zu vergrössern. Hierdurch hatte er das Mittel, den König, so oft es sein Eigennuz erforderte, zu demüthigen und von ihm und dem Volk, alles was die Priesterschaft haben wollte zu erpressen.

Es darf Niemand als der Hohepriester in das innere Gemach der Schlange gehen. Der König sah sie nie mehr als einmal, nämlich bei dem Opfer drei Monate nach der Krönung. Das Recht ein Priester der Schlange zu seyn, ist einer gewissen Familie eigen, deren Oberhaupt der Hohepriester ist, welcher zugleich die Würde eines Grossen des Reichs hatte. Alle andere Priester stehen unter ihm und gehorchen seinen Befehlen. Diese Familie war sehr zahlreich und hatte sich in verschiedene Aeste zertheilt. Alle Männer sind durch ihre Geburt Priester. Sie sind leicht an den Mälern

am Leibe zu erkennen, womit sie in der Kindheit bezeichnet werden. Sie sind in der Kleidung vom gemeinen Volke nicht verschieden; doch haben sie die Freiheit, wie Grosse des Reichs gekleidet zu gehen, wenn es ihr Vermögen erlaubt.

Weder diese Priester noch der Hohepriester haben gewisse Besoldungen. Sie treiben ihr Gewerbe wie andere. Wenn ihnen dieses von Statten gehet, und sie durch die Menge ihrer Weiber, Kinder und Sklaven viel Land banen, starke Viehzucht treiben, und Sklaven einkaufen können, die sie hernach mit Vortheil absezzen, so stehen sie hernach auch in Ansehen. Ihre sichersten Einkünfte aber bestehen in der Leichtglaubigkeit des Volks, welches sie, wie sie nur wollen, betrügen, und um das Seinige bringen. Sie haben hiezu eine Menge Kunststükke. Sie erpressen Opfer und Geschenke für die grosse Schlange, die sie zu ihrem Nuzzen zu verwenden wissen. Durch solche Erpressungen sind öfters ganze Familien verarmt.

Die Klugen und Vornehmen, die eine Art von Freidenkern sind, oder vielmehr gar keine Religion haben, wissen es, daß ihre Priester Betrüger sind, wie sie öfters gegen die Weissen gestehen, auf deren Verschwiegenheit sie sich verlassen können. Sie müssen sich aber stellen, als ob sie das Gegentheil glaubten, aus Furcht vor dem Pöbel und dessen Treibern, den Priestern.

Die Weiber, welche zum Priesterthum gelangen,

gen, wenn sie gleich zuvor Sklavinnen gewesen sind, werden eben so sehr und noch mehr in Ehren gehalten, als die Priester, und prangen mit dem besondern Titel der **Kinder Gottes**. Alle andere Weiber müssen einen sklavischen Gehorsam gegen ihre Männer haben; diese haben aber über ihre Männer und das Vermögen derselben nach ihrem Gefallen zu gebieten, und die Männer müssen fußfällig mit ihnen reden und sie bedienen. Daher werden die Verständigsten unter ihnen nie eine Priesterinn heirathen oder es leicht geschehen lassen, daß ihre Weiber zu dieser Würde erhoben werden. Wenn es aber geschieht, so dürfen sie sich nicht dawider sezzen, oder sie werden zu einer scharfen Rechenschaft gefordert, und für Leute angesehen, welche den ordentlichen Lauf des Gottesdiensts hindern wollen.

Diese Priesterinnen werden auf folgende Art gemacht. Es wird alle Jahre eine gewisse Anzahl junger Mädchen ausgelesen, und der Schlange geheiligt, und zwar um die Zeit, wenn der Mais grün steht, da die alten Priesterinnen den Schlangen ihre Werbungen halten. Diese gehen des Abends mit guten Käulen bewaffnet aus ihren Häusern, welche einen Steinwurf von Sabi liegen, und theilen sich in Haufen zu zwanzig bis dreissigen, laufen durch die Stadt und schreien als ob sie toll wären: **Nigo Baliname**, das heißt **Ergreifet, nehmet weg!** — Auf solche Art nehmen sie alle junge Mädchen von acht bis zu zwölf Jahren weg, die

sie auf der Gasse finden, und wenn sie nur nicht in die Höfe und Häuser hinein gehen, welches wider die Gesezze ist, so erkühnt sich Niemand, sich ihnen zu widersezzen, aus Furcht von diesen Furien vor den Kopf geschlagen zu werden, indem die Priester die mit ihnen gehen ihnen Hülfe leisten.

Diese alten Hexen führen alle die sie fangen in ihre Wohnungen, wo sie gewisse Kammern zu ihrer Verwahrung, Unterweisung und Bezeichnung haben. Sie thun es dabei den Aeltern der Geraubten zu wissen, wo ihre Töchter hingekommen sind, und jene halten diese Wahl öfters für eine so grosse Ehre, daß sie ihre Töchter freiwillig zum Dienst der Schlange anbieten. Diese Priesterinnen laufen auf solche Art im ganzen Königreiche herum, welcher Umlauf ordentlich vierzehn Tage währet; wenn sie nicht die Anzahl die sie brauchen, eher zusammen gebracht haben. Wo nicht, so fahren sie so lange mit ihrem Suchen fort, bis die Anzahl voll ist.

Wenn diese Mädchen nun eingeschlossen sind, so begegnen ihnen die Alten Anfangs einige Tage lang freundlich, indem sie dieselben die Tänze und Gesänge lehren, welche zum Dienst der Schlange geheiligt sind; dann bezeichnen sie dieselben, indem sie ihnen mit eisernen Messern Figuren von Blumen, Thieren, und besonders Schlangen in den Leib schneiden. Da diese Verwundungen grosse Schmerzen und Verlust von Blute verursachen müssen, so ziehen sie öfters Fieber nach sich. Aber

die grausamen Furien, welche sie verrichten, haben kein Mitleiden mit ihrem Geschreie, und die Mädchen haben sich auch keiner Hülfe zu getrösten, da sich Niemand untersteht, sich ihrem Gefängniße zu nähern. Ihre Haut sieht alsdann sehr artig, wie ein feiner schwarzer geblümter Atlas aus, und dies ist ein Zeichen, daß sie der Schlange geheiligt sind. *) Dieses erwirbt ihnen die Ehrerbietung des Volks, und gibt ihnen besondere Freiheiten, vornemlich diese, daß ihre Männer ihnen unterthänig seyn müssen, wenn anders Jemand so thöricht ist, sie zu heurrathen. Denn sollte es sich ihr Ehemann in den Sinn kommen lassen, sie zu schelten oder zu bestrafen, so würde er sich der Gefahr aussezzen, daß die alten Priesterinnen insgesamt zu ihm kämen, und ihn für seine Vermessenheit zur Strafe zögen. Sobald diese Dienerinnen der Schlange völlig geheilt, und unterwiesen sind, so sagt man ihnen, die Schlange selbst hätte sie mit dem Mahle bezeichnet, und sie müßen sich stellen, als ob sie es für wahr hielten, sie mögen dabei denken was sie wollen. Es wird ihnen auch verboten, etwas von dem, was sie gesehen oder gehört haben, zu offenbaren; denn sonst würde sie die Schlange wegnehmen und lebendig verbrennen. Ihre Lehrerinnen tragen oder führen sie dann bei einer dunkeln Nacht in ihre Häuser zurük,

*) Dies ist das bekannte, in mehreren Gegenden von Afrika übliche Tättauiren.

wo sie an der Thürschwelle liegen, und ihre Aeltern rufen lassen, welche sie freundlich empfangen, und der Schlange für die Ehre Dank sagen, welche sie ihrer Familie erwiesen, da sie die Kinder zu ihrem Dienste erwählt, und sie mit ihren Kennzeichen bezeichnet habe. Einige Tage hernach fordern die alten Priesterinnen den Aeltern die Kosten ab, welche sie für den Aufenthalt ihrer Kinder in dem Schlangenhause verlangen, welche sie nach eigenem Gefallen meistens sehr hoch ansezzen. Sie lassen auch nicht einen Heller nach; denn auf die geringste Weigerung fordern sie doppelt oder dreifach so viel. Das beste ist also, sie mit einer freundlichen Miene und auf einmal zu bezahlen. Von dieser Schazzung geben sie einen Theil dem Hohenpriester, den andern den gemeinen Priestern, und den dritten behalten sie für sich selbst.

Die jungen Priesterinnen bleiben dann bei ihren Aeltern, und gehen von Zeit zu Zeit in das Haus, wo sie eingeweiht worden sind, um die Tänze und Gesänge, die sie zu Ehren der Schlange gelernt haben, zu wiederholen. Wenn sie mannbar sind, nämlich im vierzehnten oder fünfzehnten Jahre, wird die Zeremonie ihrer Verehlichung mit der Schlange vollzogen. Die Aeltern, die auf diese Verbindung stolz sind, geben bei dieser Gelegenheit ihren Töchtern die feinste Pagnes, die in ihrem Vermögen sind. Sie werden mit Zeremonien in den Tempel der grossen Schlange geführt, wo sie bei Nacht zwei oder drei auf einmal in eine

Grube hinabsteigen, die auf beiden Seiten eine Art Gewölbe hat, in welchen, wie man sagt, zwei oder drei Schlangen als Anwalde der grossen Schlange sich befinden. Wenn sie darinn sind, so tanzen und singen die Priesterinnen und ihre Gesellinnen nach dem Klange der Instrumenten, um den Ort herum, doch aber in solcher Entfernung, daß sie nicht hören können, was vorgeht. Nach Verlauf einer Stunde werden sie wieder herausgerufen, und dann als Frauen der grossen Schlange betrachtet. *)

Man sagt, jene Mandatare der grossen Schlange wären andre Kreaturen, die zu einem Beilager mit jungen Negerinnen geschikter sind, als diese kriechenden Thiere, und die Früchte, welche nach einer gewissen Zeit zum Vorschein kommen, hätten menschliche Gestalt. — Am folgenden Tage werden diese Bräute abermals in Prozession zu ihren Aeltern geführt, und dann in die Gesellschaft der Priesterinnen gelassen. Sie fangen an, gleiche Rechte mit ihnen zu genießen, und an den Opfern Theil zu nehmen, welche ihrem Ehemanne der Schlange gebracht werden. Wenn sie einen andern Mann nehmen, so muß derselbe deswegen, wie gedacht, eine solche Ehrerbietung für sie haben, daß er kniend mit ihnen redet, ihren

*) Von ähnlichen Pfaffenbetrügereien unter den Negern ist schon in vorhergehenden Theilen dieses Werks gesprochen worden.

Willen vorgehen läßt, und sich ihrer Gewalt unterwirft. Diese Weiber werden Betas genannt. Ihrer fatalen Vorrechte ungeachtet, fehlt es ihnen doch selten an Freiern, zumal wenn sie schön sind. Wenn dies aber nicht ist, so verkaufen sie gemeiniglich ihre Gunstbezeugungen so hoch als sie können.

Die alten Priesterinnen sind gewisser Maßen Priorinnen, und ihre Wohnungen Nonnenklöster. Die alten Fetischpriesterinnen, deren jede eine besondere Wohnung, und eine gewisse Anzahl Mädchen unter ihrer Aufsicht hat, sind eigentlich nicht besser als Kupplerinnen, welche ihre Jungfern fürs Geld schänden lassen. Die reichen Raboschiren bestechen öfters diese Weiber, damit sie die ihnen anvertrauten Mädchen in die Hände bekommen. Um diese zu hintergehen, geben sie vor, sie hätten eine Unterredung mit der Schlange gehabt, und diese hätte ihnen zu wissen gethan, wie angenehm es ihr seyn würde, wenn sie dieser oder jener Person günstig wären. Wenn sie so viel über ihre Leichtglaubigkeit gewonnen haben, so lehren sie sie vor ihren Augen allerhand Gebärden machen, um dadurch den Preiß höher zu treiben, und versprechen ihnen, daß sie für diese Gefälligkeit im Lande der Schlange reichlich belohnt werden sollen, welches sie weit anmuthiger beschreiben, als dasjenige, in welchem sie sich jezt befinden. Sie sezzen hinzu: die Schlange selbst werde alsdann weit liebenswürdiger seyn; denn jezt ha-

be sie ihre häßlichste Gestalt angelegt, damit der Gehorsam gegen sie desto verdienstlicher seie. Einem Mädchen, welches etwas entdekte, stände der gewisse Tod bevor, und Niemand würde es wider die Versicherung der Priestergilde glauben, wenigstens es nicht öffentlich behaupten, daß sie ermordet wäre! —

Wir sehen hieraus, daß auch schwarze Pfaffen im ungesitteten Afrika Systeme zur Volksbetrügerei für ihren eigenen Vortheil schmieden können! —

Da die Landschaft Fidah jezt den Dahomern unterworfen ist, und ihren Gesezzen gehorchen muß, so ist es wol unnöthig, die hierauf sich beziehenden Sitten der alten Fidaher zu schildern; denn sie gelten jezt nicht mehr.

V.

Isert's
Reise nach Fidah.

Im Jahre 1784. *)

Am 11ten Oktober 1784, segelte ich mit der Brigantine Ada von Kristiansburg ab, in der Absicht nach dem Flusse Gabon zu schiffen. Wir kauften zu dieser Reise einen Theil Waaren ein, die für die Etablissemente der untern Küste, oder wie wir es hier nennen, der niedern Stellen bestimmt waren, vorzüglich für das Fort Prinzenstein, und die Faktorei Popo, wo wir also genöthigt waren zu landen. Nach drei Tagen kamen wir erst auf die Rhede von Prinzenstein bei Quitta, wo ich ans Land gieng.

Als ich die Brandung passirte, die hier gewöhnlich hoch ist, ungeachtet man nur eine, höchstens zwei Wellenbrechungen auf einmal sieht, hatte ich das Unglük mit dem Kahn unterzugehen. Ich selbst trieb in der Brandung umher, bis ein Neger vom

*) Diese kurze Reisebeschreibung macht den siebenden Brief in Isert's Reisen aus. Sie ist so interessant, daß ich nur wenig daran geändert und gar nichts abgekürzt habe.

Lande geschwommen kam, mich auf seinen Rükken warf, und so ans Land schleppte. Das ärgste bei der Geschichte war, daß da ich meinen Thermometer allezeit bei mir zu führen pflege, derselbe zerbrochen ward, auch meine Bücher und Papiere theils vom Seewasser verdorben wurden, theils verloren giengen.

Wir blieben hier vier Tage ehe die Waaren ans Land gebracht werden konnten, unter welcher Zeit ich mich mit der Naturgeschichte beschäftigte, und bei der Gelegenheit verschiedene herrliche Dinge entdekte, die hier alle anzuführen zu weitläufig seyn würde. Vorzüglich entzükte mich die Gloriose, diese so herrliche Blume, die deshalb mit Recht den Namen führt, und die hier in den morastigen Ufern nach Klein-Ajuga zu wächst, und der Peitschenstrauch, den man in den Vorhölzern findet. Sie machten einen desto stärkern Eindruk auf mein Gemüth, da ich wußte, daß man die erste sonst nur allein für ein Produkt der malabarischen Küste hielt, und den leztern ebenfalls als einen Eingebohrnen Ostindiens, namentlich Koromandels, Zeilans und Javas kennet, die jedoch von dieser Küste weit entfernt sind.

Wir lichteten den Anker Tags darauf, und kamen nach 24 Stunden auf der Rhede von Popo an. Popo in den Geographien Klein-Popo genannt, zum Unterschiede des grossen Popo, welches hier jezt durchgängig Afla genannt wird,



liegt etwa acht Meilen östlich von Aflahu. Es ist die äusserste Handlungsstelle gegen Osten, wo die Dänen sich etablirt haben. Sie ist gegenwärtig eine weitläuftige Negerei, die aus fünf besonderen Städten zusammengesezt ist, deren jede ihren eigenen Kaboschir hat. Eine derselben ist von lauter **Krepeern**, als den eigenthümlichen Einwohnern dieses Landes bewohnt; die übrigen hingegen sind von **Akraern** bevölkert worden, die im vorigen Jahrhundert, als ihr König von den **Aquamboern** überwunden wurde, hier Schuz suchten, und da sie auch mit Waffen besser umzugehen verstanden, als die einfältigen **Krepeer**, sich zu Herren über diese erhoben, welche Herrschaft sie noch bis jezt besizzen. Mitten durch die vereinigten Städte läuft der Arm eines Flusses, das sich sehr weit ins Land erstrekt, und die reizendsten Aussichten durch die abwechselnden Gebüsche und Palmwälder darbietet.

Auf diesem Flusse, etwa zwei Meilen hinauf im Lande, liegt die grosse Negerei **Gregi**, von welcher der Prinz **Ofoly Bossum** das Haupt ist, wie er denn auch da seinen Wohnsiz hat, dem er jezt gewisser Massen die Gestalt eines Forts gegeben hat. Diese Negerei ist die wahre Brodkammer von **Popo**. Man hält daselbst zweimal Markt in der Woche, wohin dann auf dem Flusse die **Popoer** Schaarweise ziehen, und ihre Viktualien die sie bei **Popo**, wo der Grund sandig ist, nicht wol erzielen können, holen. Der Ueberfluß an Lebens-

mitteln in Gregi ist so groß, daß sie nicht nur die Popoer damit versorgen, sondern diese verführen auch aufgekaufte beträchtliche Ladungen, vorzüglich von Salz, mit Kähnen auf einem Arme des Flusses, der sich bis Fidah erstrekt, dahin zum Verkauf.

Nach dem König ist der vornehmste Neger hier Lathe, dessen Reichthum ihn über alle vornehmen Negern erhebt. Er ist dessen ohngeachtet, welches ganz wider den Gebrauch der Negern ist, ein fleissiger Kaufmann, und macht als ein solcher wichtige Geschäfte. Er versteht drei europäische Sprachen, nämlich Englisch, Portugiesisch und Dänisch, und um seine weitläufigen Geschäfte mit mehrerer Genauigkeit treiben zu können, hat er jezt einen Sohn in England, und einen andern in Portugal, um Schreiben und Rechnen zu lernen, welche Wissenschaften er selbst noch nicht erreicht hat. Er hat beständig ein angefülltes Waarenlager, und wenn ein englisches Schif auf der Rhede liegt, hat es bei ihm seine Loge. Wenn man ihn besucht, wird man völlig europäisch bewirthet, und er hat allezeit europäisches Brod im Hause, welches oft bei den Europäern in diesem Lande eine Seltenheit ist.

In der Religion sind die Negern hier weit eifriger, als zu Akra. Manchmal schwizzen sie unter der Last von Amulete, oder sogenannten Fetische. Selbst ihre Schafe und Hunde müssen

dergleichen tragen, weil es sie vor allerlei Krankheit bewahren soll. In den Häusern stehen eine Menge Gözzenbilder umher, denen sie oft aus Lehm oder Holz, die Gestalt eines Menschen gegeben haben, und die mit verschiedenen Farben bemalt sind. In allen Höfen zur Rechten an der Thüre stehet ein grosser Topf mit Wasser gefüllt, auf einem zwei bis drei Fuß hohen konischen Piedestal aus Lehm, welcher mit kleinen aufrechtstehenden Topfscherben, die sehr nahe an einander bevestigt sind, versehen ist. Auf dem Wasser in dem Topfe schwimmt allezeit eine geheiligte Pflanze, die sich darin sehr bald fortpflanzt, und den ganzen Topf einnimmt, ohne daß die geringste Erde nöthig wäre, welche Eigenschaft auch wahrscheinlich die Fetischpriester verleitet hat, sie unter die geheiligten Dinge zu zählen. Sie hat fast die Gestalt einer Aurikel, und einen schwachen herzstärkenden Geruch.

Die Bauart der Häuser hier übertrift alles, was ich von der Art bisher bei den Negern gesehen habe. Der Kaboschier **Akoi**, ein redlicher Mann, hat sich seit kurzem einen ordentlichen Palast, der drei Stokwerk hoch ist, gebauet, und ausser diesem gibt es noch einige andere, die nach Negerart bequem genug eingerichtet sind.

Der Handel blühet hier in aller Art. Am ersten Morgen, den ich hier war, wurde ich, ehe sich noch die Sonne erhoben hatte, durch das be-

ständige Ausrufen auf der Strasse: „Kommt, kauft Flatta, das Wasser ist heiß!" neugierig gemacht; ich sprang zum Fenster um zu sehen, was das bedeute, und erfuhr von meinem Bedienten, daß es Mädchen wären, die Thee zum Verkauf ausschrien, welches ich zuvor noch nicht gehört hatte. Es besteht aber dieser Thee darin, daß die Verkäuferin einen Topf mit Brei von türkischem Waizen unterm Arm, und einen andern mit heissem Wasser auf dem Kopfe trägt. Kömmt nun jemand, der für einen Schilling oder Dreier von diesem Thee verlangt, so gibt sie ihm einen grossen Löffel voll von dem Brei in eine Kürbis Schale, (die hier die Stelle der Tasse vertritt) und dann etwa ein Pegel oder halb Nössel heisses Wasser darauf; der Käufer rührt es mit dem natürlichen Theelöffel dem Finger um, und trinkt. Damit hat er sein Frühstük verzehrt. Einige mischen auch Honig darunter, der hier von ganz ausserordentlich guter und gewürzhafter Beschaffenheit ist. Den Brei nennt man hier Flatt, oder auch Akassa. Er wird vorzüglich gebraucht, und gibt eine sehr gesunde Nahrung.

Die hiesigen Negern verstehen auch schon in Baumwolle zu weben, welches die Akraer entweder nicht verstehen, oder zu stolz sind, es zu thun. Unser Faktor führte mich zu einem Neger, der diese Profession trieb, die ich hier in diesem Lande noch nicht hatte ausüben sehen. Da wir zu ihm kamen, fanden wir gar keine Anstalt dazu; ich

wollte also wieder umkehren, allein der Faktor bat, daß ich nur einen Augenblik verweilen mögte, der Webstul wäre gleich aufgerichtet. Er rief auch den Weber, und in weniger als einer Viertelstunde stand ein Webstul da, Garn darauf, und der Meister webte. So sehr dieses nun die Bewunderung der Kunstverständigen verdient, so gehet es doch damit sehr natürlich zu. Vier Stökke eines guten Daumens dikke in die Erde gestekt, vertreten die Stelle der vier Pfosten des Weberstuls. Gegen den zwei hintersten zu, stehen zwei, zwei Fuß lange Stökke schräg gestekt, so daß sie mit den leztern sich kreuzen, und in dieses Kreuz wird ein anderer Stok horizontal gelegt, welcher alsdann die Sizbank des Meisters ausmacht. Sie haben keinen Weberbaum, sondern die Werfte ist auf ein Knauel gewikkelt, welches ein Gehülfe weit hinaus in den Händen hält. Ihre Kämme haben mit unsrigen eine Gleichheit; allein sie haben keine Augen, sondern bestehen aus zwei halben Schläufen, die zusammengehängt sind, zwischen welchen der Faden sizt. Sie treten sie gleichfalls mit den Füßen, wozu ein paar dünne Stökke die Fußschemel ausmachen. Das Blatt ist eben wie bei uns; nur gehen zwei Fäden durch jede Abtheilung; es hängt ganz lose ohne Bevestigung in dem Garn. Ihre Weberei ist ausserordentlich schmal, und selten über eine Viertel-Elle breit. Das Garn ist Baumwolle, welches sie auf der Spindel spinnen.

Sie verstehen überaus dauerhaft schön blau

zu färben; wenn dies Blau nicht unsern Indigo übertrifft, so kommt es ihm wenigstens vollkommen gleich. Sie bereiten die Farbe aus einer Art Baumblätter, und einer andern Art Wurzeln, die sie mit einer Aschenlauge aus Palmnüssen übergießen, und sodann kalt zum Gähren bringen, welches in einigen Tagen geschieht. Damit ist die Tinktur fertig, worin sie einigemal ihr Garn kalt tauchen, troknen und waschen, und so ist die Prozedur geendigt. Sie bereiten auch alle die anderen bekannten Farben, die aber weniger dauerhaft und schön sind, und da sie Liebhaber ächter rother Farben sind, so sind sie genöthigt, die europäischen rothen Zeuche aufzufadeln, um die Fäden in ihre Zeuche verweben zu können. Ein solches Pagne (Leibgürtel) von der feinsten Sorte, mit rothen Streifen, wird überall hoch geachtet, und kann gegen fünfzig Thaler zu stehen kommen. —

Popo war ehemals ein wahres Raubnest, worin sich eine Menge Spizbuben, die des Nachts sich einander stahlen, aufhielten. Noch bis jezt ist es des Nachts nicht recht sicher hier auszugehen, und wenn Jemand gezwungen ist es zu thun, so hat er allezeit seine Streitart bei sich, die aus sehr hartem Holze, in der Form unserer Beile gemacht, jedoch ganz von Holz ist. Wenn man Jemanden des Nachts begegnet, so grüßt der eine den andern, der ihm alsdann in der Landessprache danket, und an diesem Ton kennt der andre, ob er ein Einheimischer oder Ausländer ist. Im leztern

Falle gibt er ihm ohne Umstände eins mit der Art auf den Kopf, er sei schuldig oder nicht, und führt ihn, wenn er kann, bis auf weitere Untersuchung in öffentliche Verwahrung. Freilich bedienen sich die Spizbuben manchmal desselben Kunstgriffs, und bringen einen solchen armen Teufel in eine Verwahrung, aus welcher er nie wieder heraus kommt, nämlich an Bord eines Schiffes, das ihn nach Westindien bringt.

Es waren hier Se. Majestät der König von Afla gestern angekommen. Theils aus Neugierde ihn zu sehen, theils aus Politik, ihm den Hof zu machen, ließen wir Europäer, deren vier an der Zahl waren, uns bei ihm melden, worauf wir denn auch unverzüglich Audienz erhielten.

Afla heißt in der Geographie Groß-Popo, welcher Name jedoch hier nicht bekannt ist. Die Beschreiber der Küste Guinea, als Des Marchais, Bosmann und Barbot sind in ihren Meinungen von der Grösse und dem Wohlstande dieser Negerei sehr verschieden. Ersterer und Lezterer rühmen die Stadt, als einen sehr beträchtlichen wohlbevölkerten und kultivirten Ort. Der zweite hingegen hält sie für eine der schlechtesten in Afrika. Ich selbst habe die Stadt nicht gesehen. Wenn ich aber aus der Menge von Fahrzeugen und Menschen, die im Gefolge des Königs sich befinden, auf den Ort selbst schließen darf, so ist die Stadt nicht die unbedeutendste.

Sie

Sie liegt gegen fünf Meilen östlich von Popo, in einem morastigen Boden, etwas von der See entfernt, an einem Fluße, welcher sich östlich bis Fidah, und westlich bis hieher erstrekket. Dieser Fluß ist so seicht, daß man mit keinen andern Fahrzeugen als Kähnen darauf fahren kann.

Der König selbst nennt sich Herr über die Flüße, deshalb er auch, wenn er hieher kömmt, nie in die Stadt geht, sondern allezeit auf dem Fluße in seinem Fahrzeuge schläft, und sich nicht über zehn Schritte von dem Wasser entfernt. Sein Kahn hat ein Verdek von Zeuch gemacht, das aber bei weitem nicht so bequem ist, wie die Kajüte des kleinsten europäischen Schiffs. Am Strande, so weit er an's Land kommen darf, hat er eine Verzäunung machen lassen, in welcher wir uns auf niedern Stülen nach Negerart niederließen, und warten mußten, bis Se. Majestät sich in ihrem Kahne angekleidet hatten.

Nachdem dieser Monarch uns über eine halbe Stunde hatte harren lassen, so erschienen Höchstdieselben mit einem zahlreichen Gefolge von Musikanten und Weibern, die ihn mit Fächern von Palmblättern gemacht, die Fliegen fort, und frische Luft zuweheten. Ueber seinen Kopf ward ein sehr grosser Parasol kräuselnd gehalten. Sein Anzug bestand in einem sehr kostbaren Neger-Pagne, das ihm von der Hüfte bis zur Erde reichte, darüber ein

weiter seidener Schlafrok, und auf dem Kopfe eine Fuhrmanns-Müzze, und darauf wieder ein europäischer Hut, der durchaus mit grossen silbernen Blumen durchwirkt war. Er trug Negerschuhe, das heißt dikke Sohlen ohne Oberleder, die eine Sehne, die vorn in der Sohle bevestigt war, und die über der grossen Zehe hieng, ohne weitere Bevestigung an die Füße heftete. Noch trug er ein spanisches Rohr mit einem silbernen Knopfe beschlagen in der Hand.

Die hohe Person selbst ist von untersezter, sehr dikker und feister Gestalt, und mit einer ungewöhnlich breiten Nase und aufgeworfenen Lippen geziert. Er grüßte uns auf Negerisch, das heißt, er machte eine Verbeugung, wobei er den Hut aufbehielt. Er lachte beständig, und verrieth auch sehr wenig Verstand. Während der ganzen Feierlichkeit mußten die Musikanten spielen, wozu sie zugleich sangen, und beständig Verbeugungen oder vielmehr Boksprünge machten, so tief, daß sie fast mit der Nase die Erde berührten. Man schwang sowol über ihn als uns, während dieser Zeit, die wol zwei Stunden dauerte, einen grossen Sonnenschirm, wobei der, welcher ihn hielt, und dabei zugleich tanzte, abscheulich stank. Wenn das Stük, das sie spielten, dem König nicht länger gefiel, so sang er ihnen selbst ein anders vor, das sie spielen sollten, wenn er es ihnen sonst nicht begreiflich machen konnte. Was mich betrifft, so schienen mir alle nach einer Leier zu gehen; so verderbt ist

der Geschmak eines Europäers! Die Instrumente selbst bestanden aus zwei grossen und sechs kleinen Hörnern, die aus jungen Elefantenzähnen gemacht, und mit rothem Tuche überzogen waren. Sie blasen in die obere Oeffnung, die transversal an der Spizze des Zahns ist, wie bei unsern Querflöten, und moduliren die Töne dadurch, daß sie die untere Oeffnung mit der Hand auf und zu machen. Ferner, viele Trommeln von allerlei Grösse, ein dreieiktes Eisen und eiserne Glokken nach Art unserer Viehglokken, machen das Orchester dieses Prinzen aus. Die Musik, die durch diese Instrumente hervorgebracht wird, die allezeit in einem heroisch kriegerischen Geschmak ist, klingt selten oder niemals einem europäischem Ohre angenehm, so wie im Gegentheil ein Neger nimmer durch die süßen Töne einer Violin, noch weniger eines Klaviers gerührt wird.

Endlich wurde uns auch eine Erfrischung angeboten, das heißt, es wurde uns ein Glas Branntwein präsentirt. Der König trank nicht, denn er nimmt nie öffentlich etwas zu sich. Dies verbietet ihm die Religion, weil er, wie der König von Augna, zugleich oberster Priester in seinem Lande ist, und also in diesem Betrachte mit den geistlichen Kurfürsten und Fürst-Bischöffen zu vergleichen seyn möchte. Die weltlichen Könige sind an dies Gesez nicht gebunden.

Nachdem wir getrunken hatten, entfernte sich

der König auf einmal in sein schwimmendes Gemach (wozu vielleicht der Nektardampf von unserm Aquavit Gelegenheit gab), und ließ uns bitten, einen Augenblik zu verziehen, indem er sogleich wieder bei uns seyn würde.

Beiläufig merke ich nur an, daß es eine den Negern ganz unbegreifliche Sache ist, wie es zugehe, daß wir uns aus dem ihnen so äusserst angenehmen Getränk dem Branntwein so gar wenig machen, da wir Europäer ihn doch selbst zubereiten, und so weit nach ihrem Lande verführen.

Nach einer guten Viertelstunde erschien endlich der König wieder. Wie mußte ich lachen, als der alte Gek in einer ganz andern Gestalt daher stolzirte, nämlich in einem scharlachenen Pagne, in einem andern seidenen Schlafrok, auch mit einem andern Tressenhut auf dem Kopfe.

Der Respekt, den die Popoer gegen ihn hegen, ohngeachtet er ihr Landesherr nicht ist, geht weit. Wann sie ihm nahe kommen, so werfen sie sich der Länge nach mit dem Gesichte auf die Erde, klopfen vielmal in die Hände, und schlagen Schnipschen mit allen Fingern, worin sie ausserordentlich geübt sind. Er kömmt verschiedenemal des Jahrs nach Popo, um sowol von uns als den Negern Geschenke einzutreiben. Die Popoer fürchten sich sehr vor ihm, und selbst Europäer können noch so thöricht seyn, zu glauben, daß ganz Asia, die

Residenz des Königs, voll von Hexen, und der König deren Großmeister wäre. Sobald die Geschenke, die er bekömmt, ihm nicht hinreichend scheinen, drohet er sogleich den Fluß, von welchem die Popoer ihr Trinkwasser haben müssen, salzig zu machen, welches er auch schon einigemal gethan haben soll. Allein ich glaube, daß das sehr natürlich zugeht, indem er heimlich, da, wo der Fluß sich am nächsten an dem Seeufer hin schlängelt, eine Verbindung mit der See bewerkstelliget, welches sehr leicht gemacht und wieder zugeworfen werden kann.

Als wir nach einigen Tagen unsere Reise weiter forsezzen wollten, und der König es erfuhr, schikte er alsbald zu uns, und ließ uns wissen, daß er noch einige Fässer Schießpulver, und einige Anker Branntwein haben müsse, bevor wir an Bord gehen könnten. Da ihm dieses rund abgeschlagen wurde, so ließ er uns trozzig wissen, daß Niemand von uns an Bord kommen sollte; er wollte einen Fetisch auf den Strand sezzen. Hätte er dieses gethan, das heißt, hätte er etwa einen mit weisser Farbe bemalten Stok, daran er einige Stükchen Leinwand gebunden hätte, in den Sand nahe an die See gestekt, und dabei geschworen, daß wir nicht glüklich durch die Brandung kommen müßten, so hätte uns kein Popoer an Bord unsers Schiffs gebracht, und wenn wir ihm alle Reichthümer der Erde versprochen hätten, bis der König selbst den Fetisch wieder weggenommen hätte.

Se. Majestät waren inzwischen so strenge nicht, sondern sandten am Morgen sogleich zu uns, und ließen um Vergebung bitten. Sie wären gestern ein wenig unpäßlich (d.h. betrunken) gewesen; Sie hoften, wir würden nicht von Popo reisen, ohne Ihnen doch eine Art eines Geschenks zu machen, der Weg sei offen, wann und wohin wir wollten. Auf diese Art erreichte er und wir unsern Zwek; denn er erhielt noch ein erwünschtes Labsal, und wir reiseten unsers Wegs.

Wir lichteten also die Anker, nachdem wir uns hier acht Tage aufgehalten hatten, und sezten unsern Lauf nach Fidah, das zehn Meilen von Popo entfernt ist, und wo wir wir Tags darauf, nämlich den 2ten November 1784 anlangten. Wir warfen hier wieder Anker, indem wir beschlossen hatten hier und nicht in dem Flusse Gabon, wie unsere erste Bestimmung war, unsern Handel zu treiben. Der schwarze Vizekönig von Fidah hatte Boten zu uns nach Popo gesendet, und uns zu erkennen gegeben, wir könnten in kurzer Zeit unsere Waaren gegen Negern bei ihm verhandeln. Man hatte zuvor eben nicht die beste Meinung von dem Handel am Fluß Gabon gehabt, weil man die Einwohner nur von der schlechten Seite kannte. Jezt entschloß man sich aber einmal einen Versuch zu machen, da man seit Menschengedenken sich nicht erinnern konnte, daß die Dänen dort Handlung getrieben haben. Man brachte die Waaren im englischen Forte ans Land,

ich quartirte mich als Faktor dabei ein, und die Brigantine segete wieder nach unserm Hauptforte hinauf, um mich mit mehreren, und diesem Plaz angemessenern Waaren von da zu versorgen.

Die hiesige Handlung ist von der, die bei unsern Etablissementen getrieben wird, himmelweit verschieden. Es sind hier drei Fortressen, nämlich eine französische, eine englische und eine portugiesische. Alle diese sind völlig nach einem Plane angelegt. Sie bestehen aus Häusern, die weitläuftig ins Quadrat zusammen gebaut, und mit Stroh bedekt sind, deren Fronte zwei Etagen, die übrigen Gebäude aber nur eine haben. Die Flanken sind mit Bastionen versehen, die aber nicht über drei Fuß hoch über die Erde erhaben sind. Jede Bastion hat zwölf eiserne Kanonen. Rings herum sind die Forte mit einem zwanzig Fuß tiefen Graben versehen, worin jedoch nur selten Wasser ist. Nach der Fronte zu ist eine Brükke, die im Fall eines Angriffs leicht wegzunehmen wäre. Das französische Fort ist am besten, und das portugiesische am schlechtesten im Stande. Das erstere hat runde Bastionen, und in der Ostbastion ist ein sehr hoher Thurm, von europäischen Bakksteinen aufebaut, der ihnen zugleich zum Piedestal der Flaggenstange dient. Die Bastionen der übrigen Forte sind Vierekke. Alle haben ihr Pulvermagazin in der Mitte des Hofes, das ebenfalls nur mit Stroh gedekt ist, in der Form eines Taubenhauses. Das Englische hat auch in

Hofe einen metallenen Neunpfünder, der auf die Pforte gerichtet ist.

Eigentlich sollen hier keine andere europäischen, als diese drei Nazionen handeln. Weil aber die Einkünfte des Königs dabei gewinnen, wenn mehrere Nazionen hier Gewerbe haben, so wurde es auch mir erlaubt. Jedes Schiff, das hier ankömmt, um zu handeln, errichtet eine Faktorei, und macht seine Handlung selbst, für welche Freiheit es dem König, wenn es ein dreimastiges Schiff ist, zwölf Sklaven an Werth, und wenn es nur zwei Masten führt, sieben Sklaven bezahlen muß. Dieser Umstand hat oft die Franzosen verleitet, ihren Besan oder Hintermast an den dreimastigen Schiffen, ehe sie in die Rhede kamen, abzunehmen, um die fünf Sklaven zu ersparen. Die Gouverneure hingegen haben sämmtlich freien Handel, wenn sie Waaren im Forte haben, für welche Erlaubniß der König seinen jährlichen Tribut ziehet.

Die Fortressen und auch die Negereien liegen gegen eine Meile weit im Lande hinauf. Ehe man dahin kommt, muß man einen Fluß von Popo her, und eine Menge Moräste passiren, die jedoch nicht tiefer sind, als daß ein Neger hindurch waten kann. Diese machen den Transport der Waaren theils beschwerlich, theils kostbar. Auf dem Strande selbst unterhält jedes Schiff ein Zelt, um die gelandeten Waaren in Empfang zu nehmen, wozu der Vizekönig einen sichern Neger liefert,

zu verhüten, daß nichts gestolen werde, der dafür wöchentlich bezahlt wird. Dieses Zelt dient auch noch dazu, um den Forten Signale zu geben, ob Schiffe kommen, die Brandung gut oder schlimm ist u. s. w. Noch einen andern Neger gibt der Vizekönig jedem Schiff, welcher der Kondukteur genannt wird, und sich jeden Morgen in die Faktorei verfügt, und hört, ob den Tag Waaren gelandet werden, auch in solchem Falle an den Strand geht, die Waaren in Empfang nimmt, und dafür sorgt, daß alles hinauf nach den Faktoreien gebracht wird, ohne daß ein Stük verloren geht, oder gestolen wird, in welchem Falle er es zu bezahlen hat. In der Faktorei hat man noch zwei Mäkler und zwei Faktoreiarbeiter, die alle von dem Vizekönig bestimmt werden. Die Mäkler durchkreuzen die Stadt jeden Morgen, von einem Negozianten zum andern, und fragen, ob Sklaven angekommen sind? Wenn das ist, zeigen sie es dem Faktor an, der dann mit ihnen mit dem Maaßstab in der Hand in die Häuser der schwarzen Kaufleute geht, die Sklaven besieht, und wenn sie ihm anstehen, kauft, über die Waaren, für welche sie einig geworden, eine Spezifikazion gibt, und den gekauften Sklaven mit seinen Zeichen brennen läßt. Dieser wird sodann, wenn er kein Königs-Sklave ist, auf den Abend ins Fort oder in die Faktorei geliefert. Ist er hingegen ein Königs-Sklave, so muß er so lange bei den schwarzen Negozianten bleiben, bis er sogleich ans Schiff gebracht werden kann.

Die Fidaher haben die sonderbare Gewohnheit, daß sie die Sklaven, ehe sie sie den Europäern zeigen, so vortrefflich auspuzzen, als wenn sie sollten zum Tanze gehen. Die Weiber bekommen wol fünf Leibgürtel um, nach dasiger Mode, einen über den andern. Allen Sklaven, männlichen Geschlechts, werden die Hände auf den Rükken gebunden, wenn es auch nur ein Kind von fünf Jahren wäre. Dies geschieht auf Befehl des Königs, weil einmal ein Sklave einen Europäer, da er ihn besehen wollte, häßlich zerbissen hatte. Diese Negozianten müssen ordentlich vom Könige privilegirt seyn, und es darf ein reisender Kaufmann seine Sklaven nicht selbst an die Europäer verkaufen.

Die Sklavenhändler hier sind grosse Kapitalisten, sie können manchmal bei den Europäern für tausend und mehr Thaler zu gut haben. Sie kommen auch nicht gerne eher mit ihren Scheinen, als wenn sie wissen, daß Waaren für sie im Forte sind, welches wegen der heftigen Brandung nicht allemal möglich ist. Die hauptsächlichsten Waaren hier sind: Branntwein, Buschis, Tabak, messingene Bekken, Glaskorallen, Eisen und Pagneszeuche. Manchmal verlangt der Negoziant nichts, als einen von diesen Artikeln. Gewehre und Pulver hingegen die Hauptartikel auf Akra, gehen hier wenig oder fast gar nicht ab. Die Ursache dazu ist wol hauptsächlich diese, daß die gemeinen Negern nicht selbst diese Artikel von den Europäern kaufen dürfen, sondern sie in geringen Quantitä-

titäten von dem Vizekönige nehmen müssen. Denn wenn man bei einem Neger mehr als einen Hutkopf voll Pulver auf einmal antrifft, so wird er als ein Aufrührer angesehen, und ohne weitern Prozeß für Rechnung des Königs verkauft.

Fidah hatte ehemals seinen eigenen sehr mächtigen König, der aber, da sowol er als sein Land in Schwelgerei und Weichlichkeit verfiel, von einem höher im Lande regierenden Könige von Dahome, Truro Audati im J. 1729 überwunden, und das Land zur Provinz, darin er seit der Zeit hernach einen Statthalter oder Vizekönig, und verschiedene Kaboschire unterhalten, gemacht hat.

Das jezzige Fidah war ehemals unter der Regierung der fidahischen Könige, weniger von Bedeutung als jezt, da eine andere Negerei, die etwa zwei Meilen höher im Lande liegt, und Sabi heißt, die Hauptstadt und Residenz des Königs war, die aber jezt fast gänzlich in Verfall ist. Um diese ehemals so berühmte Stadt zu sehen, machte ich vor einiger Zeit eine Tour dahin, fand aber nicht mehr Erbauung, als wenn ich eine andere gemeine Negerei gesehen hätte. Ein Wochenmarkt wird zweimal hier die Woche gehalten, aber von 6000 Kaufleuten, die man, wenn den ältern Geschichtsschreibern zu glauben, auf dem Markte finden sollte, sieht man keine Spur, da man eine solche Anzahl schwerlich im ganzen Königreiche finden möchte, wenn man auch jede einzelne Person zum Kaufmann

machen wollte. Die Chefs der europäischen Forteressen hielten sich hier ebenfalls am Hofe des Königs auf, obgleich sie ihre Forte zu Gregoi, oder dem jezt sogenannten Fidah hatten.

Ich logierte mich bei dem hiesigen Kaboschir ein, der ungefähr ein Mann von fünf und sechzig Jahren ist, und ausserordentlich viel Einnehmendes hat. Er bewirthete mich mit einer ungekünstelten Höflichkeit, die ihm meine ganze Hochachtung erwarb, sorgte für meine Leute, und ließ ihnen überflüßig von den besten Lebensmitteln reichen. Ich hielt mich jedoch nur ein paar Tage auf, und reißte sodann wieder nach Fidah zurük.

Nahe vor der Stadt nördlich ist ein breiter, aber nicht tiefer Fluß. Ueber diesen sahe ich die erste Art von Brükken in Guinea, die aus zusammengeflochtenen Reisern, nach Art eines Wagenkorbes, auf dem Wasser, wie Pontons lagen. Das Ufer dieses Flusses ist äusserst morastig und schlammig.

Ehe ich noch über die Brükke kam, die wol drei hundert Schritte lang ist, sah ich die Wiese mit rothen Blumen, wie bei uns im Frühjahre, mit den Kuhblumen bedekt. Bei Annäherung fand ich, daß es die bei uns jezt so beliebte Gartenblume, die Balsamine, war. In den Gebüschen fand ich ein sonderbares aloeartiges Gewächs. Seine Blätter sind gegen drei Ellen lang, und drei Zoll breit, und nach Art der meisten

Aloen geflekt. Es ist sehr ästig, die meisten Aeste schießen in einem rechten Winkel von dem Stamme aus. Einer derselben aber erhebt sich über den übrigen, und schießt gerade wie ein Palmbaum in die Höhe, und hat oft wol einen Fuß im Durchmesser; ich war nicht so glüklich, einen blühenden anzutreffen. Die Oelpalme ist hier sehr häufig; desgleichen eine besondere Kokos-Art, deren Fleisch, das einen ziemlich angenehm säuerlichen Geschmak, und einen dem Brüstenbaum (Mammea americana. L.) ähnlichen Geruch hat, man zu essen pflegt. Es sind gewöhnlich zwei bis drei Steine darin, die eine nierenähnliche Gestalt haben, und mit dichten Fasern besezt sind, welche die Frucht etwas unangenehm zu essen machen. Den Ingwer, sowol den wahren als falschen, traf ich hier in den dunkeln Wäldern häufig an.

Das Königreich bestand nach Des Marchais aus sechs und zwanzig Provinzen. Es finden sich aber jezt kaum so viele Städte und Dörfer. Die Gränzen sind nach Westen Afla, nach Osten Badagri, nach Süden die See, und nach Norden das ehmalige Königreich Ardra.

Fidah (Gregoi) ist gegenwärtig eine sehr bedeutende Negerei, die wohl bis anderthalb Meilen im Umkreise haben mag, wenn man die grossen mit Mais bepflanzten Pläzze, die hie und da in der Stadt zerstreuet liegen, mitrechnet. Jede europäische Nazion, die hier ein Fort hat, hat auch

eine Negerei um sich herum, daher es denn auch kömmt, daß das Ganze gleichsam aus verschiedenen Städten bestehet. Es ist nichts ungewöhnliches, wenn man durch die Stadt gehet, daß man oft in demselben Augenblik in drei verschiedenen Sprachen gegrüßet wird. Da ein jeder Stadtneger so viel wenigstens von der Sprache des Forts, unter welches er rangirt ist, gelernt hat, daß er darin grüßen kan.

Ungefähr in der Mitte der Stadt ist der Markt, mit ordentlich dazu gebauten Buden, wo die Kaufleute des Morgens mit ihren Waaren ein, und des Abends wieder ausziehen. Jeden vierten Tag ist Wochenmarkt, auf welchen die Fremden ihre Waaren zu Markte bringen dürfen. In den Buden findet man alle mögliche Arten sowohl von europäischen als inländischen Handelswaaren, zu nicht übertriebenen Preisen. Andere sizzen zwischen den Buden mit gekochtem Brod oder Kankis, das die Negern hier Dabbedabbe nennen, Mais, Früchten, Holz u. s. w. Alle Arten der Handlung sind den Weibern überlassen, der Sklavenhandel ausgenommen, welcher die Sache der Männer ist.

Der König von Dahome ist nach afrikanischer Art überaus mächtig, seitdem ihr größter König **Truro Audati**, der anfänglich nur ein gemeiner Kaboschier war, das grosse Königreich **Ardra**, und hernach **Fidah** eroberte, und sich unterwürfig machte. Obgleich nun verschiedene Könige unter

ihm stehen, und jährlichen Tribut an ihn bezahlen müssen, so sind dennoch grössere Fürsten im Lande, welchen er selbst Schazung geben muß, zum Beispiel dem Könige von Benin. Dieser ist vermuthlich der gröszte König in Guinea. Sein Reich liegt von hier östlich an der Seekante. Ferner die Ayoer, eine sehr zahlreiche Nation, die nördlich über dem Königreich Dahome wohnen, und deren Kriegsmacht aus lauter Kavalleristen besteht.

Man erzählt von dem Truro Audati daß als er einst von den Ayoern im offenen Felde eingeschlossen wurde, und er in Gefahr war von der feindlichen Kavallerie umringt zu werden, weil er selbst keine hatte, er durch eine Kriegslist den Sieg zu erreichen suchte, der ihm sonst würde fehl geschlagen haben. Er hatte nämlich in seinem Lager eine grosse Menge europäischer Waaren, und überdies eine ziemliche Quantität Branntwein. Er wußte, daß die Ayoer, wie alle Negern, grosse Liebhaber von diesem Getränke wären, das aber in ihrem Lande sehr kostbar war, weil sie so weit von der Seeküste entfernt wohnten, und sie deshalb seine schädliche Wirkung, wenn man zu viel davon trinkt, nicht so gut kannten, wie die Dahomer. Er ließ alle diese Waaren in der Nacht nach einem kleinen Dorfe bringen, griff am Morgen darauf die Ayoer an, zog sich dann nach einigem Gefechte in anscheinender Unordnung zurük durch das Dorf, wohin er die Waaren hatte bringen lassen. Die

Ayoer, welche glaubten einen vollständigen Sieg über die Dahomer erfochten zu haben, sezten ihnen nach, und machten alle die hinterlassenen Waaren zur Beute. Sie tranken das edle Lebenswasser so begierig, daß Zweidrittel der Armee bald betrunken war und schlief. **Truro Audati**, der durch seine Spione sie genau beobachten ließ, paßte das Tempo ab, überfiel sie in dieser Unordnung, und erhielt einen entscheidenden Sieg über sie. Die wenigen, die nicht schliefen, hatten Mühe mit ihren Pferden zu entkommen.

Die **Ayoer** würden dennoch nach der Zeit ihn oft genug haben demüthigen, und sich den Weg zur Küste bahnen können, aber der König von **Dahome** sucht allezeit den Krieg zu vermeiden, wozu noch kommt, daß die See der Fetisch der **Ayoer** ist, deren Anblik ihnen von ihren Fetisch-Priestern bei Lebensstrafe untersagt ist.

Der jezzige König von Dahome ist etwa ein Mann von 50 Jahren, wohlgestaltet, und von vielem Verstande. Er selbst kömmt niemals nach **Fidah**, sondern bleibt allezeit zu **Dahome**; vermuthlich weil er hier für sein Leben besorgt seyn möchte, da er die **Fidaher** überaus despotisch regieren läßt, damit sie unter dem Joche der Sklaverei nicht den Einfall bekommen mögen, sich wieder einen eigenen König zu wählen. Er unterhält zu **Fidah** einen Vizekönig und vier Kaboschiere, die ihm genau einberichten was zu Fidah, sowol mit den Weissen,

als

als Negern vorgeht. Dieser Vizekönig wohnt in dem Pallaste des Gouverneurs, welches ein sehr weitläufiges Gebäude, aber nicht höher als ein Stekwerk, von Lehm gebauet, und mit Stroh gedekt ist. Man findet darin so viel Höfe und Vorhöfe, daß man sich kaum wieder heraus finden kann. In dem Mittelpunkte des Pallastes befindet sich ein Saal, in welchen die Europäer geführt werden, wenn sie etwas mit dem Statthalter auszumachen haben. Der Saal ist an einer Seite offen, wie ein Altan, mit Säulen geziert. Darin findet man nichts weiter als Negerstüle, zu Zeiten doch auch einen europäischen Stul. Die Negerstüle sind hier von eigener Erfindung. Sie sind höher als die Stüle der Negern gewöhnlich zu seyn pflegen. Sie machen sie aus Palmblätterstökken, die sie ins Gevierte über einander legen, und ganz artig zusammen zu fügen wissen, so daß es sich ziemlich bequem darauf sizzen läßt.

Der jezzige Statthalter ist einer der vernünftigsten Männer, die ich unter Schwarzen habe kennen gelernt. Er spricht die drei hier gebräuchlichen europäischen Sprachen. Es würde aber wider den Wolstand seyn, wenn er allein mit den Europäern spräche, deshalb er sich des Dollmetschers bedienen muß. Ich habe jedoch oft Gelegenheit gehabt, von seiner Fertigkeit im Englischen bewundernswerthe Beweise zu hören, wann er den Dolmetschern, wenn diese etwas, das er ihnen zuvor

auf Negerisch gesagt hatte, verkehrt vorbrachten. Er wird von den Negern überaus respektirt, so daß es fast der orientalischen Demütigung gleich kömmt. Wenn er öffentlich erscheint, entweder zu Fuße, oder auf einem Pferde oder Maulthiere, so hat er allezeit ein großes Gefolge von hundert bis zweihundert bewaffneten Negern bei sich. Der gegenwärtige läßt sich nur selten des Tages sehen, weil er ein Feind von dem thörichten Zeremonielle ist, worüber er sich doch bei solchen Gelegenheiten nicht hinwegsezzen darf. Er führt ein Schwerd von eigener Form beständig in seiner Hand, das im Lande gemacht, und ein Gnadengeschenk des Königs ist. Jeder Neger, der ihm begegnet, ist bei Lebensstrafe verpflichtet, ihm die gehörigen Ehrenbezeugungen zu erweisen, die darinn bestehen, daß er mit zur Erde gebeugtem Gesichte, oder knieend laut in die Hände klatscht, in dreien verschiedenen Akten, und zulezt mit Schnellung aller Finger der linken Hand beschließt. Des Nachts ist nur bloß die Schnellung der Finger nöthig. Kömmt ein Neger zu ihm, so hat er dieselbe Zeremonie zu beobachten; er muß es aber auf den Knieen, oder hokkend thun, wie die Affen zu sizzen pflegen, und darf in des Statthalters Gegenwart auf keinen Stul sizzen. Alle diese Ehrenbezeugungen erwiedert der Statthalter durch ein bloßes sachtes Händeklatschen. Wann die Negern diese Zeremonie beobachtet haben, sprechen sie hernach eben so vertraut mit dem Statthalter, als mit einem andern

gemeinen Neger. Ueberhaupt genommen sind die Fidaher die polirteste Nazion auf dieser Küste.

Es gibt hier viele Elefanten, weil rings herum der Boden durchaus platt ist, eine gute Weide hat, und mit frischen Quellen, und Waldungen durchkreuzt ist. Aus dieser Ursache pflegen die hiesigen Gouverneurs jährlich eine grosse Elefantenjagd anzustellen. Die Reihe war diesmal an dem französischen. Alle europäischen Offizianten, und Kapitains von den Schiffen, deren damals sechs hier waren, wurden dazu eingeladen. Ich blieb also um so viel weniger davon. Ich stellte mir schon im voraus das Vergnügen so lebhaft vor, diesen Riesen unter den vierfüßigen Thieren in seinem Freiheitsstande zu sehen. Der Europäer waren einige dreißig, die alle in Hangematten getragen wurden. Dazu kamen achtzig Negern, welches zusammen ein herrliches Ansehen hatte.

Nach langem Marschieren durch das von Thau durchaus nasse hohe Gras, hatte ich das Vergnügen zu dreien verschiedenen Malen kleine Heerden dieser thierischen Majestäten zu sehen. Es ist eine Seltenheit einen Elefanten allein zu finden. Anfänglich schienen sie sich nur wenig an die Menschen zu kehren. Wann ihnen aber ihre Zahl anfieng verdächtig zu werden, und man ihnen braf auf den Pelz brannte, dann liefen sie in einem kleinen Trott, welches ein halber Galopp für ein Pferd ist, in die dikſten Gebüsche, wo ihnen Niemand zu folgen

im Stande ist. Kleine Bäume, die ihnen im Laufen im Wege sind, werden ohne Umstände entwurzelt, und der Weg gebahnt. Die vielen Gesträuche, die einem andern Thiere die Haut aufreißen würden, achtet der Elefant gar nicht, sondern geht so leicht und stolz darüber her, als wenn es auf einem Teppich wäre. Seinen Rüssel trägt er im Laufen über den Kopf auf den Rükken zurükgelegt. Nach einer ohngefähren Schäzzung mochten die, welche ich sah, wol sieben bis acht Fuß hoch seyn. Dieses waren aber bei weitem noch nicht so große, als die höher hinauf im Lande befindlichen, denn sie hatten nur Zähne von fünf und zwanzig bis dreißig Pfund, wogegen es Zähne von hundert bis hundert fünfzig Pfund schwer gibt. Ihre Farbe ist gewöhnlich schwarzbraun; man sagt jedoch, daß die, welche die größeren Zähne geben, eine Abart von diesen seien, die man schwarze Elefanten nennt. Die weiße Abart, die man in Ostindien hat, kennt man hier nicht. Die Einwohner verstehen die Kunst nicht, sie zahm zu machen. Könnten sie damit umgehen, so würde es ein großer Vortheil für sie seyn, da die Pferde nicht allein sehr selten zu bekommen, sondern auch kostbar zu unterhalten sind.

Wann die Negern einen Elefanten erlegen, das hier nicht selten ist, so tragen sie gern das beste Fleisch von der Brust zum König oder Vizekönig, der mir auch einmal ein Präsent mit einem Stükke davon machte. Es ist hart und unverdaulich wie

Knorpel. Aus den Ohren machen sie Kriegsmüz-zen, und aus dem Felle andere Kriegsgeräthschaften.

Wir jagten bis zum heißen Mittage, waren aber diesmal nicht so glüklich, einen zu erlegen, so viele auch angeschoßen wurden. Die Jagd fällt niemals glüklich aus, wenn der Elefant nicht zwischen den Ohren im Hinterhaupte getroffen wird, wo ihn eine gemeine Flintenkugel tödten kann; an andern Stellen prallt die Kugel ab. Wir hielten unsere Mahlzeit a la Kampagne, und kehrten am Abend wieder nach Fidah zurük, wo Niemand mit mehr Zufriedenheit anlangte, als ich, da ich mein Kräuterbuch mit Pflanzen, die mir vorher noch nie zu Gesicht gekommen waren, gepfropft voll hatte. Auf der Reise aber hatte ich einen derben Paroxismus vom Fieber, den ich mir vermuthlich dadurch zugezogen hatte, daß ich der heißen Sonne zu lange ausgesezt gewesen war. Dieses Fieber, das ein dreitägiges Wechselfieber war, hatte mich schon acht Monate lang mit öftern Rükfällen gemartert; wenn es mich vierzehn Tage verlassen hatte, so fand es sich auf eine eben so lange Zeit wieder ein.

Die Gegend um Fidah ist eine der reizendsten von allen, wo sich die Europäer in Guinea niedergelassen haben. Der Boden ist flach mit zerstreuten Wiesen und frischen Quellen gesegnet. Es regnet hier öfter als zu Akra, und dadurch wird ein unaufhörlicher Frühling unterhalten. Man pflanzt zweimal des Jahrs, nämlich im März und

Oktober. Das englische und französische Fort haben grosse Gärten mit Orangen=Alleen bepflanzt, wovon sie das ganze Jahr hindurch allerlei Gemüße, Pomeranzen, Apelsinen, Limonen und andere Früchte haben. Die Pomeranzen können manchmal Fuß hoch unter den Bäumen liegen, und verfaulen, wenn keine Sklaven in den Forten vorräthig sind. Die Franzosen und Portugiesen wissen sich diesen Ueberfluß herrlich zu Nuzzen zu machen, indem sie eine Menge Fässer voll davon an Bord ihrer Schiffe bringen, wann sie von der Küste nach Westindien gehen wollen, da sie dann ihre Sklaven damit auf der Reise hindurch mit diesen herrlichen, dem Scharbok widerstehenden Früchten traktiren. Das französische Fort hält allein hundert und zwanzig Negern zur Aufrechthaltung seines Gartens.

Je weiter ich hinunter nach der Bucht von Benim komme, je eifriger finde ich auch das Volk im Gözzendienste. Zu **Ursu** bei **Kristiansburg** haben sie gar keinen öffentlichen Fetischtempel, hier haben sie deren mehr als dreißig. Ich habe einige gesehen, die ihre vielen Vorhöfe und verschiedenen Zimmer haben, und mit den schönsten Bäumen umgeben sind. Ich gehe gern an diese Orte, denn hier finde ich allezeit diejenigen Bäume, die sonst im Lande am seltesten, und deswegen hieher gepflanzt sind.

Die vornehmsten Tempel sind der Schlan=

ge geheiliget, die hier die oberste Gottheit ist. Jeder Tempel hat seine Schule, worin die Priesterinnen die Kinder im Singen und Tanzen unterrichten. Das Fetischtanzen geht hier fast alle Tage vor sich. Diese Nazion scheint darin sehr geschikt zu seyn. Es werden eine Menge Mädchen auf öffentliche Kosten unterhalten, die nichts weiter thun, als in dem Tempel singen, und öffentlich tanzen. Ihr Anzug ist dann prächtig, indem sie ein ganzes halbes Duzzend Leibgürtel über einander tragen, jedoch so, daß sie alle zu sehen sind. Alle Arten Korallen sind am Halse, an den Händen und Füssen ziemlich geschmakvoll angebracht; der Obertheil des Körpers ist, wie gewöhnlich, bloß. Wenn sie die Natur mit vollwichtigen Brüsten versehen hat, so binden sie diese in ein seidenes Tuch, damit sie im Springen nicht so sehr hin und her balanziren.

Ihre Musik ist sehr verschieden; eine der vorzüglichsten Arten ist die, daß sie ein tiefes Loch, etwa fünfzehn Fuß im Durchschnitt, in die Erde graben. Ueber dieses Loch legen sie zwei Balken von sehr hartem Holz, und quer über diese wieder dikkere und dünnere Stäbchen, ohne sie jedoch zu bevestigen. Auf diesen leztern schlagen sie hernach mit kleinen Stökken, wie Paukenstökke, nach dem Takte, wobei sie zugleich mit verschiedenen Trommeln akkompagnirt werden. Ich habe gesehen, daß diese Frauenzimmer bis drei Stunden auf dem Plazze in der unerträglichsten Hizze getanzt, und

gerade die äußerst ermüdenden Tänze mitgemacht haben, wobei sie keine andere Erfrischung hatten, als daß ihnen die Priesterin zu Zeiten den Schweiß abtroknete. Fragte ich wie es möglich wäre, daß sie es so lange ohne Schaden aushalten könnten? so antworteten sie: Es wäre der Fetisch, der sie stärkte. Ich weiß aber auch, daß sie der Fetisch oftmals krank zu Hause kommen, und ihre Unmäßigkeit mit dem Leben bezahlen läßt.

Die Männer gehen zu Zeiten ordentlich in Prozession um ihre Hütte, wozu sie eine ganz eigene Musik haben, die aus einigen Hörnern, Trommeln und sehr vielen grossen eisernen Ochsenglokken besteht, worauf sie mit einem Stäbchen von derselben Materie nach dem Takte schlagen. Man läßt alsdann die Fetisflaggen, deren vier bis sieben seyn können, von den Tempeln wehen. Diese sind aus weisser Leinwand gemacht, ja manchmal ist das ganze Dach mit dieser überzogen.

Eine andere besondere Prozession sahe ich vor einiger Zeit. Drei Priesterinnen, die hier mehr gelten als die Priester, und die man vorzüglich daran erkennt, daß sie ihren Kopf nie, wie andere Weiber rasiren, sondern die Haare (oder Wolle, wie man es nennen will) in grosse Lokken kämmen, giengen voraus, und sangen ein Lied in einem höchst traurigen Tone. Einige Priester folgten ihnen, und hernach auch noch einige Weiber, die alle zum Tempel gehörten. So wie sie die

Straſſen auf und ab marſchirten, flohen alle Neger in ihre Häuſer, riſſen ihre Kinder mit ſich von der Straße weg, und verkrochen ſich, bis die Prozeſſion vorüber war. Auf mein Nachfragen nach der Urſache ihres Fliehens vor der Prozeſſion, bekam ich zur Antwort: daß der, welcher die Prozeſſion mit Vorſaz anſehen würde, gewiß nicht über drei Tage leben würde.

Die Fetisſchlange iſt hier die erſte Gottheit, und wird über alles hochgehalten. Es würde einem Europäer übel gehen, wenn er ſich an einer ſolchen vergreifen, und ſie tödten wollte. Ich habe deren verſchiedene geſehen; es iſt in der That ein herrliches Thier für das Auge! Erwachſen iſt ſie von der Länge und Dikke eines Mannsarms. Der Grund ihrer Farbe iſt grau, ſie iſt aber überall mit gelben und braunen Flekken überſtreuet. Sie ſcheint es zu wiſſen, daß ihr Niemand etwas zu Leide thun darf, weßhalb ſie dreiſt in alle Häuſer geht. Sie iſt ein wirklich unſchädliches Thier, das niemals Jemand was zu Leide thut. Als ich einſt allein im Garten des Forts ſpazierte, ſah ich eine derſelben unter einem Baume zuſammengerollt ſchlafen. Ich vergnügte mich herzlich über dieſe Entdekkung, betrachtete ſie einige Augenblikke mit Entzükken, und war eben im Begriff ein Gefäß zu holen, um ſie heimlich in Spiritus aufbewahren zu können, als zu meinem nicht geringen Mißvergnügen gerade ein Neger und Arbeiter des Gartens dazu kam, und eben wie ich, von unge-

fähr die Schlange liegen sah. Nun war meine Beute dahin. Wie eine Furie floh er aus dem Garten, und kam alsbald mit einem Fetischpriester wieder. Dieser, da er die Schlange liegen sah, fiel der Länge nach auf sein Gesicht zur Erde, küßte die Erde dreimal, murmelte einige Worte in den Bart, sezte dann seinen Leibgürtel zurechte, damit er ja nicht loßgienge, hob so behende die Schlange in den Gürtel, daß sie nicht einmal erwachte, und trug sie in den Tempel, wo man allezeit Essen und Trinken für sie vorräthig hält, sie mag kommen und es fressen oder nicht.

Zu den seltenen Aufzügen, die ich zu Fidah sahe, gehört noch folgender. Als ich an einem Nachmittage ganz zufrieden mit meinem Buche im Fenster saß, entstand auf einmal draussen ein Lärm und Zusammenlauf von Menschen, so daß ich einen Aufruhr vermuthete. Es währte nicht lange, so kam der Statthalter und die Kaboschiren, einer nach dem andern auf Mauleseln reutend, mit einer grossen Schaar hinter sich. Die Kaboschire stiegen vor dem Forte ab, und tanzten einer nach dem andern vor dem Forte. Eben so that das Volk, und machte Musik. In einer halben Stunde waren alle die Grossen versammelt, wovon die meisten in einem sehr possierlichen Anzuge waren. Die Vornehmen hatten alle Schlafröcke ohne Aermel an, meistens von seidenem Zeuche; die Geringeren hingegen von weissem leinenem Zeuch, und einige hatten ordentliche Kleider, wie die Europäer. Die vor-

nehmsten Kaboschire hatten Hüte von getriebenem Messing auf, in der Gestalt eines runden Huts, den sie von dem König zum Geschenk erhalten hatten, ohne dessen Begnadigung Niemand eine solche Zierde tragen darf. Im Ganzen kam das Ding mir vor, wie bei uns eine Maskerade. Sie hatten drei Fahnen mit sich, zwei holländische und eine englische, und drei grosse Parasole. Drei wohlgekleidete Männer trugen jeder ein messingenes Bekken auf dem Kopf, mit dergleichen Bügeln über sich, so daß sie fast das Ansehen einer königlichen Krone hatten.

Nachdem sie tüchtig getanzt hatten, kamen die Grossen, die Bekken- Fahnen- und Parasolträger im Forte auf den Saal, wo ich Gelegenheit hatte, alles genauer zu betrachten. Die Grossen nahmen eine Erfrischung zu sich, und fielen hernach auf ihre Knie zur Erde, und küßten sie dreimal. Sie überreichten dem Gouverneur einen schönen Stab zum Beweise, daß sie der König gesandt habe. In dieser Stellung sagten sie: daß der König befohlen hätte, sie sollten seine Beweise des Sieges über die Badagrier (eine Nazion, sechs Meilen von hier östlich an der Seeküste, wo ehemals eine holländische und englische Faktorei war), die er vor sechs Monaten gänzlich geschlagen hätte, den Weissen zeigen. Darauf öffneten sie die wie Kronen gestalteten Bekken. Es fanden sich sieben Köpfe in den drei Bekken, in zweien, in jedem drei Köpfe, und im dritten nur einer, und eine rechte

Hand, welche ehemals dem vornehmsten Kaboschir von Badagri zugehört hatte. Alle diese Köpfe, die doch schon sechs Monate alt waren, sahen so frisch aus, als wenn sie erst heute abgehauen worden wären; weßhalb ich mich erkundigte, auf welche Weise sie sie aufbewahrten, und bekam zur Antwort, daß sie sie mit Stroh räucherten, wie bei uns den Schinken, welches dann ihrer ohnehin schwarzen Haut keinen Schaden zufügt, sondern ihr vielmehr ein glänzendes Ansehen giebt. Die Fahnen und die Parasols waren ebenfalls im Kriege genommen, welche leztere mit dem Trommeln grosse Siegeszeichen der Kriegsbeute sind. —

Die fidahischen Negern sind wolgestaltet, und groß von Statur; ihren Lineamenten fehlt aber das Sanfte, das man bei den Akraern und andern guineischen Nazionen wahrnimmt. Die Frauenzimmer sind überhaupt häßlich. Ich sah hier eine milchweise Negerin, die der König von Dahome dem Gouverneur schikte, mit der Bemerkung, daß er auch im Stande wäre, ihm eine weisse Frau zu schikken. Sie war überaus häßlich, nicht über vier Fuß hoch, und schien eine Mißgeburt zu seyn. Einen Neger sah ich auch, der vollkommen weisse Hände und dergleichen Füsse hatte; dieses leztere ereignet sich zu Zeiten durch schwere Krankheiten, bei diesem aber war es angeboren.

Unter den hiesigen kostbaren Produkten der Natur, sah ich auch ganz hochgelbe Baumwolle, die

in Dahome wachsen soll. Es ist aber bei Lebensstrafe verboten, weder Wolle noch Samen auszuführen; denn erstere ist allein zum Gebrauche des Königs bestimmt.

Die Fidaher sind eine sehr industriöse Nazion. Sie weben nicht allein hübsche Zeuche, sondern sie verfertigen auch aus Gras grobe und feine Zeuche. Sie nehmen die Blätter eines gewissen Grases, die einen Daumen breit, und über eine Elle lang sind. Diese legen sie einige Tage in die Sonne, so verwandelt sich ihre Farbe aus der grünen in die gelbe. Alsdann zerreissen sie die Blätter in lauter Fäden, knüpfen sie zusammen, wikkeln sie auf, und verweben sie.

Die Fidaher sowohl als auch Popoer graben zwei Steinarten, die dem Lapis Lazuli, oder dem Hyazint ähnlich sind. Die eine Art ist ganz dunkelblau mit eingesprengten kleinen Metallkörnern, die vielleicht Gold oder Schwefelkies sind. Sie schleifen hieraus Zylinder von der Dikke eines kleinen Fingers, die sie sich, so dik als sie sind, in die Ohrlappen stekken. In deren Ermanglung nehmen sie die natürlichen rothen Korallen, oder auch nur Pfeiffenstiele. Die andere Art, die dem Hyazinten nahe kömmt, geben die Negern vor, daß sie sie so durchbohrt in der Erde fänden, in der Gestalt von kurzen Stükken Pfeiffenstielen oder Korallen. Es wäre artig, wenn das gegründet wäre, denn so müßte man sie für eine inkrustirte Steinart hal-

ten, welches mir fast glaublich scheint, indem ich kein Instrument der Neger kenne, womit sie so dünne, lange, und harte Steine durchbohren könnten. Beide Arten sind überaus theuer, und werden dem Golde gleich geachtet.

Im Januar fällt das grosse Gedächtnißfest des Vaters des Königs von Dahome ein. Alle drei Gouverneure werden dazu eingeladen, die auch, wenn keine Krankheit sie entschuldigt, nicht zurükkebleiben dürfen, und in solchem Fall müssen sie doch einen andern Weissen in ihre Stelle schikken. Es wird in Abomeh gehalten, welches drei Tagereisen (ohngefähr zwanzig Meilen) von hier entfernt ist. Alle Kaboschire und ein Theil gemeiner Negern aus allen Provinzen des Reichs kommen hier alsdann zusammen, um der Feier beizuwohnen. Die Europäer werden aus der königlichen Küche gespeiset. Man hat einen Altan in der Form eines Schaffots gebauet, darauf sich der König, sein Hofstaat und die Weissen befinden. Die gemeinen Negern stehen unten am Schaffot herum, die Abgeschikten von einer jeden Stadt für sich an ihrem Ort. Man hat eine Menge europäische Zeuche, desgleichen Brantwein, wie auch Buschis, die in Strängen zu zwei Thalern zusammengereihet sind, ferner allerhand Eßwaaren auf dem Schaffot. Der König ruft einen der Kaboschire zu sich; dieser kommt auf allen vieren kriechend, und empfängt den Befehl des Königs, der dann darinn besteht, daß er so und so viele Stränge Buschis,

Pagneswaare, oder was es auch seyn mag, nehmen und herunter unter das Volk werfen soll. Dieser, der seine Leute kennt, gibt ihnen einen Wink, und dann warten diese schon mit gehobenen Händen der Dinge, die da kommen sollen, und fangen alles, was herunter geworfen wird, auf, ehe es zu Boden kömmt. Der König wiederholt dies mit den übrigen Kaboschiren sammt und sonders. Der Schluß aber krönet das Werk, der schwärzeste von den barbarischen Gebräuchen! Man hat nämlich 40 bis 50 unglükliche Sklaven, gleichviel ob Kriegsgefangene, Verbrecher oder eingeborne Sklaven, das Jahr hindurch zu diesem Feste aufbewahrt. Fünf oder sechs sizzen hart geschlossen unten am Schaffot, sehen die ganze Welt sich vergnügen, und erwarten mit Ungeduld den schröklichen Ausspruch. Wenn alles ausgetheilt ist, was den Tag ausgetheilt werden soll, so werden diese Opfer hinauf vor den König gebracht, der sie noch einmal betrachtet, ob es die rechten sind, und dann Befehl zu ihrer Hinrichtung gibt, die mit dem Beile auf dem Blokke geschieht. Während der Zeit steht einer der Minister mit einer Theeschale, und fängt sie voll vom Blut dieser Elenden, das er dem Könige präsentirt. Dieser taucht die äusserste Spizze des kleinen Fingers hinein, und lekt ihn mit der Zunge ab. Die Körper werden dann um das Grab des königlichen Begräbnisses geworfen, und die Köpfe auf Stangen ringsherum gestekt, womit sich die Geschichte des Ta-

ges endigt, die zehn bis vierzehnmal wiederholt wird.

Diese barbarische Methode scheint ein Sinnbild des ehemals unter ihnen üblich gewesenen Gebrauchs zu seyn, daß sie ihre überwundenen Feinde frassen. Daß sie es jezt nicht thun, und daß sie nie Menschenfleisch auf dem Markt verkauft haben, wie einige Schriftsteller uns erzählen, davon bin ich überzeugt. Fragt man den König, warum er nicht einen so grausamen Gebrauch abschaffe, der noch ohnehin seinen Finanzen nachtheilig wäre, indem er diese fünfzig Menschen, die jährlich hingerichtet werden, ja verkaufen könnte? so antwortete er: „Daß es ihm nicht erlaubt sei, einen Gebrauch abzubringen, der so alt wie das Königreich selbst sei, und daß er befürchten müsse, daß seine Unterthanen gegen ihn rebelliren würden."

Ein Beispiel, wie despotisch der König von Dahome regiert, wird folgendes erläutern. Als er einst in seinem königlichen Pomp des Morgens den Altan besteigen wollte, und vor den Unglüklichen vorbeigieng, die geschlossen am Fusse des Altans lagen, um den nämlichen Tag hingerichtet zu werden, so konnte einer derselben sich nicht bergen, sondern seufzte überlaut: „O! wie ist doch dieser (der König) so glüklich, und ach, wie elend bin nicht ich!" Der König, der hievon etwas hörte, fragte, was der Delinquent gesagt hätte? Worauf man es ihm erklärte. Er wandte sich hierauf sogleich um, und sagte, das muß fürwahr

wahr kein Dummkopf seyn; er hob selbst den Sklaven auf, befahl ihm seine Ketten zu lösen, ihm Kleider und Reisegeld zu geben, um ihn nach seiner Provinz reisen zu lassen. Da nun, wenn der König öffentlich erscheint, eine Menge Menschen sich zudrängen, um ihn zu sehen, und er doch den Plaz dessen wieder ersezzen wollte, dem er so eben die Freiheit so großmüthig verliehen hatte, so ergriff er den ersten den besten aus dem Haufen, befahl ihm niederzusizzen, ließ ihm Ketten anlegen, und noch denselben Tag mit den andern hinrichten! — Wie oft würde der souveränste König in Europa dies ungestraft wagen dürfen? —

So weit Isert's interessanter Bericht von seiner Reise nach Fidah! —

VI.

Beschreibung des Negerkönigreichs Ardra, und seiner Einwohner. *)

I. Kurze Geschichte und Geographie dieses Landes.

Das Negerkönigreich Ardra (franz. *Ardres*) war vor Zeiten ein mächtiger Staat, dessen Gebiet und Oberherrschaft sich nicht nur über das Königreich Ardra, mit seinen zugehörigen Ländern **Tori**, **Offra** und **Schakin**, sondern auch über die Reiche und Länder **Koto** oder **Quitta**, **Popo**, **Fidah**, **Appi**, **Badagri** und **Lagos**, welche nach und nach davon abfielen, sich erstrekte.

Zu Ende des vorigen Jahrhunderts waren diese hier zulezt genannten Länder schon von **Ardrah** abgefallen, und dieser Staat bestand im Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts nur noch aus folgenden Theilen:

1) Das Königreich Ardra an sich, südlich von Dahome, ein sehr fruchtbares und schönes Land.

---

*) Nach Snelgrave, Des Marchais, Pommegorge und Norris.

Bemerkenswerthe Oerter sind:

(1) Ardra, oder Groß=Ardra, sonst auch Assem oder Azem genannt, die ehemalige königliche Haupt= und Residenzstadt, vor Zeiten ein sehr grosser und volkreicher Ort, mit einem Erdwalle umgeben. Darin waren zwei grosse königliche Palläste, mit schönen Gärten. Jezt ist diese Stadt sehr herabgekommen. *). Der König von Dahome hat noch einen Pallast darin. Die Gegend ist sehr reizend und von vielen Palmbäumen beschattet. **)

(2) Aschira (*Ajirah*) östlich von voriger Stadt, ein Flekken, welcher wahrscheinlich mit Groß=Foro (auf den älteren Karten) einerlei ist. ***)

(3) Asowåh (*Azoway*) ein kleiner Ort, südlich von Ardra, in einer waldigen Gegend. †)

*) Nach Snelgrave ist dieser Ort bei der Eroberung des Landes von den Dahomern gänzlich zerstört worden. (Allg. Hist. d. R. III. B. S. 548.)

**) Norris, S. 79.

***) In d'Elbee's Reise, und auf den älteren Karten kömmt dieses Groß-Soro vor, welches auf dem Wege zwischen Klein-Ardra und Groß-Ardra liegen soll, wo auf der Norrisschen Karte Aschira liegt. Vielleicht ist jenes der europäische Name.

†) Norris, S. 78.

(4) Schajo (Jajo) vielleicht Haui (*Hawhee*) bei Norris — ein ziemlich beträchtlicher Ort, nördlich von Ardra. *)

(5) Ba, vermuthlich **Wibau** oder **Wibah** (*Whybow*) bei **Norris**, ein Ort, bei welchem ehmals ein grosser Markt gehalten wurde, auch hatten die Holländer ein Komtoir daselbst. **)

2) Die Landschaft **Tori** oder **Torri**, deren Einwohner böse, tükkische Leute und Menschenfresser seyn sollen — ***) südlich von Ardra und nördlich von Fidah; der Hauptort

Tori liegt an dem reissenden Flusse Lagos, welcher Fidah von Ardra scheidet.

3) Die Landschaft **Wemme**, oder **Wimmi** (*Wemey*) östlich von voriger, ist nur klein — hat aber ihren eigenen Fürsten. †)

Wimmi der Hauptort liegt am Flusse Lagos.

4) Die Landschaft **Offra** oder **Klein-Ardra** liegt weiter gegen Osten zu beiden Seiten desselben Flusses, und erstrekt sich (wahrscheinlich) bis ans Meer.

*) Norris, S. 83.

**) Allg. Hist. d. R. IV. B. S. 429.

***) Norris, S. 78.

†) Welcher schon einige Mal sich gegen Dahome empörte. (Snelgrave in der Allg. Hist. d. R. III. B. S. 568. u. 569.)

Bemerkenswerthe Oerter:

(1) **Klein=Ardra**, vermuthlich einerlei mit **Offra**, *) ein beträchtlicher Ort und ansehnlicher Handelsplaz, woselbst die Europäer Komtoire hatten.

(2) **Wakka**, ein Flekken an einem Kanale, südwärts von vorigem.

(3) **Portonovo** — wahrscheinlich einerlei mit **La Praya** **) — liegt am Meere, wo den Franzosen im Jahre 1787 ein Ort zu Erbauung eines Forts eingeräumt worden, wovon sie aber noch keinen Gebrauch gemacht haben. ***)

5) Die Landschaft **Schakin** (*Jacquin*) zwischen Fidah und Klein=Ardra, am Meere, stand ehmals unter einem Erb=Vasallen von Ardra, der sich dem König von Dahome freiwillig unterwarf, als Ardra erobert ward, und deshalb gütig behandelt und in seiner Würde bestätigt wurde; da er aber nachher wieder rebellirte, so mußte er nach **Appa** entfliehen und die Dahomer verheerten das Land. Dies geschah noch zu **Guadscha Trudo's**

*) Sowol nach der Angabe S. 425. im IV. B. der allg. Hist. d. R. als nach der Spezialkarte daselbst.

**) Wie sich aus der Vergleichung der älteren Spezialkarten mit der Norrisschen ergibt.

***) M. s. den Bericht im III. Bdchen meiner Bibliothek der Länder= und Völkerkunde, S. 168. u. ff.

Zeiten. *) Unter seines Nachfolgers Regierung (im J. 1741) empörten sich die Schakiner abermals und verweigerten den Tribut; sie verliessen sich auf die Unzugänglichkeit ihres mit Kanälen und Sümpfen umgebenen Landes; aber eine vornehme Negerinn, die um der Strafe des Ehebruchs zu entgehen von Schakin entflohen war, wieß den Dahomern den einzigen Fußsteig, der nach Schakin führte, und die Schakiner wurden nun plözlich überfallen, und alle ausgerottet. Das Land blieb öde und menschenleer, bis im Jahr 1777 der König von Dahome einige Familen dahinschikte, um es wieder zu bevölkern. **)

In diesem Lande sind zu bemerken:

(1) Schakin, der Hauptort, liegt am Meere, und war ehmals ein beträchtlicher Handelsplaz — vermuthlich noch nicht wieder aufgebaut.

(2) Appa oder Appi, ein Ort und Handelsplaz auf einer Insel am Meere — wahrscheinlich einerlei mit dem *Epée* der Franzosen, welcher Ort jezt (so wie Portonovo und Badagri) von fidahschen Flüchtlingen bewohnt seyn soll, die ihre eigenen Oberhäupter haben, welche in beständiger Zwietracht mit einander leben. ***)

*) Snelgrave, in der allg. Hist. d. Reisen, III. B. S. 569.

**) Norris, S. 46.

***) Pommegorge, p. 243.

6) Die Landschaft **Badagri**, östlich von Klein-Ardra, am Flusse Lagos und am Meere, ist uns weiter nicht bekannt. Sie soll jezt unter einem von **Dahome** unabhängigen kleinen Negerfürsten stehen. *)

Badagri, der Hauptort, liegt am Lagos — und (nach der Norrisschen Karte) ein andres **Badagri**, als der Haven des erstgenannten, liegt am Meere.

Dieses schöne und mächtige Königreich **Ardra** wurde im Jahre 1724 von den Dahomern angefallen, und zerstört. **) Der König hatte die Fidaher zu Hülfe gerufen, aber sie kamen nicht, und hatten dafür nachher auch ein gleiches Schiksal. **Ardra** wurde unterjocht, und ist jezt eine dahomische Provinz.

---

*) Ebendaselbst. M. s. auch oben Isert's Nachricht von einer neuern Expedizion der Dahomer gegen Badagri.

**) M. s. Bullfinch Lambe's Brief, im VIII. B. d. W. S. 313. u. ff.

II. Schilderung der Negern von Ardra, ihrer Lebensart, Sitten, Gebräuche, Religion und Regierungsform. *)

Das Volk von Ardra ist nur sehr wenig von den Fidahern in Sitten; Gebräuchen und Religion verschieden. Ihre Kleidung besteht in fünf oder sechs Stükken Zeuch, welcher in dem Land gemacht, und über einander gezogen sind. Einige dieser Zeuche sind mit Goldfaden geziert, die entweder hinein geflochten oder gewebt sind, und sehr hübsch aussehen.

Der Adel und andere Negern vom ersten Range haben gemeiniglich einen kurzen Mantel über ihre Schultern, und unter selbigem seidene Zeuche oder indische Zizze, die um sie herum gewikkelt sind, nebst feinen weißen baumwollenen Hemden, welche daselbst gemacht werden.

Der König von Ardra hatte gemeiniglich, nach persischer Mode, zwei Unterrökke an, von denen

*) Nach Barbot, Boßmann, d'Elbee, Des Marchais und Snelgrave. (Allg. Hist. d. R. IV. B. S. 429 — 438.)

einer långer war als der andre; zuweilen auch eine seidene Binde, wie ein Degengehång, nebst einer Art einer verbråmten Haube welche über seinen Rükken hinab hieng, und unter selbiger eine Krone von einem schwarzen wohlriechenden Holze; er hielt in der Hand eine Art von einer Peitsche, deren Griff sehr artig gearbeitet war.

Die Frauenzimmer übertreffen hier die Mannspersonen in ihrem Puzze; die vom Stande tragen gemeiniglich feine gemalte indianische baumwollene Hemden, weise sinesische Tafte, nebst kostbaren seidenen und leinenen Umschlågen.

Beide Geschlechter sind sehr sorgfåltig, ihre Leiber Morgens und Abends in klarem reinem Wasser zu waschen und sie mit Zibeth zu salben; vornehmlich die verheuratheten Weiber, welche allen Fleiß anwenden, ihren Månnern zu gefallen, weil sie deren Ueppigkeit kennen.

Die Ardraher bereiten aus ihrem Brodkorne, wie die Goldküstenbewohner, entweder Kuchen oder **Kankis**. Sie braten ihre Ignames entweder auf Kohlen, oder kochen sie mit Butter, die sie zu machen wissen. Als gemeine Speise bedienen sie sich des Reißes, der Hülsenfrüchte, Kråuter und Wurzeln, wie auch des Rindfleisches, Schöpsenfleisches und Hundefleisches, ferner des Geflügels, welches sie mit Reiße zurichten. Alle diese Gerichte nennen sie ohne Unterschied **Kade**.

Ihr gewöhnlicher Trank ist, wie auf der Goldküste, das Bier Pitto. Foro und Offra haben die beste Art. Dieses Bier ist, wenn es mit Wasser vermischt und mäßig genossen wird, ein ziemlich gutes Getränke; an sich selbst aber ist es schädlich und verursacht heftige Bauchschmerzen. Ein anderer Fehler desselben ist, daß es gar zu geschwind sauer wird, und den Transport nicht vertragen kann.

Die Männer nehmen hier wie in Fidah und andern Theilen von Guinea, so viel Weiber als sie wollen. Des Königs vornehmste Frau hatte den Titel als Königin, nebst dem Vorrecht, daß sie, im Fall seine Majestät ihr etwas abschlug, einige von seinen andern Weibern verkaufen konnte, ihrem Mangel abzuhelfen, welches ehmals öfters geschehen ist. Die meisten von dem Adel in Ardrah heurathen junge Frauenzimmer vom Stande, nicht über acht bis zehn Jahre alt, vollziehen aber die Ehe nicht eher, als bis sie dieselbe einige Jahre, als Dienerinnen ganz nakt gehalten haben, und wenn sie die Zeit, ihnen beizuwohnen, festgesezt haben, so bekleiden sie sie mit einem Stükke Leinwand, oder einem kurzen Ueberrokke.

Ihre Heurathen werden ausser der beiderseitigen Einwilligung der Aeltern, ohne alle weiteren Zeremonien geschlossen. Der Bräutigam beschenkt seine Braut gemeiniglich nur mit zwei oder drei Pagnen, und muß ihre Aeltern mit acht oder zehn

Kannen Pitto bewirthen, und die Verwandten dazu einladen; dann erklärt er gegen die ganze Gesellschaft, daß er dies Frauenzimmer als sein Weib annehme. Da hier weder auf Geburt noch auf Güter gesehen wird, so kann der geringste Mann ein Frauenzimmer vom höchsten Stande freien.

Die ardraischen Weiber sind nicht sonderlich fruchtbar, und man findet sehr selten eine, die drei oder vier Kinder hat. Die Weiber der Grossen sind jederzeit sehr ehrerbietig und stille in deren Gegenwart. Wenn ihnen ihre Ehemänner befehlen, sich vor einem Fremden sehen zu lassen, so sizzen sie gemeiniglich alle zusammen auf Dekken, an dem Ende des Zimmers, und fangen, wenn sie geheissen werden, freimüthig an zu singen, und schlagen mit zwei kleinen Stekken an eine kleine Glokke, welches das gewöhnlichste musikalische Instument bei ihnen ist, ordentlich den Takt dazu. Wenn eine Frau Zwillinge zur Welt bringt, so schliessen sie daraus, daß sie des Ehebruchs schuldig seyn müsse, weil sie es für unmöglich halten, daß sie zwei Kinder auf einmal von einem Manne haben können.

Die Weiber sind hier, wie auf dem ganzen übrigen Theile dieser heißen Küste, der Unzucht sehr ergeben, sie werden auch nicht durch die Strafe der Sklaverei davon abgeschrökt, ihrer Neigung gegen die Ausländer ein Genüge zu thun, wenn

sie nur Gelegenheit dazu finden können. Sie zwingen sich auch selbst in ihren Gebärden und in ihrer Aufführung frech und geil zu erscheinen. Auch die Männer stellen ungeachtet der grossen Anzahl ihrer Weiber, den Weibern und Töchtern Anderer nach. Jedoch sind die vom höchsten Stande hierin etwas gesitteter, und sehr sorgfältig, ihre Weiber zu hüten, daß sie nicht von Andern, ja selbst nicht von den Europäern gesehen werden, ausgenommen von solchen, die sie hoch schäzzen, und deren Enthaltsamkeit ihnen bekannt ist.

Die Einwohner an der Seeseite beschäftigen sich mit Fischen, Salzsieden, und Handeln, und das Volk im Innern mit dem Akkerbau; sie pflügen das Erdreich nicht, sondern bauen es mit der Hand, so wie in Fidah, welches eine sehr beschwerliche Arbeit ist.

Sie reden lieber die **Ulkumische** als ihre eigene Sprache, weil sie die erstere für angenehmer und zierlicher halten.

Sie gehen sehr wenig von den Negern auf der Goldküste, in der Art ihre Todten zu begraben, ab; ausser in diesem besondern Umstande, daß dort die Verwandten des Verstorbenen das Leichentuch, in welches der todte Körper eingewikkelt wird, hergeben, und hier der Statthalter von dem Orte; und daß die verstorbene Person gemeiniglich in dem Hause, in welchem sie gewohnt hat, in einem dazu erbauten Gewölbe,

begraben wird. Diese Begräbnisse werden gemeiniglich mit wenigem oder gar keinem Gepränge oder Zeremonien, sondern meistentheils in aller Stille vollbracht. Nur bei dem Tode des Königs werden drei Monate nach seinem Begräbnisse einige Sklaven ermordet und neben ihn begraben.

Den Europäern wird gemeiniglich mit grosser Höflichkeit begegnet, und es gibt hier eine grosse Menge Erfrischungen um sehr wohlfeilen Preiß; z. B. ein Faß frisch Wasser und eine Ladung Brennholz, für zwei kupferne Ringe; für eine Kiste Salz viere, und für eine Kanne Pitto, einen, und diese Ringe verwandeln sie in Hennen; vier dergleichen, welche zusammen Xeltow heissen, sind fünf Hennen.

Einige Sklaven, die hier gekauft werden, wurden von denen benachbarten Nazionen als Zins gebracht, oder von ihren eigenen Aeltern und Anverwandten verkauft.

Die Europäer hatten Faktoreien zu Praya und Offra, wo sie eine ansehnliche Handlung führten, sie holten daselbst Sklaven, baumwollene Tücher, und blaue Steine, Aigri oder Akkori genannt, welche auf der Goldküste in grossem Werthe sind.

Die beste Waare, welche die Europäer hieher bringen können, sind die Buschis oder Kauris, welche die gangbare Münze sind, indem sie die

Sklaven halb in dieser Münze und halb in Gütern bezahlen; ausgenommen, wann die Buschis in Europa theuer sind, in welchem Fall der dritte oder vierte Theil hinlänglich seyn muß. Die angenehmsten Sachen nach diesen, sind breite eiserne Stangen, runde oder vierekkigte taugen nichts, feine lange Korallen, sinesische Tafte, übergoldetes Leder, weisser und rother Damast, rothe Leinwand mit breiten Bändern, kupferne Trinkgeschirre oder Becher, eherne Ringe, venezianische Armbänder, oder Glasknöpfchen von verschiedenen Farben, Agatsteine, vergoldete Spiegel, leidensche wollene Zeuche, Leinwand, Zizze, allerlei Zeuche, breite und schmale Zwirnbänder, breite und schmale Art Leinwand, Franzbranntwein, Kanariensekt und Malvasier, schwarze Hüte, weisse oder rothe italienische Tafte, goldne oder silberne Tücher, holländische Messer, Musketen, Schießpulver, grosse Armbänder, damaszirte Servietten, grosse korallene Ohrringe, vergoldete breite kurze Säbel, seidene Binden, breite Sonnenschirme, Stükken von Achten, lange pyramidenförmige Glokken. Eben diese Art Güter sind bis an den Fluß Gabon zur Handlung dienlich.

Solche Verzeichnisse verbreiten ein grosses Licht über die Sitten eines Volks, und sind sehr dienlich, den Grad des Luxus und des Geschmaks zu bestimmen.

Die Handlung war sonst hier auf eben die Art,

wie in Fidah, eingerichtet. Sobald ein Schiff ankam, mußte der Befehlshaber oder Aufseher dem Statthalter zu Praya aufwarten, damit er zum Könige geführt wurde, für welchen er die gewöhnlichen Geschenke mitnahm. Von der Wasserseite wurden sie von dem Statthalter, oder den vornehmsten Bedienten, nebst einem ansehnlichen Gefolge auf Hangmatten nach der Hauptstadt Ardra begleitet; jeder Träger bekam den Tag vier kupferne Ringe, ohne den Unterhalt, und nur einen Ring, wenn die Güter für den König waren.

Die Europäer pflegten dem Könige gewöhnlich den Werth für fünfzig Sklaven an Gütern, für die Erlaubnis zu handeln, und für die Gebühren für jedes Schiff zu geben. Dem Sohn des Königs den Werth von zwei Sklaven für die Freiheit Wasser einzunehmen, und vier Sklaven für das Holz, wenn sie einen Mangel daran hatten; sonst wurden diese Gebühren nicht bezahlt.

Der Honga, oder der Hauptmann über die Barre an dem Eingang in dem Haven, bekam gemeiniglich für jede zwölf Reisen auf einem Nachen, von oder zu einem Schiffe, einen Sklaven an Gütern; dafür ist er verbunden, die ganze Zeit über mit seinen Leuten an dem Ufer zu warten, um seine Ruderer auf den Nachen anzutreiben, und allen nöthigen Beistand zu leisten, wenn die Güter ans Land gebracht werden, indem die Barre in dem Eingang des Havens hier sehr gefährlich ist.

Kein Europäer kann hier Sklaven, und Aigris — oder blaue Steine einhandeln, ehe die Freiheit dazu, wie in Fidah, von einem öffentlichen Ausrufer publizirt worden ist.

Es sind nur sehr wenige Stükke, in welchen die Religion der Ardraer von dem Gottesdienste der Fidaher unterschieden ist. Diese hängt gemeiniglich von dem Gutdünken und der Anordnung ihrer Priester ab, deren es eine ungeheure Anzahl gibt, indem eine jede reiche Person einen als ihren Kaplan unterhält. Die meisten von diesen Negern erkennen, ob sie gleich grobe Gözzendiener oder Bilderanbeter sind, ein höchstes Wesen, von welchem sie glauben, daß es die Zeit bestimmt, wenn Jemand in die Welt kommen, oder aus derselben gehen soll. Doch erschrekken sie bei jedem widerwärtigen Zufalle, und zittern selbst vor dem bloßen Namen des Todes.

Sie glauben, daß die Seele sterblich sei, und nach dem Tode vernichtet werde, daß das Fleisch verfaule, und das Blut zusammenrinne. Doch nehmen sie, um ihren Soldaten Muth zu machen, klüglich diejenigen davon aus, welche ihrem Vaterlande im Kriege dienen, und im Gefechte getödtet werden. Sie behaupten, daß diese nicht länger als zwei Tage in dem Grabe liegen bleiben, und dann wieder lebendig werden, allein mit andern Gesichtszügen, welche sie ihren Freunden

und

und Bekannten unkenntlich machen. Diese Meinung wird von den Priestern eingeschärft, welche bei dieser Gelegenheit tausend Histörchen erdichten, und weil sie mit dem Heere gemeiniglich in das Feld zu ziehen pflegen, wie die Leviten und Priester der Hebräer thaten, so sind sie sehr sorgfältig, diejenigen bei der Nacht zu begraben, welche in dem Treffen umgekommen, da sie denn nachher vorgeben, daß sie wieder aus ihren Gräbern aufgestanden wären, und sie dieselben vollkommen lebendig gesehen hätten.

Jede Person hat, wie in Fidah, ihren besondern Fetisch, und gibt auch eben die Gründe wegen dessen Anbetung an; er wird in seinem Hause unter einem grossen irdenen Topfe verwahrt. Alle sechs Monate bringt das Haupt der Familie ein öffentliches Opfer, und legt dem Gözzen verschiedene Fragen vor, nachdem es seine Angelegenheiten erfordern. Wenn der Priester das Opfer für zu geringe hält, so sagt er demjenigen, der es bringt, daß der Fetisch kein Wolgefallen daran hätte, und auf seine Fragen nicht eher antworten wollte, bis er eines bekäme, das ihm gefiele. Darauf wird ein Hund, eine Ziege, oder einige Hennen mehr geopfert, und die Antwort von dem Priester mit einer Stimme ertheilt, welche die Fragenden durch einen geheimen Antrieb des Fetisch hervorgebracht zu seyn glauben. Wenn der Orakelsprnch auf diese Art ertheilt ist, so bedekt der Priester den Gözzen mit dem Topfe, und besprengt

ihn entweder mit Pittow oder Mehl. Das nämliche geschieht auch von den Freunden und Nachbarn, die bei dem Opfer zugegen sind.

Wenn Jemand krank ist, so muß der Priester kommen, und ein Thier für die Wiedergenesung des Kranken opfern. Er reibt den Fetisch mit dem Blut, und wirft das Fleisch weg.

Die Priester werden überhaupt in grossen Ehren gehalten, und der hohe Priester wird von dem Volke beinahe angebetet, welches ihn für einen grossen göttlichen Mann hält, der zukünftige Dinge vorhersagen kann, indem er sich mit einem scheußlichen Bilde unterredet, welches in einem Saale steht, wo er Gehör gibt und Besuche annimmt. Dieses Bild ist so dik als ein Kind von vier Jahren und weiß gemalt; denn sie sagen, der Teufel sei von dieser Farbe, und es komme kein Schiff aus Europa an der Küste an, welches er nicht dem hohen Priester sechs Monate vorher anzeige. Sie glauben auch, wie die Negern auf der Goldküste, daß sie der Teufel grausam schlage, zum wenigsten heulen und schreien sie des Nachts, wie jene.

Der König von Ardrah, der den Titel: König von Ardrah und Alghemi, (Ulkumi?) führte, war vor der Eroberung des Landes durch die Dahomer, ganz unumschränkt, und man näherte sich ihm mit eben der Demuth, als dem Könige von Fidah;

nur der Oberpriester hatte die Freiheit, vor ihm zu stehen, und in dieser Stellung mit ihm zu reden. Er war die zweite Person im Lande, und des Königs erster Staatsminister, sowol in geistlichen als weltlichen Angelegenheiten. Jeder Unterthan zahlte ihm so, wie die Fremden, die in seinem Lande wohnten, ein schweres Kopfgeld. Er hatte einen ansehnlichen Hofstaat, und jeder Bedienter wurde Hauptmann von der Bedienung genannt, die er bekleidete. So wurde des Königs Hofmeister **Tischhauptmann**, der Oberküchenmeister **Speisehauptmann**, der Oberkellermeister **Weinhauptmann** genannt, und so war es auch bei den andern; wie es bei den Negern auf dem grünen Vorgebirge gebräuchlich ist. Die Weissen, welche nach **Assem** reisten, um bei dem Könige Gehör zu haben, wurden ein jeder nach der Nazion zu der er gehöret, in dem Palaste beherberget, und daselbst, auf Kosten des Königs, bis zur Zeit der Audienz sehr höflich und ehrbar unterhalten. Die Hauptleute über die Handlung und Reuterei führten die Europäer gemeiniglich zur Audienz bei dem König, welcher dem Europäer meistentheils einige Schritte entgegen gieng, ihn bei der Hand nahm, selbige in seine eigene legte, und dreimal hintereinander seinen ersten Finger berührte, welches bei ihnen ein Zeichen der Einigkeit und Freundschaft ist. Nach diesem befahl er ihm, sich an seiner Seite auf saubern Dekken, die auf dem Boden ausgebreitet sind, niederzusezen. Alsdann

legte der Fremde seine Geschenke vor den König, und zeigte durch den ordentlichen Dollmetscher an, was er von seiner Majestät verlangte, welcher ihm durch eben diesen Kanal antwortete. Wenn die Audienz vorbei war, so wurde er zunächst zu dem Prinzen geführet, der gewöhnlich in einer grossen Stadt seinen Siz zu haben pflegte, die mit Mauern eingeschlossen und ungefähr zwei engliche Meilen von der Hauptstadt entfernt wär; wo ihm auf eben die Art, wie zu Assem, begegnet wurde. Von da begab er sich zum Oberpriester, der die Fremden herrlich bewirthete. Hier saßen sie nach türkischer Art auf feinen seidenen Küssen, welche auf sehr künstlich gearbeitete Dekken gelegt waren. Nach der Mahlzeit ließ der Geistliche gemeiniglich seine Weiber holen, deren Anzahl sich gegen hundert erstrekte, welche auf einer Art von Sprachsaale, vor ihren Gästen, nach musikalischen Instrumenten tanzten und sangen.

Der König und der Prinz erschienen niemals öffentlich, ohne ein grosses Gefolge von Soldaten, die mit Schießgewehr bewaffnet waren. Der Stallmeister gieng meistentheils mit bedektem Haupte, und einem Säbel in der Hand vorher. Nach ihm folgte der König, der sich auf die Schultern zweier Bedienten zu lehnen pflegte, den grossen Hauptmann über die Reuterei zu seiner Rechten, den Hauptmann über die Handlung zu seiner Linken, und die andern Grossen und Hofbedienten in grosser Menge um ihn herum.

Vor der Eroberung des Landes durch die Dahomer, konnte der König von Ardra in kurzer Zeit ein Heer von vierzigtaussend Mann, zu Fuß und zu Pferd, auf die Beine bringen, und nur die gar zu grosse Jugend, oder das zu hohe Alter, konnte einen Unterthanen vom Marschieren befreien.

Die Soldaten an der Küste waren gemeiniglich mit Musketen und Säbeln oder Schwerdern bewaffnet; weiter in das Land hinein bedienten sie sich der Bogen und Pfeile, der kurzen Säbel, der Wurfspiese und hölzernen Keule, welche Waffen insgesammt sehr sauber und ihre eigene Arbeit sind. Ob sie gleich starke Männer sind, so sind sie doch überaus zaghaft, so wie die Fidaher.

Sie haben im Gebrauch, jährlich zum Andenken ihrer unbedeutenden Siege grosse Feste zu feiern.

In ihren Kriegsunternehmungen führen sie eine Art von Stäben oder Stangen, die an beiden Enden gebogen sind, und wie ein S aussehen. An das eine Ende befestigen sie eine kleine Standarte, mit welcher sie unzählige Bewegungen machen.

Auf ihren langen Trommeln, die an dem einen Ende sehr spizzig zugehen, schlagen sie eine Art von Takt. Andere schlagen mit Stekken an eine Art von Glokken, bei deren Schalle die Soldaten hundert lächerliche Bewegungen mit ihren Leibern machen. Der nämlichen Instrumente bedienen sie sich auch bei Festtagen und Lustbarkeiten.

Sie haben auch Sänger, Histörchenerzähler, und Possenreisser bei sich, um die Soldaten im Felde zu belustigen und ihnen Muth zu machen. Die Reuterei hat enge kurze Trompeten, welche sich mit dem Kore vereinigen; allein es taugt alles zusammen nichts.

VII.

Des französischen Seeoffiziers d'Elbee Reise nach Ardra.

In den Jahren 1669 und 1670. *)

Die französische westindische Kompagnie schikte im Herbste 1669 den Herrn d'Elbee als Befehlshaber zweier bewaffneter Kauffartheischiffe, von Havre de Grace aus nach Ardra, woselbst er am vierten Januar des darauf folgenden Jahrs anlangte. Er hatte den Herrn du Bourg bei sich, welcher zum Befehlshaber über das Fort und die Faktorei bestimmt war, die man an der Küste von Ardra zu errichten im Sinne hatte. Unter den Unterfaktoren, welche mit auf diese Unternehmung giengen, befand sich einer Namens Carlof, welchem das Land bekannt war, indem er sich daselbst in holländischen Diensten aufgehalten hatte, nunmehr aber in die Dienste der französischen Kompagnie getreten war. Der hauptsächlichste Zwek dieser Reise war, Sklaven für Westindien einzuhandeln.

*) Im Auszug. Nach Allg. Hist. d. R. IV. B. S. 397. u. f.

Herr **Carlof** schrieb sogleich an *seine alten* Freunde und an den König welchem er ihre *alte* Freundschaft zu Gemüthe führte, und, daß sie *in* ihrer Jugend, von Mund zu Mund, das ist *aus* einem Glase getrunken hätten; welches unter diesem Volk eine Art von Unterpfand einer beständigen Freundschaft ist, die ohne unmittelbare Strafe des Himmels nicht darf verlezt werden.

In Erwartung der Antwort wurden die für den König bestimmten Geschenke ans Land gebracht, unter diesen war eine feine vergoldete Kutsche nebst einem prächtigen Paar Pferdegeschirren, welche Art des Fuhrwerks hier von den Portugiesen eingeführt war.

Es ist die Gewohnheit des Hofs von **Ardra**, die Fremden eine Zeitlang auf Antwort warten zu lassen. Diese Zeit wurde jedoch in Betracht der alten Freundschaft mit **Carlof** etwas verkürzt. Den 16ten Januar kam ein vom König an leztern abgeordneter Hauptmann an, welcher ihn von der Freude versicherte, die sein Herr empfände, einen seiner alten Freunde wieder zu treffen, welcher würdig wäre ihn zu sehen, welche Ehre er ohne Verzug haben sollte, und daß der König, um ihm das Andenken ihrer ersten Freundschaft zu bezeugen, seine Geschenke nicht vorher annehmen wollte, wie es mit andern Nazionen gebräuchlich ist. Er fügte hinzu, der König wäre sehr geneigt, den Franzosen wol zu wollen, und ihnen eben die

Freiheiten, ja noch grössere, als andern Nazionen zu verwilligen, und seine Majestät hätten dem Prinzen ihrem Sohne befohlen, sich sobald als möglich nach Offra zu begeben, ihm entgegen zu gehen, und ihn nach Hofe zu führen.

Zwei Tage hernach traf der Erbprinz und der Groshauptmann über die Handlung wirklich zu Offra ein. Nach gegenseitigem Besuche hatten die Franzosen die Freiheit, sich mit allem Nöthigen zu versehen.

Den zwanzigsten Januar kam der Prinz in Begleitung des Herrn du Bourg, des Handlungshauptmanns, und der französischen und holländischen Faktore an das Ufer, um Herrn d'Elbee abzuholen. Dieser ließ ihn mit vier Salven, jede von zwölf Kanonen, begrüßen. Sobald sein Boot dem Lande näher kam, schikte der Prinz einige von seinem Gefolge ab, welche ihn auf die Schultern nahmen und an das Land brachten, andere hoben das Boot sammt allen darin befindlichen Leuten in die Höhe, und sezten es zwanzig Klafter von der See wieder nieder.

Nachdem Herr d'Elbee einige Schritte weit gegangen war, wurde er von einem Bedienten auf portugiesisch ersucht stehen zu bleiben. Er that dieses, und das herzugelaufene Volk zog sich aus Ehrerbietung zurük, so daß er mit seinem Gefolge und den Negerbedienten allein zurükblieb.

Dann näherte sich eine Kompagnie Negersoldaten, welche in Gestalt eines S gekrümmte Stäbe trugen, an deren Ende kleine Fahnen festgemacht waren, mit welchen sie allerlei Wendungen und Kunststükchen machten. Nach diesen kamen Trommelschläger, mit gemalten und am Ende zugespizten Trommeln, sie schlugen sie gut, und hielten einen guten Takt. Diesen folgten andre, diese trugen Justrumente von polirtem Elfenbein wie kleine Glokken, auf welchen sie zum Trommelschlag mit Stekken ein Geklingel machten. Zunächst nach ihnen kam ein grosser Trupp Komödianten, von welchen einige tanzten, andre sangen, andre verschiedene seltsame Stellungen machten, andre lustige Histörchen erzählten; einige unter ihnen hatten kupferne und elfenbeinerne Trompeten von verschiedener Grösse, deren Schall mit der andern Musik einen Takt hielt. Dieß ist die Hofmusik des Prinzen, die ihn jederzeit, wenn er in Galla erscheint, begleitet.

Als sie vor Herrn d'Elbee vorbei waren, kamen die Bedienten des fürstlichen Hauses, und alsdann in einiger Entfernung die Leibwache, welche mit Musketen auf den Schultern marschirte, und Säbel mit vergoldeten Griffen trug. Auf diese folgte ganz allein der Oberstallmeister, prächtig gekleidet, mit einem Hute auf dem Kopf, und auf seiner Schulter den Säbel des Prinzen. Der Prinz kam gleich nach ihm, unter einem grossen Son-

nenschirme. Er gieng ganz langsam und lehnte sich auf zwei seiner Bedienten. Der Groß- hauptmann über die Reuterei zu seiner Rechten und der Großhauptmann über die Handlung zu seiner Linken. Auf ihn folgten verschiedene Grosse, und mehr als zehntausend Negern.

Als der Prinz sich Herrn d'Elbee bis auf zehn Schritte genähert hatte, stand er stille, und da sagte der Bediente, der Herrn d'Elbee begleitete, jezt wäre es Zeit weiter zu gehen. Er that dieses und dann unterhielten sie sich in portugiesischer Sprache durch einen Dollmetscher, obgleich der Prinz portugiesisch verstand. Es ist aber hier so Etikette. Hierauf wurde Herr d'Elbee und sein Gefolge nach Landessitte bewirthet. Sie hatten keine Schüsseln oder Teller, sondern halbe Kala- baschen, die mit einem so glänzenden Firnisse an- gestrichen waren, daß sie wie die feinsten Schalen von Schildkröten aussahen. Während der Mahl- zeit weheten zwei Bediente dem Prinzen mit Fä- chern von wohlriechendem Leder, beständig kühle Luft zu. Alle Bedienten, die dem Prinzen auf- warteten, thaten es knieend, und mit grosser Ehr- erbietung. Auf der einen Seite des Prinzen ein wenig hinter ihm waren drei Personen, die er zu sich rief, und ihnen einige Stükke Brod und Fleisch ins Maul stekte. Dieses waren die Lieblinge des Prinzen, haben aber einen küzlichen Posten, denn bei Strafe, die Gnade des Prinzen zu verlieren,

dürfen sie diese Bissen nicht mit den Händen berühren, oder sie aus dem Munde fallen lassen. So lange die Mahlzeit währte, welches ziemlich lange war, wurde nichts zu trinken gereichet oder gefordert, bis der lezte Gang vorbei war; dann wurde in krystallenen Gläsern Wasser zum Waschen herum gegeben; nach diesem wurden denen Gästen reine feine baumwollene Servietten, die sehr artig zusammen gelegt waren, gereichet. Darauf brachten die Bedienten Palmwein, Sekt, Porto, und französische Weine. Der Prinz ließ den Herrn d'Elbee sehr oft mit sich zu gleicher Zeit aus einem Glase trinken, welches bei diesem Volke das höchste Merkmal der Ehrenbezeugung und Freundschaft ist.

Unterdessen der Prinz unter seinem Zelte speißte, wurden seine Bedienten in verschiedenen Sommerlauben, die zu dem Ende aufgerichtet waren, bewirthet, und nach diesen die französischen Soldaten und Schiffleute, die mit d'Elbee ans Land gekommen waren. Die übrigen Lebensmittel wurden unter das Volk ausgetheilt.

Herr d'Elbee ließ bei seinem Herausgehen verschiedene Hände voll Buschis unter das Volk austheilen, welches ihm mit lautem Geschrei Glükwünsche zurief. Nach diesem wurde die Handlung eröffnet, und die Franzosen hatten völlige Freiheit, sich mit den Unterthanen des Königs in ein Gewerbe einzulassen.

Der Prinz schien ungefähr dreißig oder fünf

und dreißig Jahre alt zu seyn. Er hatte nur zwei Pagnes an, die er beide auf der Erde schleppte; der eine war von Atlas, der andere von Tafft, nebst einer breiten tafftenen Binde, die wie ein Degengehång gebunden war. Das Uebrige von seinem Leibe war nakt. Er hatte einen Hut mit rothen und weissen Federn auf, und rothe leichte einsohlichte Schuhe an seinen Füssen.

Abends begab sich Herr d'Elbee wieder an Bord. Der Prinz begab sich in seinen Hamak, welcher von zwei starken Negern getragen wurde. Die Herren du Bourg und Carlof begleiteten ihn auch in Hamaken, worüber, so wie über dem Prinzen, Sonnenschirme getragen wurden. Sie langten spät in Begleitung des obenbeschriebenen Gefolgs zu Offra an. Den folgenden Tag brachen sie nach Assem auf, und, weil sie in Gesellschaft des Prinzen reiseten, hatten sie den Vorzug, daß sie das Land bei Tag sehen konnten, welches eine Freiheit ist, die sonst keinem Ausländer erlaubt wird.

Auf dem halben Wege, zu Groß-Foro, einem weitläufigen Flekken, gab ihnen der Prinz ein grosses Gastmal; weil sie dann von da spät aufbrachen, so kamen sie spät zu Assem an. Sie wurden in ein Zimmer des königlichen Palasts gebracht, welches für die Franzosen bestimmt war, wohin ihnen der König ihr Abendessen schikte.

Unterdessen ließ d'Elbee die Waaren ans Land

bringen, welche durch Negern von dem Ufer nach Offra getragen wurden. Diese bekamen zwanzig Buschis für jede Reise. Dies ist zwar ein geringer Lohn, allein auch ihren Lasten gemäß, welche sich niemals über zwei Stangen Eisen, oder ein gleiches Gewicht erstrekte. Die Stange Eisen ist hier nur neun Fuß lang, zwei Zoll breit, und ein Viertel dik.

Den sieben und zwanzigsten Januar hatte du Bourg als Gesandter Ludwigs des Vierzehnten bei dem Könige seine erste Audienz, wo alles in portugiesischer Sprache durch Dollmetscher verhandelt wurde, ohngeachtet der König diese Sprache verstand und redete. Die Bedienung eines Dollmetschers ist hier sehr ansehnlich; allein das geringste Versehen oder die geringste Verfälschung kostet ihnen das Leben. Nachher wurden die Geschenke überreicht, und den Franzosen erlaubt, eine Faktorei zu Offra zu errichten.

Nach diesem wurden die Kisten mit den reichsten Gütern herbeigebracht, von welchen der König das Auslesen hatte, und von denen Hr. du Bourg aus Höflichkeit, wider die Gewohnheit der anderen Europäern, die Bestimmung der Preiße seiner Majestät überließ. Um den Holländern zu schaden, erhöhten auch die Franzosen den Preiß der Sklaven von zwölf, auf achtzehn Stangen Eisen.

Der königlichen Mutter und der Königinn wurden auch Geschenke geschikt. Nach diesem wurden

viele Sklaven eingehandelt; die vom Könige erkauften waren von den festgesezten Gebühren ausgenommen.

Am ersten März hatte das eine Schiff schon seine völlige Ladung. Um nun den Handel zu beschleunigen, gieng Hr. d'Elbee selbst nach Hofe, der Unterkönig versah ihn und sein Gefolge mit Hangmatten und Trägern. Weil aber der Prinz nicht in seiner Gesellschaft war, durfte er nur des Nachts reisen. Doch konnte er, weil es mondhell war, bemerken, daß das Land flach und eben, wohl gebaut und voller Städte und Flekken war. Der Hauptmann der Fremden, welcher sie führte, nahm sich sehr in Acht, daß er sie durch keine Städte führte, und lenkte daher mit Fleiß von der Straße ab.

Sie kamen noch vor Tage zu Assem an. Hr. d'Elbee besah in Begleitung zweier königlichen Bedienten die Stadt. Sowol der König, als auch der Prinz, der Großpriester und die andern Grossen schikten ihm eine solche Menge aller Arten Erfrischungen in das ihm angewiesene Zimmer im Palaste, daß er für zweihundert Personen Lebensmittel genug hatte. Sobald es Tag war, wurde er von allen Grossen besucht. Der Prinz ließ sich entschuldigen, daß er ihn wegen des Todes eines seiner Kinder nicht besuchen könnte. Er war eingeschlossen, und ließ Niemand vor sich, welches bei ihnen ein Zeichen der äussersten Betrübniß ist.

Den nämlichen Tag hatte d'Elbee beim Könige Audienz. Er wurde von den grossen Hauptleuten über die Handlung und über die Reuterei geführt, welche an seiner Seite giengen. Der König war in einem seiner Gärten und saß unter seiner Gallerie auf einem damastenen Armstul. Er war wie der Prinz gekleidet. Auf dem Haupte trug er aber eine Art von Nachtmüzze von feiner Leinwand, welche mit Spizzen verbrämt war, und über derselben eine schwarze, wie Ebenholz scheinende Krone von wohlriechendem Holze. In seiner Hand hielt er eine kleine Peitsche, deren hölzerner Griff mit Zierrathen belegt war. Die Schnur war von Seide.

Nach den gewöhnlichen Begrüßungen hielt Hr. d'Elbee, unter dem Namen einer grössern Faktorei, um die Erlaubniß an, ein Fort zu Offra erbauen zu dürfen. Der König war aber klug genug, die gelegte Schlinge zu vermeiden. Er sagte: „Ihr wollet ein Haus banen, in welches ihr „anfänglich zwei kleine Kanonen sezzen werdet; „das folgende Jahr werdet ihr viere aufführen, „und in kurzer Zeit wird eure Faktorei in ein Fort „verwandelt werden, welches euch zu Herren über „meine Herrschaften machen, und euch in den „Stand sezzen wird, mir Gesezze vorzuschrei„ben!" — Jedoch versprach er ihm Schuz, sowol für den Handel als die dazu gehörigen Personen. Der König nannte auch verschiedene Waaren, die er aus Frankreich verlangte.

Nach

Nach dieser Unterredung machte Hr. d'Elbee dem König ein Geschenk mit einer schönen Flinte, und einem Paar mit Silber ausgelegten Pistolen. Er nahm dieses Geschenk mit Vergnügen an, und entließ den Hrn. d'Elbee mit ausserordentlichen Zeichen von Gewogenheit.

Dieser König wird von seinen Unterthanen so sehr geehret, daß sich ausser seinem Sohne, und dem Oberpriester, kein Mensch vor ihm anders, als mit auf die Erde geworfenem Angesichte sehen lassen, ja dasselbe nicht einmal in die Höhe richten darf; nur wenn sie zu antworten genöthigt werden, richten sie ihr Haupt ein wenig auf, sobald sie aber gesprochen haben, legen sie es wieder nieder, wie von den beiden Großhauptleuten über die Handlung und Reuterei bei dieser Audienz geschah. Nur der Prinz und der Oberpriester sind von dieser Demüthigung ausgenommen. Diese sprechen den König stehend, und haben die Freiheit zu allen Stunden, bei Tag und Nacht in den Palast zu gehen, ohne sich melden zu lassen.

Hr. d'Elbee besah auch den Palast, die Gärten, und alle Zimmer, ausser denen der Weiber, in welche keinem Menschen der Eintritt vergönnt wird.

Hr. d'Elbee und sein Gefolge wurden von dem General über die Reuterei an der Spizze von hundert Reutern, welche mit grossen Musketen und Säbeln bewaffnet waren, zum Prinzen ge-

führt. Ihre Pferde waren groß und stark, allein schlecht gezäumt; die Sättel klein und flach, mit Steigbügeln nach portugiesischer Art. Diese Reuter hatten nur ein Pagne an, spizzige Dragonermüzzen, und lederne Stiefel oder Halbstiefel, die halb über ihre Schenkel giengen, mit grossen Sporen, die nur eine einzige Spizze hatten. Herr d'Elbee und sein Gefolge hatten, wie gewöhnlich, Hamaken und Sonnenschirme.

Der Prinz nahm den Hrn. d'Elbee mit sehr vieler Höflichkeit auf, und übersah um seinetwillen das Zeremoniel, welches keiner Person vom Stande erlaubt, zur Morgenzeit Gesellschaft anzunehmen. Der Prinz wohnte nicht in der Hauptstadt, sondern eine kleine französische Meile davon, in einer andern Stadt. Der Saal, worin er Gehör gab, war groß, und mit einem türkischen Teppiche bedekt. Der Prinz saß auf einer Dekke; dergleichen ließ er auch den Besuchenden geben. Der Besuch und die Unterredung dauerte über eine Stunde. Der Prinz trank auch mit Hrn. d'Elbee Mund an Mund.

Nach seiner Zurükkunft in die Stadt aß er beim Oberpriester, der ihn eingeladen hatte, zu Nacht. Der Boden des Speisezimmers war mit einem grossen türkischen Teppiche bedekt, auf welchem feine reine Dekken ausgebreitet waren, die ihnen als Tischtücher dienten. Die Gäste wurden auf feinen metallenen Tellern mit Servietten be-

dient, die noch zweimal so groß als die unsrigen waren. Das Mahl bestand in gekochtem und gebratenem Fleisch und Brühen nach ihrer Art, nebst verschiedenen Weinen und andern Getränken. Der Großpriester vergaß nichts, um seine Gäste recht prächtig zu bewirthen. Weil er wußte, daß sie nicht gewohnt waren, auf dem Boden zu sizzen, so versah er sie mit atlassenen und tafftnen Kissen. Dieses Gastmal wurde durch die Musik, die um die Mitte der Mahlzeit anfieng, noch mehr verherrlichet. Es ließen sich Stimmen hören, die der kleinen Kinder ihren gleich waren, und sehr weit herzukommen schienen, welche mit dem Geklingel von kleinen Glöckchen begleitet wurden, und auf die Herr d'Elbee mit desto größerer Aufmerksamkeit Acht gab, weil er einige Harmonie in denselben fand. Der Großpriester, der sehr gut portugiesisch sprach, fragte seinen Gast: was er von diesen Stimmen dächte? Es sind, versezte dieser, kleine Kinder, welche gut singen, und den Takt mit ihren Instrumenten gut halten. „Nein, sagte der Priester darauf, es sind meine Weiber, die ihnen diese kleine „Ergözlichkeit machen. Es ist hier die Gewohn-„heit nicht, Jemanden unsre Weiber zu zeigen. „Jedoch ich will Ihnen, um sie von der Hochachtung „zu überzeugen, die ich für die Franzosen habe, „wenn es ihnen gefällt, dieses Vergnügen machen." Nach der Abendmahlzeit hielt er auch Wort, und führte ihn und seine Gesellschaft auf eine hohe Gallerie, welche ein Fenster hatte, das nach dem Saale

zugieng, wo sie speiseten. Es waren dieser Weiber ungefähr siebenzig oder achtzig. Sie hatten nur taftene Pagnes an, welche sie von der Mitte des Leibes an herunter bedekten, und den obern Theil bloß ließen. Einige von ihnen hatten taftene Gürtel. Sie saßen auf Dekken an den Enden und Seiten der Gallerie, ziemlich enge beisammen, eine dicht bei der andern.

In der Ekke dieser Gallerie war eine Figur, in der Dikke eines Kinds von vier Jahren, und ganz weiß. Als d'Elbee fragte, was dieß für ein Bild wäre, gab ihm der Priester zur Antwort, daß es das Bild des Teufels sei. „Aber der Teufel ist nicht weiß —" sagte d'Elbee. „Ihr begehet einen Irrthum, erwiederte der Priester, wenn ihr ihn für schwarz haltet; denn ich kann Ihnen, da ich ihn zu verschiedenen Malen gesehen habe, versichern, daß er sehr weiß ist. Es ist nunmehr sechs Monate, da er mir von dem Entschlusse Nachricht gab, der in Frankreich gefaßt worden, eine Handlung hieher zu eröffnen. Sie sind ihm Dank schuldig, sezte er hinzu, denn auf seine Nachricht haben wir die andern Europäer hintangesezt, damit sie desto eher ihre Ladung an Sklaven erhalten möchten."

Hr. d'Elbee wurde die nämliche Nacht wieder zurük nach Offra getragen, unter eben der Begleitung, die ihn nach Assem begleitet hatte. —

Das Gebiet von Ardra war gegen die See zu nicht sonderlich ansehnlich, seitdem die Könige

reiche Fidah und Popo von demselben abgerissen sind. Allein es gieng sehr weit in das Land hinein. Dieser Staat konnte ehmals vierzig bis fünfzig tausend Mann auf die Beine bringen, welche keine Landmiliz, sondern ordentlich geübte Truppen waren, die beständig auf den Beinen gehalten wurden, und denen nichts als Schießgewehr und gute Offiziere fehlten, um im Stande zu seyn, die aufrührischen Provinzen und andere Länder, auf welche der König von Ardra einen Anspruch hat, wieder zu erobern.

Das Volk kann weder schreiben noch lesen. Sie bedienen sich kleiner gebundener Schnüre, deren Knoten ihre Bedeutung haben. Diese sind auch bei verschiedenen wilden Völkerschaften in Amerika im Gebrauche. Doch die Grossen, welche alle die portugiesische Sprache verstehen, lesen und schreiben sie sehr wol; sie haben aber keine Karaktere von ihrer eigenen.

Wenn in Ardra eine verheurathete Frau sich einem Sklaven überläßt, und der Herr des Sklaven ein vornehmerer Mann ist, als der Herr des Weibes, so wird die Frau seine Sklavinn; wenn aber im Gegentheil des Weibes Ehemann von vornehmerem Stande ist, so wird der Ehebrecher sein Sklave.

Kein Mensch sieht den König essen, und wenn er trinkt, so gibt ein Bedienter mit zwei eisernen Stäben das Zeichen, daß sich alle Gegenwärtigen

auf die Erde werfen können. Es kostet sogar das Leben, ihn trinken zu sehen, und wenn es auch gleich unversehens geschieht. Der Bediente, welcher ihm den Becher reicht, drehet ihm den Rükken zu, und in dieser Stellung gibt er ihm denselben. Sie sagen, dies geschehe den Zaubereien vorzubeugen. Ein Kind, welches der König sehr lieb hatte, und bei ihm eingeschlafen, von dem Getöse der Stäbe aber wieder aufgewacht war, hatte das Unglük, den König anzusehen, während der Zeit, da er trank. Der Großpriester befahl, daß es auf der Stelle getödtet, und einige Tropfen von seinem Blute auf des Königs Kleider und Leib gesprengt werden sollten, um allen übeln Folgen vorzubeugen. Der König wird jederzeit auf den Knien bedient; eben diese Ehrfurcht wird auch gegen seine Schüsseln beobachtet, sie mögen entweder auf oder von dem Tische getragen werden, und diejenigen, welche dem Bedienten im Wege stehen, müssen sich auf das Angesicht werfen, wenn er vorübergeht. Es ist sogar ein grosses Verbrechen, des Königs Speisen anzusehen, so daß der Verbrecher mit dem Tode bestraft, und seine Familie zu Sklaven gemacht wird.

Nur diejenige von des Königs Weibern, die ihm den ersten Sohn gebährt, hat den Titel als Königinn, welche die andern als ihre Sklavinnen behandelt, so daß sie sogar acht davon an Herrn d'Elbee verhandelte.

Des Königs Fetische sowol, als der vornehmsten Reichsstände ihre, sind gewisse grosse schwarze Vögel, wie die Krähen in Europa. Der Pallast und die Gärten sind voll derselben, welche wol gefüttert, keineswegs aber so geehrt werden, wie die Schlangen in Fidah. Sie bilden sich nur ein, daß dem Staat ein grosses Unglük begegnen würde, wenn einer von ihnen sollte getödtet werden. Die Privatpersonen haben ihre besondere Fetische, die gemeiniglich in einem leblosen Körper bestehen, den sie mit Ehrerbietung ansehen, ohne ihm jedoch weder Gebete noch Opfer darzubringen.

In Ansehung der Priesterinnen herrscht in Ardra eine der beschriebenen fidahschen sehr ähnliche Sitte. Der Großpriester hat nämlich in jeder Stadt ein Haus, in welches er die freien Weibspersonen schikt, um daselbst gewisse Uebungen zu erlernen, welche als eine Art von Gottesdienst angesehen werden könnten, wenn anders in dem Lande eine wirkliche Religion wäre. Sie bleiben daselbst fünf oder sechs Monate, und werden von alten Weibern unterrichtet, welche sie eine Art von Tanz oder Gesang lehren. Sie lassen sie haufenweise Tag und Nacht in einen Saal gehen, der dazu bestimmt ist, und nachdem sie an ihre Arme und Füsse dünnes Eisen und Stükke von Kupfer, um damit ein Getöse zu machen, vestgebunden haben, zwingen sie dieselben zu tanzen, und aus aller Macht zu singen. Ihr Tanzen bestehet in einem Stampfen mit den Füssen, und in einer heftigen Bewegung

ihres Leibes, welche sehr müde macht, und schwer auszustehen ist. Dieses begleiten sie mit einem gewissen Singen, welches mit einem Geschrei untermischt ist, und wie ein taktmäßiges und abgemessenes Geheul klingt. Diese ausschweifende Uebung treiben sie so lange, bis sie vor Mattigkeit niederfallen, da denn ihre alten Lehrerinnen einen neuen Haufen Schülerinnen an ihre Stellen bringen, welche den Zeitvertreib zu gressem Verdrusse der Nachbaren fortsezzen. Herr d'Elbee hatte dieses Unglük, und hatte Tag und Nacht keine Ruhe, bis zu seiner Abreise.

Er fand zu Assem auch Negern, welche Kristen waren, und ihn um Rosenkränze baten. Sie scheinen von den Portugiesen, die sich in **Ardra** niedergelassen hatten, getauft worden zu seyn, denn damals war keiner von dieser Nazion da.

Nachdem das eine Schiff, die Gerechtigkeit, seine Ladung eingenommen hatte, so ließ Hr. d'Elbee das andere zurük, weil es seine völlige Ladung noch nicht hatte, und segelte den 13ten März im Jahr 1670 nach **St. Thomas** ab, um noch mehr Lebensmittel auf eine so lange Reise, als die nach Martinik war, einzunehmen.

Der grosse Name, den sich Ludwig der Vierzehnte von Frankreich auch in dieser Weltgegend

erworben hatte, bewog den König von Ardra, seinen Dollmetscher, Matteo Lopez, als Gesandten an ihn auf dem noch zurükgebliebenen Schiffe abzuschikken. Seine Geschenke für den König von Frankreich bestanden in zwei Ohrengehängen, die in diesem Lande gemacht waren, zwei niedlich gearbeiteten Assagajen, einer Weste, und einem Teppiche, welcher von Baumrinden gemacht, und dessen Feinheit und Zierrathen ungemein sauber, und von gutem Geschmakke waren.

Wenn die gemeldte französische Handels-Kompagnie fortgedauert hätte, so würde sie aus dieser Gesandtschaft grossen Vortheil gezogen haben, allein sie wurde einige Jahre nachher unterdrükt, und alles, was ihr eingeräumt war, mit der Krone vereiniget.

VIII.

Geschichte und Beschreibung des Königreichs Dahome,

nebst Schilderung seiner Einwohner, ihrer Sitten, Verfassung, u. s. w. *)

I. Geschichte dieses Negerstaats. **)

Die Dahomer waren noch zu Anfang des vorigen Jahrhunderts eine ganz unbeträchtliche Negervölkerschaft im Innern der Sklavenküste. Sie hiessen damals Fojer, ein Name, mit welchem sie noch jezt bisweilen von ihren Nachbarn genannt werden, und waren schon im Rufe der Tapferkeit und Kriegserfahrenheit, ob sie gleich damals nur ein kleines, eng begränztes Gebiet besassen, dessen Hauptstadt oder vielmehr Hauptflekken Daui (*Dawhee*) war.

Ihre frühere Geschichte ist ganz unbekannt; sie machten sich erst durch ihre Eroberungen einen Namen, und kamen durch dieselben zur Kenntnis der

*) Nach Snelgrave, Pommegorge und Norris.

**) Nach Snelgrave und Norris. — Pommegorge's Nachrichten sind in diesem Punkte unzuverlässig.

Europäer, welche ihre Geschichtschreiber werden mußten, da sie selbst die Schreibkunst nicht kennen, und die Geschichte der Vergangenheit kann sich unter diesem rohen Volke nur mit Mühe auf die Nachkommenschaft fortpflanzen, weil es in diesem Sklavenlande für ein Hauptverbrechen gehalten wird, von politischen Begebenheiten zu sprechen. Das Andenken wichtiger Vorfälle stirbt beinahe ganz mit denen, welch daran Theil hatten.

Um das Jahr 1623 geschah es, daß der damalige König der **Fojer** — jezt **Dahomer** — Namens **Takudonu** (*Tacoodonou*) die grosse Niederträchtigkeit begieng, und einen benachbarten Negerfürsten, der ihn bei Gelegenheit eines Festes freundschaftlich besuchte, um's Leben brachte. Der Barbar — die Unmenschlichkeit scheint in der dahomischen Königsfamilie erblich zu seyn — vollendete diese Verlezzung der Gastfreundschaft und des Völkerrechts durch einen feindlichem Ueberfall, in welchem er das Land und die Hauptstadt des unglüklichen Fürsten, ihr Name ist noch jezt **Kalmina**, eroberte und in Besiz nahm. Er griff nun noch weiter um sich, und überzog auch den König von **Abomeh**, welcher **Da** hieß mit Krieg, belagerte ihn in seiner Hauptstadt, und ermordete ihn zu Folge eines Gelübdes, indem er ihm den Bauch aufschneiden ließ. Den Körper dieses Unglüklichen ließ er in die Erde vergraben, und einen Negerpallast darüber bauen, welchen er

Da = Home, das heißt: Da's Bauch nannte. So entstand der Name Dahome, welcher nun dem Land und Volke gewöhnlich gegeben wird. *)

Von den zwei nächsten Nachfolgern dieses Eroberers — Adanzau, (*Adaunzou*) dem Ersten, welcher um's Jahr 1650 zur Regierung kam, und Wibaschi (*Vibagee*) welcher jenem im Jahr 1680 nachfolgte, wissen wir nichts als die Namen; sie haben sich vermuthlich nicht durch Thaten ausgezeichnet.

Erst der dritte Nachfolger jenes grausamen Stifters der dahomischen Monarchie machte seinen Namen und den Namen seines Volkes wieder bekannt, und sein Ruhm erscholl weit umher. Dies war Guadscha Trudo, welchen Andre Trudo oder Truro Audatis nennen. Dieser tapfre und kluge Regent bestieg im Jahre 1708 den Thron, und zeigte sich als kühner Eroberer. — Im Jahre 1724 benüzte er die Gelegenheit, die sich ihm anbot, und erorberte das Königreich Ardra. Die Landschaft Schakin (*Iacquin*) unterwarf sich ihm freiwillig, sobald das Hauptland Ardra besiegt war, und er behandelte die Einwohner derselben mit vieler Gütigkeit. Im Jahre 1727 gelang es ihm endlich auch, das reiche und schöne Fidah zu unterjochen. —

Mit seinen mächtigen Nachbaren, den Ajoern,

*) Einige schreiben Dahomy, Andre Dahomai, und Dahomet.

mußte er verschiedene Kriege mit abwechselndem Glükke führen. Einmal gelang es ihm, sie durch List zu überwältigen, indem er diese furchtbaren Feinde, welchen er nicht mehr widerstehen konnte, durch eine verstellte Flucht in sein Lager lokte, wo er eine grosse Menge Branntwein zurükgelassen hatte; die Ajoer berauschten sich darin und wurden dann von den Dahomern plözlich überfallen. Eine Menge Ajoer wurde niedergehauen, doch rettete sich auch eine grosse Zahl mit der Flucht, weil dieses Volk beritten ist, und die Dahomer konnten sie nicht verfolgen.*) Dennoch fielen die Ajoer, von den überwundenen Fidahern aufgehezt bald darauf wieder die Dahomer mit solcher Macht an, daß diese gezwungen waren in die Wälder zu entfliehen, und ihr Land der Willkür der Feinde zu überlassen, die dann endlich durch die einfallende Regenzeit zur Rükkehr in ihr Vaterland gezwungen wurden.

Nachdem dieser kriegerische König mit den Ajoern Friede gemacht hatte, so fiel er in das Land der Mahier ein, die sich in ihren Wäldern und Gebirgen sowol vertheidigten, daß das dahomische Heer zurükzukehren verlangte, und deßhalb einen Aufstand erregte, der mit Blut gestillt wurde. Selbst einer von den Söhnen des Königs war unter den Mißvergnügten und floh mit tausend Mann nach Wimmi (*Wimey*). Endlich zog sich

*) Man s. oben Isert's Reise nach Fidah.

der König nach einigen erfochtenen Vortheile mit seiner geschwächten Armee wieder zurük.

Unterdessen war in der Landschaft Schakin eine Empörung ausgebrochen, die jedoch wieder mit Gewalt gedämpft wurde. Der König aber ward dadurch immer mißtrauischer, befürchtete stäts Aufruhr, wurde mürrischer, und begegnete selbst den Europäern nicht mehr so gut wie ehmals. *)

Dieser glükliche Eroberer starb in hohem Alter, im J. 1732 und hinterließ seinem Sohne **Bossa Ahadi** ein beträchtlich erweitertes grosses Reger-Königreich, das ausser dem alten **Dahome** mit der Landschaft **Fuin**, die eroberten Länder **Pauï** (*Povey*) **Ardra**, nebst **Schakin**, **Fidah** und was dazu gehörte, in sich schloß.

Guadscha Trudo war als Negermonarch ein grosser Staatsmann. Er behandelte die überwundenen Völker, die sich ihm unterwarfen, so bald die Ordnung hergestellt war, sehr gütig, verleibte sie den **Dahomern** durch Heurathen ein, ließ jeder besiegten Völkerschaft die freie Ausübung ihrer Religion, und wußte sich überhaupt die Liebe und Ergebenheit Aller zu erwerben. Auch die Europäer wurden sehr gut von ihm behandelt; er hob die Bedrükkung der negerischen Handels-In-

---

*) So weit gehen Snelgrave's Nachrichten.

spektoren auf, verminderte die Zölle, und schützte die Handlung.

Das Andenken dieses in seiner Art grossen Regenten ist den Dahomern noch immer heilig. Ihr höchster Eid ist ein Schwur bei seinem Namen, und diesen Namen sprechen sie nur mit Ehrfurcht aus.

Sein zweiter Sohn **Bossa Ahadi**, *) der von den Ministern dem ältern Sohne, Namens **Zingah** vorgezogen und auf den Thron erhoben wurde, war ein grausamer Wütrich, der seinen Wählern ihre Wahl bald gereuen machte. Zingah, welcher eine Verschwörung anzettelte, um sich der Krone zu bemächtigen, ward in eine Hängmatte eingenäht, und ins Meer geworfen. Dieser Brudermord läßt sich noch einiger Massen entschuldigen; aber wie soll man die Grausamkeit nennen, mit welcher der neue Tyrann gleich nach seinem Regierungs-Antritt alle diejenigen von seinen Unterthanen ermorden ließ, welche den Namen **Bossa** führten — bloß weil er die Kaprize hatte, daß keiner einerlei Namen mit ihm tragen sollte? — Die Unmenschlichkeit dieses gekrönten Ungeheuers gieng endlich so weit, daß sein alter, würdiger Minister, als er es nicht mehr vermochte, der barbarischen Blutbegierde dieses Tyrannen Einhalt

*) Mit dessen Regierung fängt eigentlich die Norrissche Geschichte von Dahome an.

zu thun, zu einem Entschlusse schritt, der bei der blinden Anhänglichkeit der Dahomer an ihren König, und bei ihrem äussersten Sklavensinn genug beweist, welchen hohen Gipfel Ahadi's Tollheit erstiegen haben mußte. Der Minister, den es nun gereuete, nicht dem ältern Sohne den Vorzug gegeben zu haben, beschloß nämlich, den verhaßten Ahadi vom Throne zu stossen, und sein Vaterland von diesem Unthiere zu befreien. Er erregte zu dem Ende (im Jahr 1735) einen Aufruhr und stellte eine Armee ins Feld, die aber bald von Ahadi's getreuen Anhängern in einer blutigen Schlacht gänzlich geschlagen wurde, in welcher der Exminister selbst mit den Vornehmsten seiner Partei das Leben verlor. Ahadi gab hierauf ein Beispiel von Mässigung, das wirklich eine grosse Seltenheit ist. Er ließ es nicht nur der Familie des rebellischen Ministers gar nicht entgelten, sondern sezte auch dessen jüngern Bruder in die erledigte Ministersstelle, und blieb ihm bis an Tod gewogen; sonst ist es hier die Gewohnheit die ganze Familie für das Verbrechen eines Einzelnen ihrer Angehörigen zu bestrafen, und wo nicht zu ermorden, doch in die Sklaverei zu verkaufen.

Nach gestilltem Aufruhr blieb aber das Land Dahome nicht lange in Ruhe; denn schon im J. 1738 wurde es wieder von einer sehr zahlreichen und starken Armee der Ajoer angefallen, welche den rükständigen Tribut verlangten, der seit vielen

Jahren

Jahren ihnen nicht mehr bezahlt worden war. Die Summe war beträchtlich, und ihre Forderungen beliefen sich überhaupt so hoch, daß die Dahomer sie unmöglich befriedigen konnten. Diese stellten sich ihren mächtigen Feinden kühn entgegen, und thaten Wunder von Tapferkeit in der Schlacht, welche sie ihnen lieferten; sie erlagen aber doch endlich unter der Uebermacht, und mußten weichen. Die Ajoer, welche eine grosse Menge Volks verloren hatten, verfolgten die Dahomer mit unbeschreiblicher Wut, verjagten sie, sprengten sie in die Wälder, plünderten das ganze Land aus, und verheerten und verbrannten alle Städte und Dörfer. Beinahe wäre ihnen der König selbst mit allen seinen Schäzzen in die Hände gefallen. Sie sezten ihre Verheerungen und Streifereien bis in's Jahr 1747 fort, in welchem endlich ein Vergleich zu Stande kam, kraft dessen der König von Dahome den Ajoern alle Jahre im Monat November einen bestimmten Tribut entrichten mußte.

Ahadi, dieser unruhige Kopf, der immer nur Krieg führen wollte, ohne selbst, wie sein Vater, in's Feld zu ziehen, hatte schon im Jahre 1737 muthwilliger Weise mit den Mahiern, die gar gerne mit ihm in Friede gelebt hätten, einen Streit angefangen, der in einen blutigen Krieg ausbrach, welcher mit abwechselndem Glükke über dreißig Jahre geführt wurde, und sich erst im Jahre 1772

mit einem Frieden schloß, der vielleicht jezt noch fortdauert *).

Die Drangsale, die der barbarische König von Dahome während des unglüklichen Kriegs mit den Ajoern erlitt, hatten ihn nicht gedemüthigt, sondern nur noch rasender und blutgieriger gemacht. Die unschuldigen Mahier waren der Gegenstand seiner Wut, weil sie .... keinen König von ihm annehmen wollten! — Er hätte sich gar zu gern in das Innere ihrer Verfassung und Regierung gemischt! —

Unterdessen bekam dieser Tyrann auch noch anderwärts zu thun. Die Fidaher und Popoer benüzten jede gute Gelegenheit, um das Land Fidah anzufallen und seine Wiedereroberung zu unternehmen; auch brach in diesem Lande selbst eine gefährliche Empörung aus. (Doch, wir haben die Geschichte dieser Kriege schon in den vorhergehenden Abschnitten beschrieben.)

Bossa Ahadi war aber nicht nur ein unruhiger Kopf, der immer Krieg wollte, ohne selbst ein Krieger zu seyn, und die Gefahren und das Ungemach des Kriegs zu tragen, sondern auch ein weichlicher Wollüstling, und ein Ungeheuer von Undankbarkeit, das seinen verdientesten Generälen

*) Wenigstens fehlt es uns an neueren Nachrichten hierüber, doch gehen die Norrisschen bis ins J. 1787.

ihre Heldenthaten mit dem schmälichsten Tode lohnte *). —

Dieser Tyrann starb am 17 Mai im J. 1774 in einem hohen Alter nach einer beinahe vierzigjährigen schändlichen Regierung, und die Flüche vieler tausend Unglüklichen geleiteten ihn in's Grab.

Sein Sohn, Adanzau der Zweite, folgte ihm auf dem Throne nach, und äusserte bald seine ererbte kriegerische und blutgierige Neigung, indem er schon im Herbste 1774 einen (schon oben beschriebenen) Krieg mit den alten Fidahern anzettelte. —

So weit gehen unsre historischen Nachrichten von dem Negerkönigreiche Dahome. — Ein blutgedüngtes Feld! Ein Staat, der sich am Ende selbst durch die Grausamkeit seiner Beherrscher zu Grunde richten muß! —

*) Ein Beispiel erzählt Norris, S. 62.

II. Allgemeine Beschreibung, Topographie und politische Verfassung von Dahome. *)

Das Gebiet des Staates von Dahome kann eingetheilt werden, in das Königreich Dahome an sich, und in die neueroberten Küstenländer. Jenes begreift die inneren Länder, welche vor Guadscha Trudo's Regierung schon zu diesem Staate gehörten, nebst der von leztern eroberten innern Landschaft Paui (*Povey*). Diese bestehen aus den schon beschriebenen Ländern Ardra und Fidah, mit ihren Dependenzen.

Das Königreich Dahome an sich, liegt nordwärts von Ardra, und gränzt westlich an das Land der Mahier, östlich an das Land der Ajoer. Es ist ein hochgelegenes, angenehmes und fruchtbares Land, zum Theil bergig und waldig. Besonders ist hier der grosse Wald von Appoi und Agrimmi zu bemerken.

Nach des Robert Norris Karte liegen folgende Oerter in diesem Lande:

(1) Abomeh oder Abomi (*Abomey*) die Hauptstadt des ganzen Landes und gewöhnliche königl. Residenz, ein Ort von beträchtlichem Umfang, aber schlecht und ganz unregelmässig gebaut. Die Zahl der Einwohner

*) Nach Norris.

mag sich auf 24,000 Seelen belaufen. Die Stadt leidet Mangel an frischem Wasser, und hat keine andre Bevestigung, als einen troknen Graben, über welchen vier hölzerne Brükken geschlagen sind. Dies sind die einzigen Zugänge; bei jedem stehet ein Wachhaus, worin einige Mann Soldaten liegen. — Der König hat zwei Palläste in dieser Stadt. Der eine heißt Dahome oder Dahomy, der andre Gringomy; beide bestehen aus einer Menge von unansehnlichen Hütten und Schoppen, welche alle mit einer Lehmwand umgeben sind. Das Ganze jedes dieser sogenannten Palläste umfaßt mehrere abgesonderte Höfe, in welchen die theils vierekten, theils runden, mit Stroh gedekten Lehmhütten stehen, die dem Könige, seinem Verschnittenen, und seinen Weibern, deren jede ihre eigene Hütte hat, zur Wohnung, und dann auch zu Magazinen für Proviant, Munizion, allerlei Geräthschaften und für die Schäzze des Königs dienen. Die größte Zierde der königl. Hütten sind die auf den Dächern derselben zusammengereihten Hirnschädel von ermordeten Kriegsgefangenen. Die Kante der Mauer des königl. Schlafzimmers im Dahome-Pallaste ist mit Kinnladen besezt, und der Weg, welcher in dies Gemach führet, ist mit Menschenschädeln gepflastert. Die innern Wände der Hütten sind meist weiß getüncht;

der Estrich, der aus der blossen Erde besteht, ist mit Matten, zum Theil auch mit Teppichen belegt; die Mobilien sind von geringer Bedeutung, und alle europäisch, Stüle, Schränke, Betten u. s. w. auch Silbergeschirr, Tapeten und dergleichen. Die inneren Zimmer der Palläste sind für Jeden unzugänglich; sie werden theils von Verschnittenen, theils von bewaffneten Weibern bewacht.

(2) **Jaffa**, westlich von erstbeschriebener Hauptstadt, ist eine Stadt, wo sich der König auch bisweilen aufhält.

(3) **Bogado** liegt nördlich von Abomeh.

(4) **Dawi** (*Dawhee*) ein Dorf, südlich von Abomeh, welches ehmals der Hauptort des kleinen Gebiets der Fojer war. Nahe bei demselben liegt das königl. Landhaus Dampogeh.

(5) **Kalmina**, noch weiter gegen Süden, eine grosse Stadt, mit etwa 15,000 Einwohnern. Hier ist ein weitläuftiger königl. Pallast Simboni genannt, dessen äussere zwanzig Fuß hohe Mauer beinahe ein Viereck bildet. Die eine Seite derselben (welche Norris maß) hat 1700 Schritte in der Länge. Auf jeder Seite steht in der Mitte ein grosses Wachhaus. Das Uebrige ist wie bei den an-

deren königl. Häusern; auch die Verzierungen mit Menschenschädeln fehlen nicht.

(6) Agrimi (*Agrimee*), noch südlicher, am nördlichen Ende des grossen Waldes, eine kleine Stadt.

(7) Appoi (*Appoy*) eine kleine Stadt, am südlichen Ende desselben Waldes.

(8) Waibau (*Whybow*) eine andre, südlichere Stadt.

(9) Hani (*Havee*) ein unbedeutender Ort mit einem königl. Hause.

Die drei lezteren Orte mögen wol ehmals zum Königreich Ardra gehört haben. *) —

Dies sind alle auf der Karte verzeichnete Orte von Dahome. Von der südwestlich von Dahome und westlich von Ardra gelegenen dahomischen Landschaft Fuin steht nur der Name auf derselben. Der Name Pani (*Povey*), eines auch von Guadscha Trudo eroberten innern Landes fehlt ganz; seine Lage kann also gar nicht bestimmt werden.

Der ganze Flächenraum aller jezt zu Dahome gehörigen Länder, mit Innbegriff der eroberten, mag etwa auf 4000 Quadratmeilen geschäzt werden; ein Land das aber sehr volkreich seyn muß,

*) M. s. oben die Geographie von Ardra.

da es nach den blutigsten Kriegen, nach den schröklichsten Verheerungen und Mezzeleien, nach den häufigen Auswanderungen seiner Einwohner, nach den Grausamkeiten seiner Beherrscher, und bei dem entvölkernden Sklavenhandel noch Armeen von 50 bis 100,000 Mann ins Feld stellen kann. Doch dürfte seine Bevölkerung jezt nicht wol mehr über Eine Million Seelen geschäzt werden.

Dieses Land wird von einem Despoten regiert, der kein andres Gesez, als seine Willkür kennt, und seine Unterthanen nicht anders, als Sklaven betrachtet, mit deren Gut und Blut er nach Belieben schalten und walten kann. Auch ist der Sklavensinn seiner Unterthanen so tiefgewurzelt, daß sie mit blinder Ehrfurcht seinen Befehlen gehorchen, wenn sie auch noch so widersinnig sind, und sich gestärkt durch den Gedanken, ihr König will es, ohne Furcht dem Tode in die Arme stürzen. Diese bedaurenswerthen Menschen haben also gar keinen eigenen Willen, gar kein Eigenthum; selbst ihre Kinder, gehören nicht ihnen, sondern dem allgefürchteten Könige.

Der Thron ist erblich; aber nach einer alten Sitte hängt es von der freien Wahl der Minister ab, welchen von den Söhnen des verstorbenen Königs sie zu dessen Nachfolger ernennen wollen. Eine andre alte Sitte verbietet, das Blut eines Prinzen von der königl. Familie zu vergiessen; ein solcher wird daher auf eine andre Weise aus dem We-

ge geschafft, z. B. ertränkt, wenn es dem Despoten beliebt.

Die Namen der vornehmsten königl. Hofbeamten und Hofbedienten sind:

Der Tamegah, der erste Minister und Rath des Königs, welcher gleichsam Mitregent ist.

Der Mähu (*Mayhou*) oder zweite Minister, zugleich Hofzeremonienmeister, macht mit dem erstgenannten den geheimen Rath des Königs aus; einer von beiden muß beständig um den Despoten seyn, und ihm von allem Bericht erstatten. Beide zusammen bestimmen die Wahl des Thronfolgers.

Der Agaau (*Agaow*) ist Generalfeldmarschall, und kommandirt alle Truppen.

Der Jubigah (*Eubiga*) oder Javogan, welches so viel heißt als Hauptmann der Weissen, ist Vizekönig von Fidah.

Der Dschahu (*Jahou*) ist Oberstallmeister und zugleich Oberaufseher der Verbrecher, und der königlichen Küche.

Der königliche Hofstaat besteht übrigens aus einer Anzahl Verschnittener, und aus mehr als drei tausend Weibern, welche zum Theil Beischläferinnen, zum Theil Bediente des Despoten sind.

Keiner seiner Unterthanen darf sich ihm anders als auf allen Vieren kriechend nähern, und die Begrüssung besteht dann darin, daß man sich Staub auf den Kopf streut.

Die königlichen Köche lernen ihre Kunst in den europäischen Forts.

Sobald ein König stirbt, entsteht ein schröklicher Tumult im Pallaste; die Weiber des Verstorbenen zertrümmern, zerschmettern und verderben Alles, was ihnen in die Hände fällt, und bringen dann einander um. Dieser Unfug dauert so lange, bis der neue Regent, von den beiden Ministern ausgerufen, den Pallast in Besiz nimmt, und dem Lärm ein Ende macht. *)

Alle Jahre feiert der König das Todesfest seiner Vorfahren, welches die jährliche Zollentrichtung genannt wird. Dabei werden gewöhnlich eine Menge Menschen geopfert, um mit ihrem Blute die Gräber der verstorbenen Könige zu tränken; zugleich wirft der König auch allerlei Geschenke unter seine Unterthanen aus. Gewöhnlich müssen die europäischen Statthalter diesen Feierlichkeiten beiwohnen. **)

*) Diese Sitte herrschte ehmals auch in Fidah.

**) Pommegorge beschreibt dies Fest weitläuftig; nach der von ihm gelieferten Abbildung ist es auf der Titelvignette dieses Bandes vorgestellt.

III. Schilderung der Dahomer, ihrer Sitten, Gebräuche und Meinungen.

Die Dahomer sind ein wildes, rohes, kriegerisches und tapferes Volk, dem es ganz an aller Kultur mangelt. Sie unterscheiden sich daher auch sehr durch ihre barbarische Wildheit von den durch den Umgang mit Europäern schon mehr abgeschliffenen Küstenbewohnern. Sie sind Menschenfresser, doch weniger, als andre Negervölker dieser Gegenden; denn sie essen nur bei ausserordentlichen Gelegenheiten Menschenfleisch. *) Grausamkeit gegen bewehrte und wehrlose Feinde, und Gleichgültigkeit gegen die schröklichsten Mezzeleien sind ihnen eigen. Ihr Sklavensinn hat nicht seines gleichen; sie lassen sich scheeren, schinden und schlachten, wie die Schafe, ohne nur zu muchzen. Ihr Despot wird heilig gehalten, wie eine Gottheit. Ihre Furcht vor ihm ist so ängstlich sklavisch, daß sie bei jeder Handlung vor seinem Zorne zittern. Keiner wagt es, den Andern zu beleidigen. Alle sind gleiche Sklaven Eines Tyrannen, dessen Wink ihr Wille ganz unterworfen ist. Seine schreiendsten Ungerechtigkeiten reizen sie nicht zum Murren; denn er ist ja kraft seiner Königswürde unumschränkter Herr ihrer Personen und ihres Vermögens.

*) Welches besonders Snelgrave zu beweisen sich bemüht.

Trägheit ist ein Hauptzug in dem ganz verwilderten Karakter dieser Negern; sie arbeiten beinahe gar nichts, sondern bringen ihre Zeit mit Schlafen oder Tabakrauchen zu. Die Weiber müssen alle Haus- und Feldgeschäfte für die Männer versehen. Sie sind die unterthänigen Sklavinnen der Männer, so wie diese die Sklaven ihres Despoten sind.

Die Vielweiberei ist hier Landessitte. Der König hat gewöhnlich einige tausend, die Vornehmsten einige hundert, und die von der Mittelklasse wenigstens zwölf bis zwanzig Weiber Jeder. Die Aermsten haben daher oft gar keine. Um dieser willen, und um den Ehebruch zu verhüten, der hier gewöhnlich mit dem Tode, wenigstens mit der Sklaverei bestraft wird, unterhält man in jedem Orte eine seiner Grösse angemessene Zahl von öffentlichen Huren unter königl. Autorität, welche einen schweren Tribut entrichten und Jedem für eine sehr mäßige Belohnung zu Diensten stehen müssen. Da sie aber dabei das Recht haben, eine Art Bier zu brauen und auszuschenken, und Geflügel zu ziehen, so ist ihr Gewerbe, der starken Abgabe ohngeachtet, doch ziemlich einträglich.

Die grausame Politik der Tyrannen von Dahome hat alle Mittel angewandt, die Unterthanen zu Egoisten zu machen, die nur für sich sorgen und ganz von der Willkür des Despoten abhängen — sie bemüht sich die Bande der Natur

aufzulösen, welche Menschen an Menschen ketten, und jedes eheliche Glük, jede häusliche Zufriedenheit, alle Vater- und Mutterfreuden zu zerstören, um den Sklaven kein anderes Glük zu lassen, als das ihnen die karge Hand des Tyrannen zuwirft, von dem sie auch ihre Gattinnen empfangen, wenn sie ihm die Früchte ihres Fleisses opfern.

In diesem verworfenen Sklavenstande leben diese Dahomer schon seit Jahrhunderten, und fühlen ihr Elend nicht.

Ihre Kleidung ist die in diesen Gegenden gewöhnliche; nämlich eine leichte Bedekkung mit Pagnen. Doch tragen sie auch weite Hosen. Ihre Wohnungen sind elende mit Stroh gedekte Lehmhütten. Ein Haus mit zwei Stokwerken zu haben, ist ein Vorrecht, das der König nur selten, und sehr Wenigen zugesteht. Ihre Mobilien sind von weniger Bedeutung. Ihre Speisen sind theils von Mehl, theils von Zugemüsen, theils von Fleisch *) bereitet. Hundefleisch wird für eine besondere Delikatesse gehalten. Ihr Getränk ist vorzüglich eine Art leichtes Bier Pitto genannt, welches beinahe in ganz Guinea bekannt ist. Den Branntwein lieben sie, wie alle Negern.

Die Dahomer treiben vorzüglich Akkerbau,

*) Doch seltener; gemeine Negern bekommen wenig Fleischspeisen.

und etwas Viehzucht. Auch haben sie viel Gewild. Sie pflanzen Mais, Bataten, Ignames, überhaupt beinah alle Früchte und Kräuter, die auch in Fidah gebaut werden.

In ihren übrigen Sitten kommen sie meist mit den andern Negern dieser Küste überein.

Von ihrer Religion wissen wir sehr wenig. Sie ist von der Religion der Küstenbewohner ganz verschieden. Sie haben Priester, und ihre vornehmsten religiösen Zeremonien scheinen in den grausamen Menschenopfern zu bestehen, die hier Sitte sind. *)

Die Justiz ist hier strenge. Der König ist oberster Richter, welcher über wichtige Fälle gewöhnlich bei der genannten Jahresfeier Gericht hält. Eine eigene Art von Inquisitoren oder Blutrichter sind gewisse Abgeordnete, welche von ihrem seltsamen Kopfpuzze Halbköpfe genannt werden. Sie verhören und verurtheilen Verbrecher, deren Missethat eine schnelle Untersuchung und Bestra-

*) Daß die Dahomer nicht nur ihren Göttern und ihren Königen Menschen in Menge opfern, sondern auch wirklich Menschenfleisch fressen, dies ist wol keinem Zweifel mehr unterworfen. Ihre Grausamkeit, und besonders ihre Menschenfresserei hat sie bei den Küstenbewohnern so furchtbar gemacht. (M. s. Snelgrave's Reise, in der A. H. d. R. am angef. Orte.)

fung erfordert. Die gewöhnlichsten Strafen sind das Kopfabschlagen, und das Verkaufen in die Sklaverei.

Die Sprache der Dahomer ist die ardraische oder Aschira-Sprache, die auf der ganzen Sklavenküste gesprochen wird, und mit manchen portugiesischen Wörtern vermischt ist. —

(Einige weitere Nachrichten von den Sitten dieses Volks findet man in der hier nachfolgenden Reisebeschreibung des Robert-Norris, auf welche ich, um Wiederholungen zu vermeiden, meine Leser verweisen muß.)

IX.

Des Britten Robert Norris Reise an den Hof des Königs von Dahome. *).

Im Jahre 1772.

Da meine Geschäfte eine Zusammenkunft mit dem Könige erforderten, so bat ich mir von dem Vizekönige die nöthige Dienerschaft aus, und wurde von ihm mit einem Dollmetscher, sechs Hangemattenträgern, zehn Lastträgern, und einem Aufseher über diese Leute, der für die Aufführung der übrigen stehen mußte, versehen. Nebst meinen eigenen Bedienten und einigen wenigen, die der Aufseher für sich mitnahm, und welche bewaffnet waren, machten wir mit einander dreißig an der Zahl aus.

Nachdem die Träger ihre Lasten erhalten hatten, welche ausser einer Matrazze, einem kleinen Kleider=

*) Diese interessante Reisebeschreibung macht den Anhang zu Norris's Nachrichten von Dahome aus.

Kleiderkoffer, und etwas Lebensmitteln und Getränken für mich selbst, in einer oder ein paar Brantweinflaschen, die ich zu ihrem Gebrauch bestimmte, einigen Beuteln mit Kauris (der gangbaren Landesmünze) zur Bestreitung unsrer Ausgaben, und einigen Seidenwaaren zu Geschenken bestanden, machten sie sich mit Tagesanbruch auf den Weg, und ich trat in meiner Hangmatte meine Reise nach Abomeh den 1sten Februar 1772 um sechs Uhr Morgens an.

Als ich über den Markt kam, fand ich allda eine grosse Menge Leute versammelt, und erblikte unter dem Haufen einige grosse Sonnenschirme. Ich vermuthete daher, daß sich der Vizekönig und seine Kaboschire dabei befänden, und da ich mich über eine so frühe Zusammenkunft wunderte, so ließ ich mich durch einen Bedienten nach der Ursache derselben erkundigen. Ehe er aber wieder zurükkommen konnte, näherte sich mir ein von dem Vizekönig, welcher meine Anwesenheit bemerkt hatte, abgesendeter Bote, durch den er mich zu sich bitten ließ, weil er vor meiner Abreise noch einmal mit mir zu sprechen wünschte. Ich traf ihn an, wie er eben über eine Verbrecherin, eine Weibsperson von mittlern Jahren, welche mitten in dem Kreis, den seine Leute um ihn schlossen, vor ihm auf den Knieen lag, das Todesurtheil sprach. Ich bat, daß man ihr das Leben schenken möchte, und da er selbst mich hatte herbeirufen lassen, so hoffte ich

um so mehr, daß mein Anerbieten, sie als Sklavinn zu kaufen, würde angenommen werden. Allein ich betrog mich. Denn er sagte mir, der König habe selbst das Verbrechen untersucht, und sie verurtheilt, daß ihr der Kopf abgeschlagen und auf einen Pfahl gestekt werden solle. Wirklich lag auch schon der Pfahl neben ihr, und sie hatte ihn selbst von Abomeh zu diesem Ende hieher tragen müssen.

Während dieser Unterredung hatte sich ein kleines Mädchen, welches nicht wußte, was da vorgieng, aus Neugierde durch den Haufen gedrängt. Kaum hatte es seine Mutter erblikt, so lief es voller Freude auf sie zu, um ihr wegen ihrer Wiederkunft Glük zu wünschen. Nach einer kurzen Umarmung sagte das arme Weib: „Geh fort, mein Kind, hier hast du nichts zu thun!" Und sogleich wurde die Tochter weggeführt. Der Vizekönig fuhr in seinem Urtheilsspruche fort, welchen die arme Unglükliche dem Scheine nach ganz gleichgültig anhörte, indem sie mit einem von der Erde aufgehobenen Strohhalm in den Zähnen stocherte. Als er endlich das anwesende Volk im Namen des Königs zum Gehorsam und zu einem ruhigen Verhalten ermahnt hatte, wurde von einem der Henkersknechte der Verbrecherin mit einer Keule ein Schlag von hinten auf den Kopf gegeben, daß sie der Länge nach zu Boden hinfiel, worauf ein andrer den Kopf mit einem Säbel vom Körper trennte. Der Kopf wurde auf dem Markt auf einen Pfahl gestekt, der

Körper aber sogleich zur Stadt hinaus geführt, und den wilden Thieren zur Beute hingeworfen.

Die hingerichtete Frau war eine von denen, welche auf dem Markt in kleinen Kramläden feil haben. Einige Tage vorher hatte sie bemerkt, daß ihr eine geringe Kleinigkeit gestolen worden war. Sie nahm deswegen ein kleines Stük Holz aus dem Feuer, das an dem einen Ende brannte, schwang es (nach einer gewöhnlichen Sitte dieses Landes) über ihren Kopf, und schrie laut: „Wer mir meine Sache genommen hat, wenn er sie nicht wiederbringt, müsse eben so sterben und verlöschen, wie dieser Brand." Indem sie diese Gaukelei trieb, fiel ein Funke auf das dürre Strohdach einer Hütte, und der ganze Markt wurde in Flammen gesezt.

Nachdem ich durch diesen Umstand anderthalb Stunden lang aufgehalten worden war, sezte ich meine Reise wieder fort. Die Ansicht des Landes ist, ob es gleich flach ist, äusserst angenehm. Es ist meistentheils frei, und ein ansehnlicher Theil bebauet. Hie und da stehen Gruppen und Haine von majestätischen Bäumen, die einen üppigen Wuchs haben. Nach anderthalb Stunden näherten wir uns der Stadt Sabi, welche mit Pflanzungen von Yams, Pataten, Kichern und Getreide umgeben ist. Diese Produkte werden häufig nach Griwih zu Markte gebracht.

Vor der dahomischen Eroberung im Jahre 1727, als Sidah noch ein unabhängiges Königreich war,

ist Sabi die Residenz der fidahschen Könige gewesen, und die Engländer, Franzosen, Holländer und Portugiesen hatten Forts oder Faktoreien daselbst, von welchen die zu Griwih abhiengen. Es wurden aber dieselben bei dieser Ereigniß verlassen, und die Kanonen von dem Eroberer, **Guadscha Trudo**, nach seinen Palästen zu **Ardra**, **Kalmina** und **Abomeh** abgeführet. Ausser den Gräben, welche sie umgaben, ist jezt keine Spur mehr von ihnen vorhanden. Die Lage des königlichen Palastes zu Sabi läßt sich noch aus der Schanze erkennen, welche herumgeführet war. Der Plaz selbst ist jezt mit hohen Bäumen bewachsen, und wird noch immer von den Repräsentanten jener unglüklichen Familie heilig gehalten. Diese halten sich nebst ihren noch übrigen Landesleuten in der Nachbarschaft von Popo im Exil auf, und wann ein neuer König die Regierung über seine wenigen und armen Vasallen antritt, so muß er sich hieher begeben, um sich zu seiner Würde einweihen zu lassen.

Wir hielten zu Sabi nicht an, sondern die Hangemattenträger marschierten nach ihrer Gewohnheit, nach welcher sie fünf (englische) Meilen in einer Stunde machen, tapfer darauf los, indem sie einander von Zeit zu Zeit ablöseten. Von hier bis **Tori** brachten wir zwei Stunden zu. Dies ist nur eine kleine Stadt. Da die Reisenden hier einen bequemen Ruheplaz finden, so ziehen die Einwohner einigen Vortheil davon, indem sie die-

selben mit Erfrischungen versehen. Die Stadt ist von der Provinz Fidah durch einen ziemlich tiefen und schnellaufenden Fluß getrennt, dessen Ufer mit ansehnlichen Bäumen, und vielem dichtstehenden Niederholze bedekt sind, worin sich die Elefanten, deren es in dieser Gegend eine grosse Menge gibt, bequem verbergen können.

Ehmals machte dieser Fluß die Gränze des fidahschen Reichs gegen Norden aus.

Ich merkte hier, daß meine Last- und Hangemattenträger Lust hatten, ein wenig auszuruhen, und sich zu laben. Ich nahm mir daher vor, zum Zeitvertreib ein wenig in der Stadt herumzuschlendern, und mich darin umzusehen. Mein Gedanke war, für mich allein zu gehen; ich sah aber, daß mir mein Kondukteur nachgieng. Da ich ihm sagte, daß ich jezt seiner nicht bedürfte, und er also nur bei seinen Leuten bleiben könnte, antwortete er mir: die Torier seien gar seltsame Leute, die eine üble Gewohnheit hätten; da er nun mit seinem Kopfe für meine Sicherheit haften müsse, so könne er mich nicht alleine unter solchen Leuten herumgehen lassen, welche Menschen zu essen pflegten. Ob ich nun gleich hinlänglich überzeugt war, daß er meinethalben umsonst in Furcht stände, so kehrte ich doch ihm zu Gefallen wieder zu meiner Karawane zurük, machte aber für mich meine Anmerkungen über die Vorurtheile, welche ein Volk, das nicht weiter als fünf deutsche Meilen entfernt wohnt, von seinen Nachbarn unterhält.

Als die Hangemattenträger ein wenig ausgeruhet und eine geringe Mahlzeit zu sich genommen hatten, begaben wir uns wieder auf den Weg, der uns jezt nach einer kleinen Stadt, Asowå genannt, führte, woselbst wir in einigen Stunden anlangten. Der Weg war zwar gut gebahnt; zwischen beiden Städten aber war nichts von Ansiedelungen oder Pflanzungen zu sehen. Da die Landschaft mit dikken Waldungen bewachsen war, und das Gras in üppigem Wuchs über Mannshoch stand, wodurch die freie Bewegung der Luft gehindert wurde, so fand ich die Hizze zu gegenwärtiger Mittagszeit so ausserordentlich entkräftend, daß ich, als wir Asowå erreicht hatten, mir den Vorschlag meiner Hangemattenträger, meine Hangematte unter einem schattichten weit ausgebreiteten Baum aufzuhängen, gar gerne gefallen ließ. Inzwischen begaben sie sich selbst nach einem Fluß in der Nähe, und badeten darin, wodurch sie ausnehmend erfrischt wurden. Mit neuen Kräften sezten wir unsern Weg nach Ardra fort, wo wir nach zwei Stunden ankamen.

Ardra war vormals die Hauptstadt eines grossen und mächtigen Königreichs, dessen Gebiet sich vom Flusse Volta bis Benin erstrekte. Sie hat eine lustige Lage auf einer allmälig aufsteigenden Anhöhe von sandigem Boden. In der Gegend derselben wächst eine erstaunliche Anzahl von Palmbäumen, welche viel zur Schönheit der Ansicht beitragen, und den Einwohnern eine grosse

Menge Oel liefern, das sie in weiten Kalebassen (Kürbisflaschen), welche von fünf bis zu zehn, ja zwölf Gallonen (jedes Gallon zu 8 Pinten oder Nösseln) halten, nach Fidah zu Markte bringen. Der König und verschiedene von seinen Vornehmen haben hier Häuser, die sie aber selten besuchen. Ueberhaupt ist die Stadt jezt bei weitem nicht mehr das, was sie ehedem gewesen war.

Man wieß mir in einem Hause, das einem von den königlichen Beamten gehörte, einige Zimmer an, welche zur Bewirthung für weisse Menschen auf ihrer Reise eingerichtet sind. Der Mann, der die Aufsicht darüber führte, brachte mir einen Krug kalten Wassers, und einen Hafen mit Pitto; für welche Gütigkeit ich mich durch eine Flasche Branntwein erkenntlich bezeugte.

Hier entschlossen wir uns, für diesen Tag Halt zu machen. Meine Leute legten ihr Gepäke in meiner Kammer ab, hiengen die Hangematte, worinn ich reisete, nebst der Matraze, in derselben auf, damit ich mich Nachts darein schlafen legen könnte, begaben sich dann in die für sie zubereiteten Quartiere, und liessen mich in Stille und Einsamkeit von den Beschwerden des Tages ausruhen. Ich wurde während meines Aufenthalts in der Stadt durch keine unbescheidene Neugierde der Einwohner gestört, und brachte die Nacht in vollkommenster Sicherheit zu, ohne daß ich nur einen Riegel an der Thüre hätte vorschieben dürfen.

Indessen wurde doch mein Schlaf durch das unabläßige Heulen, Brüllen und Bellen wilder Thiere, besonders der Schakals, welche bei den Einwohnern Twetwihs heissen, sehr unterbrochen, indem sie, als wenn es bei ihnen so ordentlich eingeführt wäre, so lang die Nacht dauerte, durch die Stadt auf Raub herumzogen, und uns mit ihrem abscheulichen Geschrei beunruhigten.

Am folgenden Tage (den 2ten Febr.) sehr frühe sezten wir unsre Reise durch eine ziemlich anmuthige Landschaft fort. Nachdem wir durch zwei Dörfer gekommen waren, hielten wir in einer Stadt, Namens Hauih, an, und genossen daselbst unser Frühstük. Diese Stadt ist nur ein unbedeutender Ort, obgleich der König darin ein Haus hat. Wir hielten uns hier nicht länger auf, als nöthig war, und zogen weiter fort nach Waibo, welchen Ort wir um zehn Uhr erreichten. Der hiesige gastfreie alte Kaboschir empfieng uns sehr höflich. Er ließ für mich ein herrliches Mittagmahl zubereiten, und gab auch meinem ganzen Gefolge reichliche Beweise von seiner Freigebigkeit, indem er es demselben in keinem Stük an guter Bewirthung ermangeln ließ. Dieser gute alte Mann hieß Dschabraku. Er hatte in seiner Jugend Kriegsdienste gethan, und sich darin auf eine ihm rühmliche Art verhalten. Zur Belohnung dafür erhielt er das Gouvernement dieser Stadt. Ich fand an ihm einen passionirten Jagdliebhaber. Er machte sich aus zahmen Thieren gar nichts,

wie er sagte; aber die Jagd verschaffte ihm mancherlei niedliche Bissen. Auch war seine Speisekammer, in welche er mich führte, mit Wildprät von allerlei Art, als Büffeln, Geflügel, Schweinen, und Aguti oder Buschkazzen reichlich versehen. Von allem diesem sollte ich etwas auf den Weg mitnehmen, und ob ich mirs gleich verbat, weil ich nichts davon brauchte, so mußte ich doch endlich, um nur loszukommen, ein paar delikate guineische Hüner annehmen, welche er für mich auf den Abend hatte braten lassen. Es kostete viele Mühe, bis ich ihn endlich bewegen konnte, ein kleines Gegengeschenk von mir anzunehmen, welches er aber doch nur unter der Bedingung that, daß ich ihm versprach, auf meiner Rükreise mich einige Tage bei ihm aufzuhalten, und mit ihm auf die Jagd zu gehen.

Nachdem ich mich bei meinem guten Alten bis Abends aufgehalten hatte, so brach ich nach Appoy auf, welches anderthalb Stunden weiter gelegen ist. Hier logirte ich wieder in einem Hause, welches auf Befehl des Königs zur Bewirthung weisser Menschen eingerichtet ist. Ich war nun an den unangenehmen und wirklich ermüdenden Theil meines Weges gekommen, und hielt es für nöthig, ein wenig auszuruhen, ehe ich denselben antrat. Es fängt nämlich hier der grosse Wald an, durch welchen ein so schmaler, krummer und übler Weg gehet, daß man sich unmöglich in der Hangematte kann tragen lassen, auch nicht einmal in der Jah-

reszeit, da ich reisete, welches doch die beste und trokkenste im ganzen Jahr ist.

Wir erreichten den Wald um drei Uhr Morgens den 3ten Febr. bei scheinendem Mond und heiterm Himmel. Der Kondukteur stellte seine Leute in Ordnung, einige voraus, andre hinten nach. Sie hatten ihre Flinten geladen, um uns gegen die Anfälle wilder Thiere zu beschüzzen, die sich häufig in diesem fürchterlichen Walde aufhalten. Neben mir auf jeder Seite giengen zwei Hangemattenträger, mit angezündeten Laternen, auf welche sich die Einwohner zum Abschrökken reissender Thiere stark verlassen. Der ganze Troß sang, und jauchzte und blökte, so laut als er konnte. Indem meine Begleiter gelegentlich auch auf ihren Trompeten bliesen, und ihre Flinten abfeuerten, so machte dieß mit dem Geschnatter der durch unsre Annäherung aufgeregten Affen, dem Geschwäzze der Papagaien, dem Brüllen der wilden Thiere, dem Geräusche und Rasseln der Elefanten in dem Gebüsche, die allergräulichste Dissonanz, die sich nur immer denken läßt.

Nach einem beschwerlichen Marsche von fünf Stunden erreichten wir Agrimmi, eine kleine Stadt jenseits des Waldes, wo wir ein wenig anhielten, um zu frühstükken. Wir sezten dann unsern Weg nach Kalmina fort, und kamen daselbst nach zwo Stunden an. Kalmina ist eine grosse Stadt, welche bis fünfzehn tausend Einwohner enthalten

mag. Der König hält sich oft darin auf, und hat ein sehr geräumiges Haus in dieser Stadt, welches nebst dem übrigen, was dazu gehört, einen so grossen Plaz einnimmt, als St. James Park. Um dasselbe ist eine hohe lehmerne Mauer geführet, welche beinahe ein Vierek formirt. Ich hatte schon einmal bei einem vorigen Besuch eine Seite davon gemessen, und sie eintausend und siebenhundert Schritte lang gefunden. In der Mitte derselben ist ein Thorweg nebst einem grossen Wachhause, auf dessen Dach eine grosse Anzahl Schädel von Kriegsgefangenen aufgestekt sind.

Man räumte mir zu Kalmina einige Zimmer im Hause des Mähu ein, wo ich einen von ihm abgefertigten Boten antraf, der mir in seinem Namen zu meiner Ankunft Glük wünschte, auch zugleich sich erkundigte, wann ich in Abomeh einzutreffen gedächte, und ob es mir gefällig wäre, von den vornehmsten Hofbedienten feierlich und standesgemäß empfangen zu werden? Mit dieser Zeremonie hat es folgende Bewandniß: Der Premierminister und andre Vornehme kommen zu Pferde mit einem zahlreichen und bewaffneten Gefolge auf ungefähr eine halbe Meile entgegen. Dieses leztere macht sein kriegerisches Exerzitium, und gibt einigemal eine Generalsalve aus den Flinten. Hierauf steigen die Vornehmen vom Pferde ab, empfangen den Fremden unter dem Schatten grosser Sonnenschirme, reichen ihm zuerst einen Becher frischen Wassers dar, und hernach ein kleines Glas Branntwein,

welches auf des Königs Gesundheit geleeret wird; alsdann sezzen sie sich in Marsch und begleiten ihn zu Fuß in die Stadt.

Ich verbat diese Ehre, da mir bei meiner dermaligen Müdigkeit ein schlechter Gefallen damit erzeigt worden wäre, entließ den Boten mit einem Kompliment von meiner Seite an seinen Herrn, und blieb hier bis auf den Abend. Inzwischen besorgte eine alte Dame vom Hause ein vortrefliches Mittagsmahl für mich, welches mir sehr zu statten kam, da meine Lastträger, die von der Reise durch den Wald zu sehr ermüdet worden waren, nicht zu rechter Zeit mit meinem eigenen Mundvorrathe ankamen.

Um fünf Uhr Nachmittag verließ ich **Kalmina**, und sezte meinen Weg nach **Abomeh** fort, welche Stadt ich endlich in zwei Stunden erreichte. Die Landschaft unterwegs ist von Bäumen befreit, und da die Strasse, welche wirklich vortreflich ist, hoch liegt, so genießt man eine sehr angenehme Aussicht in die Gegend umher, welche ich auf das beste angebauet fand, hauptsächlich mit Getreide und Kichern, womit die benachbarten Städte versehen werden. Auf dem halben Wege zwischen **Kalmina** und **Abomeh** liegt eines von den königlichen Landhäusern; ingleichen ein Dorf, Namens **Daubi**, welches ehedem der Wohnsiz der königlichen Familie und der Hauptort ihres kleinen Gebietes war, ehe sie sich aus ihrer ursprünglichen

Dunkelheit emporschwang, ich meine, ehe jener Vorfahr des Königs, Takudonu, schon frühe in dem vorigen Jahrhundert Kalmina durch Verrätherei, und Abomeh durch die Stärke seiner Waffen gewann, und so den Grund zur dahomischen Macht legte.

Bei meiner Ankunft vor dem Thore von Abomeh wurde ich mit fünfzehn Kanonen begrüßet, und in Mähus Hause in die für die Weissen bestimmten Zimmer geführt. Der Haushofmeister machte mir seine Aufwartung mit einem Kruge frischen Wassers, einem Topfe Pitto, und einigem Geflügel. Bald darauf erschien Mähu selbst, von Jubigah, dem Vizekönig von Fidah, begleitet, und bezeugte mir im Namen seines Königs, er freue sich sehr darüber, daß ich glüklich angekommen und unterwegs nicht krank geworden sei, noch sonst ein Unglük gehabt habe; dabei überreichte er mir zugleich ein Geschenk vom Könige, welches in einem Schaf, einigem Geflügel, zwei Krügen Pitto, zwei Körben mit feinem Mehl, einer Kalebasse mit Palmöl, einer andern mit Salz, und einer Flasche Brauntwein bestand.

Der Hof war eben damals mit der Feier eines grossen Festes beschäftigt, welches einige Wochen lang dauert, und der jährliche Zoll (the annual customs) genannt wird, da der König die Gräber seiner Vorfahren mit dem Blute menschlicher Schlachtopfer tränkt. Man er-

wartet von den Gouverneuren der Forts, daß sie bei dieser Gelegenheit ihre Aufwartung machen, und ein Geschenk überbringen, welches wenigstens aus einem Stük indianischen Damast, oder sonst einem hübschen Seidenzeuche bestehen muß. Es müssen auch der Vizekönig und die Gouverneure der Städte und Provinzen sich mit ihren Geschenken einfinden, und von ihrer Aufführung, so wie von einem jeden Umstand, den der König zu wissen verlangt, Bericht erstatten. Diejenigen nun, welche dem Könige ein Genüge leisten, geniessen die Ehre, irgend ein Zeichen seiner Zufriedenheit zu erhalten, welches gemeiniglich in einem grossen Stük baumwollenen Tuchs besteht, das in der Landschaft Ajo verfertiget worden und sehr schön gearbeitet ist, und hernach von ihnen als ein Oberkleid getragen wird. Die schwarzen Handelsleute, ja überhaupt alle Familienhäupter müssen sich auch auf einige Tage einstellen, und eine ihren Umständen angemessene Quantität von Kauris bringen. Ein jeder von ihnen beeifert sich, sein Geschenk (das in der That als eine Taxe anzusehen ist) so ansehnlich zu machen, als ihm möglich ist, und würde, wenn er dies nicht thäte, einen Verweis davon tragen, oder wol gar zur Strafe gezogen werden. Sie werden sämmtlich von ihren Hausgenossen begleitet, und die jungen Mannspersonen darunter, welche gerne eine Gehülfin haben möchten, bringen mit, was sich ein Jeder durch seinen Fleiß erspart hat, wofern es anders die Summe von fünf Ka-

beß oder zwanzig tausend Kauris erreicht; legen es dann vor des Königs Thor nieder; werfen sich in den Staub auf die Erde hin, und bitten, daß sie mit einer Frau beseeliget werden mögen; welche Bitte ihnen auch gemeiniglich gewähret wird. Die Weibsleute werden aus dem Pallaste herausgeführt, unter die Kompetenten vertheilt, und dagegen die Kauris in Empfang genommen. Ein jeder muß diejenige Frau annehmen, die auf seinen Theil fällt; sie mag alt oder jung, schön oder häßlich seyn, genug, er muß sie behalten. Zuweilen führen, wie man mir gesagt hat, die königlichen Gemahlinnen, welche eigentlich bei dieser Angelegenheit die handelnden Personen sind, einem jungen Manne aus Bosheit zum Possen seine eigene Mutter zu, die er dann ernähren, und so lange in Geduld stehen muß, bis seine Umstände ihm erlauben, künftig bei einer andern Gelegenheit sein Heil zu versuchen.

Der politische Grund, auf welchem diese seltsame Art, Weiber zu geben, beruhet, ist dieser: **daß in den dahomischen Ländern die Aeltern ihre Kinder auf keinerlei Weise als ihr Eigenthum betrachten dürfen, sondern diese ganz und gar dem Könige angehören;** daher sie in einem frühzeitigen Alter den Müttern genommen, und von ihrem Geburtsort hinweg in weit entfernte Dörfer gebracht werden, wo sie so lange bleiben müssen, bis sie etwa künftig einmal der König in seine Dienste nimmt; wobei sie schlechte

Hoffnung haben, jemals mehr von ihren Aeltern gesehen, oder wenigstens erkennt zu werden. Man hat hiebei die Absicht, zu verhüten, daß schlechterdings keine Bande des Geblüts, noch Verwandschaften, oder anderweitige Verbindungen, welche der unbeschränkten Gewalt des Königs nachtheilig werden könnten, Statt finden mögen. Daher ist nun eine jede einzelne Person nur für sich bestehend und ohne allen Zusammenhang mit andern. Daher ist ferner ein Jeder, weil er Niemand weiß, der ihn etwas angienge, nur für sein eigenes Heil besorgt, dessen er sich durch die niederträchtigste Unterwürfigkeit und Dienstleistung zu versichern suchet. Daher ist auch hier älterliche Zärtlichkeit und kindliche Liebe schwerlich anzutreffen. Statt daß das Herz der Mütter an ihren Kindern hängen sollte, bemühen sie sich vielmehr, jene natürlichen Gefühle gegen die von ihnen Gebohrnen zu erstikken, da sie wissen, daß dieselben, sobald nur die Kinder zur Noth die Brust entbehren können, auf das empfindlichste gekränkt werden würden.

Bei der jährlichen Wiederkehr der Zollentrichtung (wobei Jedermann seine Aufwartung machen muß, es wäre denn, daß er durch eine Krankheit verhindert würde), werden, indem hier alle Leute unmittelbar in des Königs Gewalt sind, diejenigen, welche sich irgend eines Verbrechens schuldig gemacht haben, ergriffen, ohne daß darüber der geringste Lärm entstände. Sehr häufig wird die Untersuchung geringer Vergehungen auf diesen Zeitpunkt

punkt verspart. Fällt aber Jemand in Verdacht wegen solcher Uebelthaten, die eine schleunige Untersuchung erfordern, als z. E. eines unvorsichtigen Umgangs mit des Königs Weibern, der Hexerei, oder eines Diebstals, so wird der Delinquent von gewissen Abgeordneten in die Inquisizion gezogen, welche den Namen **Halbköpfe** führen, aus der Ursache, weil ihr Kopf auf der einen Seite geschoren ist, auf der andern aber das Haar so lang wachsen darf, als es will; welches ihnen, da noch überdies von der rechten Schulter über die Brust und den Rükken bis auf das linke Knie ein halbes Duzzend Schnüre von Menschenzähnen hinabhängt, ein sehr seltsames Ansehen gibt. Diese Abgeordneten stellen nun in Beisein des Magistrats der Stadt ein Verhör an, und wenn dann das Verbrechen erwiesen ist, so nehmen sie entweder den Kopf des Uebelthäters in einen Sak mit sich fort, um dem Könige zu zeigen, daß demselben sein Recht widerfahren ist, oder sie führen ihn lebendig nach der Hauptstadt, damit er dort gerichtet werde.

Zu der erwähnten Zeit stellt der König selbst spezielle Untersuchungen über die Aufführung eines jeden von seinen Sklaven an. Der Geringste darunter darf sich bei dieser Gelegenheit unmittelbar an ihn selbst wenden, und, wenn er von Jemand beleidigt worden ist, persönlich und insgeheim Genugthuung fordern. Dies mag nun freilich Manchen, die einige Gewalt haben, nicht gar ange-

nehm seyn, und sie lassen sich ohne Zweifel dadurch abhalten, ihre Untergebenen unter die Füsse zu treten. In der That kommen in diesem Lande sehr wenige Beispiele von persönlichen Beleidigungen vor. Denn da alle Einwohner zusammen Sklaven des Königs sind, so nehmen sich diejenigen, welche einigermassen über Andere erhaben sind, sehr in Acht, ihren Mitsklaven übel zu begegnen, damit sie sich nicht die Ungnade ihres gemeinschaftlichen Herrn zuziehen mögen. Eine Folge dieser Furcht ist, daß Leute von gleichem Stande, wenn sie miteinander zerfallen, es blos bei wechselseitigen Schimpfworten bewenden lassen, und daß es selten zu Thätlichkeiten kömmt, damit nicht ein Königssklave verlezt werde; als welches für den beleidigenden Theil einen schlimmen Ausgang nehmen könnte.

Man ließ mich den Tag nach meiner Ankunft ungestört in meinen Zimmern der Ruhe geniessen, deren ich wegen der ausgestandenen Reisebeschwerlichkeiten so sehr bedurfte; ausgenommen, daß gegen Abend ein alter Mann um Erlaubniß, zu mir herein zu kommen, bitten ließ. Indem er mit vieler Ehrerbietung in mein Zimmer trat, zog er eine kleine Kalebasse (Kürbisflasche) hervor, worin einige Kieselsteine enthalten waren, die er auf den Boden hinschüttete und sorgfältig zählte, wobei er mir anzeigte, daß es fünfzehn seien. Es fiel mir sogleich ein, daß man den Abend zuvor eben so viele Kanonen gelöst hatte, und da es sich nun

weiter ergab, daß dieser Mann der Kanonier war, so entrichtete ich ihm seine Gebühr mit einer Akkei Kauris und einer Flasche Branntwein. Ich verlangte sodann von ihm, daß er mir seine Artillerie zeigen möchte; wozu er sich auch so gleich bereit finden ließ. Er führte mich auf einen freien Plaz in der Stadt, wo ich zwei und zwanzig Zweipfünder und zwei Sechspfünder vorfand, die aber weder Lavetten hatten, noch so angeordnet waren, daß die Stadt hätte können damit vertheidigt werden, sondern nur auf Holzstämmen lagen, um gelegentlich bei einem öffentlichen Empfang, oder bei allgemeinen Freudenfesten abgefeuert zu werden.

Die Stadt ist groß, und mag beiläufig vier und zwanzig tausend Einwohner enthalten. Sie ist ohne die geringste Ordnung angelegt, und man hat auf Regelmäßigkeit der Strassen darin nicht den mindesten Bedacht genommen. Die Wohnungen der Privatpersonen bestehen aus einer Anzahl kleiner Hütten für die Weiber, und einer oder zwei mit einem Obdach versehenen Hallen für den Hausvater, welches alles zusammen mit einer hohen Lehmwand umgeben ist. Die Stadt selbst liegt in einer dürren sandigen Ebene, und erhält ihr benöthigtes Wasser aus einem zwei Meilen von derselben fliessenden Bache, welches hier daher theuer zu stehen kömmt. Eine Anzahl von Weibspersonen gibt sich damit ab, das Wasser in irdenen Töpfen zum Verkauf in der Stadt herum zu tra-

gen. Um die Stadt herum geht ein weiter und tiefer Graben, der aber keine Brustwehr oder aufgeworfenen Wall hat. Man sieht nicht, wozu die Einwohner die ausgegrabene Erde angewendet haben, es wäre denn, daß davon die lehmernen Mauren um ihre Häuser herum aufgeführet worden sind. An vier verschiedenen Orten sind hölzerne Brükken über den Graben geschlagen, und an einer jeden Brükke stehet ein Wachthurm, worin einige Soldaten liegen.

Der König hat zwei Häuser in der Stadt, welche Dahome und Gringome heissen, und noch eines ausserhalb derselben, welches den Namen Dompage führet. Diese königlichen Häuser haben beiläufig eben den Umfang, wie das zu Kalmina, und sind eben so wie dasselbe mit einer ungefähr zwanzig Fuß hohen lehmernen Wand umgeben. Als ich bei dem Wachhause an dem Thor von Gringomehaus vorbei gieng, bemerkte ich eine grosse Anzahl von Menschenschädeln, welche auf dem Dache desselben auf dünnen Pfählen bevestigt waren, und ehemals so vielen Köpfen von Kriegsgefangenen angehört hatten. Zu beiden Seiten des Thors war eine Piramide von Menschenköpfen, wovon eine jede aus wenigstens fünfzig bestand, und einige Schritte davon gegen dem Thor über war eine schmale Bühne, ungefähr zehn Fuß hoch, auf welcher etwa zwei Duzzend Köpfe von unglüklichen Schlachtopfern lagen, welche ei-

nige Tage zuvor bei einer feierlichen Gelegenheit hingerichtet worden waren.

Als ich von einem Spaziergange wieder heimgekommen war, erhielt ich eine Botschaft von dem Könige, wodurch er mir wissen ließ, daß er mich den nächsten Vormittag in Dahomehause erwarte. Dem zufolge machte ich Anstalten zu meinem Besuch, und pakte eine sehr artige Sänfte nebst einer Drehorgel aus, welche ich schon vorläufig von Fidah hieher geschikt hatte. Diese beiden Stükke ließ ich am folgenden Tage frühe durch meine Lastträger nach dem Pallaste bringen, und kam dann um zehn Uhr den 5ten Febr. selbst nach, ohne sonst Jemand als meinen Dollmetscher bei mir zu haben. An dem Thore wurde ich von Mähu empfangen. Zu beiden Seiten des Thors lag ein ganz frisch abgehauener Menschenkopf auf einem flachen Steine, das Gesicht unter sich, und das blutige Ende des Halses gegen den Eingang gekehrt. In dem Wachhause befanden sich ungefähr vierzig Weiber, deren jede mit einer Flinte und einem Säbel bewaffnet war; ingleichem zwanzig Verschnittene mit blinkenden eisernen Stäben in der Hand. Einer von diesen leztern machte sich sogleich in der Stille fort, um meine Ankunft zu melden, und Mähu, welcher mit vieler Vorsicht voraus trat, führte mich durch den ersten Hof nach einer Thüre, bei welcher wieder ein Paar Köpfe lagen. Hier warf er sich nieder, und küßte die Erde; worauf die Thüre von einer Weibs-

person geöffnet wurde, und wir in einen zweiten Hof eintraten, dessen beide Seiten aus langen schattigen Hallen bestanden. Hier wurden wir von Tamegah und Jubigah empfangen, welche nebst Mähu öfters auf die Kniee niederfielen, die Erde küßten, und laut einige von des Königs Ehrentiteln aussprachen, während als wir durch diesen Hof giengen, in welchem sechs Menschenköpfe lagen. Von da gelangten wir durch eine dritte Thüre in denjenigen Hof, worin der König auf einem hübschen roth sammetnen und mit einer goldenen Franse gezierten Stuhle saß, der auf einem Teppich stand, in einer geräumigen kühlen Halle, welche die eine Seite des Hofes einnahm. Er rauchte Tabak, hatte einen goldbordirten Hut mit einem Busche von Straussenfedern auf, und ein kostbares damastenes Gewand, welches lose um seinen Leib geschlagen war, dann gelbe Pantoffeln, aber keine Strümpfe an. Einige Weiber waren bemüht, ihn zu fächeln, andre aber, mit Wedeln die Fliegen wegzujagen, und eine insbesondre, welche vor ihm auf den Knieen lag, hielt ihm eine goldene Schale vor, um darein zu speien.

Als das Thor, welches in diesen Hof führet, aufgieng, fielen alsobald Tamegah und seine zwei Begleiter nieder, wälzten ihre Angesichter in dem Staube, küßten einmal um das andre die Erde, und näherten sich auf den Händen und Knieen fortkriechend, dem Könige, wobei sie sich öfters völ-

lig niederwarfen, und mit beiden Händen den Staub in Menge auf ihre Köpfe streueten; welches alles sie auch, wenn gleich die Erde von einem vorherigen Regen kothig geworden wäre, gethan haben würden.

Nachdem ich mich vor dem Könige gebükt hatte, wurde mir, einige Schritte von ihm entfernt, ein Stuhl zum Sizzen angewiesen. Ich trank aus einem kleinen Glas Branntwein seine Gesundheit, und er die meinige. Sodann erkundigte er sich, wie sich sein **Bruder König Georg von England** befinde, und that noch andre Fragen in Betreff meiner Reise an mich. Wir besprachen uns miteinander mittelst meines Bedienten sowol, der den Dollmetscher machte, als Mähu's, welcher immer zuvor den Boden küßte, ehe er sich unterstand, des Königs Worte gegen meinen Bedienten zu wiederholen; eine Gewohnheit, welche durchgängig hier zu Lande beobachtet wird, nicht nur in Gegenwart des Königs selbst, sondern auch, wenn Jemand sich überhaupt in dem Falle befindet, des Königs Worte nachzusprechen, oder einem andern eine Botschaft oder einen Befehl von ihm zu überbringen. Nachdem die Unterredung eine Zeit lang gedauert hatte, verlangte er, daß ich ihm die Orgel sollte hören lassen. Er bezeigte ein sehr grosses Vergnügen über die Melodien, welche sie spielte. Hierauf erklärte ich ihm den Gebrauch der Sänfte, welche sich, wie ich ihm zeigte, für ihn besser schikte, als die Hangematte, deren er

sich zu bedienen pflegte. Es wurde nun ein halbes Duzzend von seinen Hangemattenträgern herbeigerufen, welche auf Händen und Füssen gekrochen kamen. Auf sein Verlangen sezte ich mich in die Sänfte, wieß ihnen, wie sie es zu machen hätten, und ließ mich von ihnen allen so lange herum tragen, bis ich merkte, daß sie ihre Sache hinlänglich verständen. Dann sezte er sich selbst hinein, und ließ sich einigemal, unter dem Freudengeschrei und Zuruf seiner Minister, Weiber und Hangemattenträger, in dem Hofe herumtragen. Die Sänfte war ein gut in die Augen fallendes und schön gearbeites Stük, aussen mit rothem Saffian bezogen, und inwendig mit weisser Seide gefüttert. Er fand ein ausserordentliches Vergnügen daran, und belustigte sich damit, die Vorhänge auf- und zuzuziehen, als welche er für eine von den allergescheidesten Erfindungen hielt. Endlich ließ er gar vor überschwänglicher Freude einige Verschnittene hereinkommen, welche die Hangemattenträger ablösen mußten, und als die Thüre, welche von der Halle in seine geheimen Zimmer führet, geöffnet war, ließ er sich von ihnen hindurchtragen, um auch seinen Weibern die erhaltene Kostbarkeit zu zeigen. Ich wurde nun wieder entlassen, und seine Vornehmen begaben sich auf eben die kriechende Art wieder fort, als sie vorher sich seiner Person genähert hatten. Abends kaufte ich zwei und dreißig Sklaven, und damit waren meine heutigen Geschäfte abgethan.

Am nächsten Tage (den 6ten Febr.) Morgens erhielt ich eine Einladung, wenn es mir gefällig wäre, zu kommen und einige Zeitvertreibe an des Königs Thor zu Gringome mit anzusehen. Ich nahm sie an, da ich gehört hatte, daß Agau (der General) in der vorigen Nacht von einem Kriegszuge gegen die Mahier wiedergekommen sei, und einige Gefangene mitgebracht habe, deren ferneres Schiksal ich zu erfahren wünschte. Ich fand Tamegah, Mähu, Jubigah, Agau und Dschahu, an des Königs Thor auf Stülen, welchen Leopardenfelle untergebreitet waren, sizzen, und von grossen Sonnenschirmen, die über ihnen gehalten wurden, beschattet. Für mich war eben eine solche Bequemlichkeit veranstaltet. Eine grosse Menge Volks hatte sich hier versammelt. Da ich aber sah, daß es weder Zeit noch Ort erlaubten, ein Geschäfte vorzunehmen, so vertrieb ich mir die Zeit damit, daß ich den närrischen Gaukeleien und wilden Tänzen zusah, die von einem Haufen Leute bei einer rohen Musik von mancherlei Instrumenten aufgeführt wurden. So lustig es auch hier zugieng, so war es doch immer für denjenigen, der etwa ausglitschte, strauchelte und zu Boden fiel, ein grosses Unglük. Denn da man dies als ein böses Vorbedeutungszeichen ansieht, so wird ein solcher armer Mensch sogleich bei Seite geführt, und ihm der Kopf abgeschlagen, ohne daß dadurch der Tanz im geringsten unterbrochen wurde, welcher vielmehr eben so munter fortgesezt

wird, als wenn nicht das Geringste vorgegangen wäre.

Nach den Tänzern kam eine Zahl von etwa zweihundert und fünfzig Weibspersonen, deren Bewegungen und Gebärden wo möglich noch lustiger waren, als was ich zuvor gesehen hatte. Die ganze Bande bestand aus Freudenmädchen, welche vermöge königlicher Verordnung diesem Stande gewidmet waren. Denn es hat die Regierung selbst diese weise Anstalt getroffen, damit nicht die häusliche Ruhe einzelner Familien gestört werden; und vielleicht ist eine solche Vorsicht hier desto nöthiger, als in andern Staaten, da nicht nur der Ehebruch sehr scharf bestraft wird, und eine jede galante Ausschweifung den Verbrechern, wo nicht den Tod, doch wenigstens die Sklaverei zuziehet, sondern auch insbesondere die Vornehmen sich den größten Theil der Weibspersonen zu eigen machen. Des Königs Harem besteht aus drei bis viertausend Weibern; die Vornehmsten an seinem Hofe haben ein jeder von ein bis zu drei, ja bis vierhundert Weiber; die Geringern von einem halben Duzzend bis zu zwanzig. Bei einer so ungleichen Austheilung, wo den natürlichen Rechten des gemeinen Mannes so viel Abbruch gethan, und für sein Bedürfniß so wenig gesorgt wird, mußte man darauf denken, ihn einigermassen wegen des Mangels einer weiblichen Gefährtinn zu entschädigen. Daher findet sich nun in einer jeden Stadt eine der Grösse derselben angemessene Anzahl von Weibs-

personen, welche einem jeden Kundmann, der sich anbietet, zu Diensten stehen müssen. Der Preiß für ihre Gunstbezeugungen ist durch ein Gesez bestimmt, und ziemlich mäßig, und obgleich diese elenden Kreaturen jährlich eine schwere Taxe entrichten müssen, um welcher willen sie auch jezt hier zusammen berufen waren, so dürfen sie doch, ausser dem, was ihnen ihr Gewerbe einträgt, ein gewisses dünnes Bier brauen und verkaufen, ingleichem Geflügel ziehen, so daß sie also hinlänglich zu leben haben, und meinem Bedünken nach weniger elend daran sind, als anderwärts manche ihres Gelichters.

Indessen wurde das Vergnügen, das mir dieser Auftritt hätte verschaffen können, auf einmal gestört, als mir mein aufmerksamer Bedienter sieben Pferde und eben so viele Menschen zeigte, welche mit ihren Fußknöcheln und Handgelenken an langen in den Boden eingerammelten Pfählen angebunden waren, um in diesem Zustand bis auf die vor der nächsten Feierlichkeit hergehende Nacht zu verharren, da alsdann sowohl Menschen als Pferden die Köpfe sollten abgehauen werden. Obgleich diese armen Leute das ihnen bevorstehende Schiksal gar wohl mußten, so waren sie doch nicht gleichgültig gegen die Musik, sondern schienen sich daran zu vergnügen, indem sie den Takt dazu schlugen. Ich nahm alsobald wieder meinen Abschied und verließ diese traurige Szene, war aber noch gar nicht weit gekommen, als ich durch einen un-

erträglichen Gestank beinahe erstikt wurde. Als ich mich umsah, fand ich, daß derselbe von den Köpfen von zwei und dreissig Pferden und sechs und dreissig Menschen herrührte, welche bei den zwei vorhergegangenen Feierlichkeiten, nicht eben wegen begangener Verbrechen mit dem Tode bestraft, sondern nach der irrigen Vorstellung, die man sich hier von der Grösse des Königs macht, und zu Folge einer seit undenklichen Zeiten eingeführten Gewohnheit, aufgeopfert worden waren. Indem ich mich von hier nach dem Marktplazze begab, fand ich beim Eingange desselben zwei Galgen, welche auf gleiche Art geziert waren. Man hatte diese armen Leute mit schweren Keulen vor den Kopf geschlagen, daß sie todt blieben, und ihnen die Geschlechtstheile abgeschnitten, damit die Schamhaftigkeit der königlichen Weiber, welche acht Tage vorher an einem Feste in Prozession unter denselben durch gehen mußten, nicht beleidiget würde. Die Raubvögel zogen ihnen die Gedärme heraus und verschlukten sie stükweise, wobei die Eingebornen ohne die geringste Rührung zusahen, und nur bloß die Grösse des Königs bewunderten, welcher die Kosten eines solchen Mahls bestreiten könne. Ich bemerkte auf dem Markte, daß hier eben so wie in Fidah Hundefleisch zugleich mit dem Fleische von andern Thieren zum Verkauf feil lag.

Am 7ten Februar Morgens begab ich mich an das Thor von Dahomehaus, um eine Prozession der königlichen Weiber anzusehen. Sie kamen,

beiläufig sieben hundert an der Zahl und schön gekleidet, heraus, und tanzten auf dem Plazze vor dem Wachhause. In einiger Entfernung stand eine Anzahl bewaffneter Männer in einer Reihe, um das Volk abzuhalten, daß es ihnen nicht zu nahe käme. Als sie wieder abgetreten waren, zog Agau mit etwa fünf tausend bewaffneten Leuten heran, und ließ sie die verschiedenen Wendungen ihres Kriegsererziziums machen. Zum Beschlusse wurde ein allgemeiner Tanz aufgeführt, und einige Kriegslieder gesungen. Hierauf gieng ich hinein, und machte dem Könige meine Aufwartung. Auf sein Verlangen ließ ich ihm alle Stükchen der Drehorgel hören. Sie hatte drei Walzen, welche aber den Gebrauch derselben für ihn gar zu verwikkelt machten. Sie spielte verschiedene anmuthige Melodien und einige auserlesene Märsche; doch gefiel ihm der hundert und vierte Psalm am besten, weswegen ich seinem Verlangen zufolge die Walze auf denselben zu seinem künftigen Vergnügen richtete.

Am 8ten Februar Morgens ließ mir der König zu wissen thun, daß ich ihm in Dahomehause aufwarten sollte. Als ich dahin kam, fand ich ihn in einer Halle sizzend, mit einem seidenen Schlafrokke bekleidet. Nachdem ich mich vor ihm gebükt hatte, wies man mir einen Stul an, bei welchem schon einige Sklaven in Bereitschaft standen, mich mit grossen Sonnenschirmen zu bedekken. Die vornehmsten Staatsbeamten waren dem Kö-

nige zur Seite, und eine Menge Volks hatte sich auf dem Plazze versammelt. In einer geringen Entfernung von mir saßen ein Duzzend schwarzbrauner Männer, welche Turbans aufhatten, und weite herabfallende baumwollene Hemden, wie Korhemden, lange weite Hosen von eben demselben Stoffe, und saffianene Pantoffeln trugen. Diese Leute werden hier Mallás *) genannt. Sie reden und schreiben Arabisch, und man glaubt von ihnen, daß sie aus dem nördlichen Theil von Afrika, insbesondere von den Gränzen des marokkanischen Reichs und der barbarischen Staaten, kommen. Sie reisen hieher und nach andern Theilen Afrika's, unter andern nach Angola, dem Vermuthen nach in Handlungsabsichten; wiewol ich doch nicht erfahren konnte, ob sie sich auf einen solchen Handelszweig legten, der wichtig genug wäre, daß es sich der Mühe damit verlohnte. Sie kaufen Häute und Felle, welche sie gerben, und zu Pferdgeschirren, Tabaksbeuteln und andern brauchbaren Sachen verarbeiten. Einige kleine Ballen von Fellen nehmen sie mit sich fort. Es mag indessen die wahre Absicht ihrer Reise seyn, welche sie nur wolle, so betragen sie sich sehr bescheiden, und werden auch, wohin sie nur kommen, freundlich aufgenommen und sehr in Ehren gehalten. Sie bekennen sich zur muhammedanischen Religion, und sobald als ihre jährliche große Fasten,

*) Oder vielmehr Mullah's; es sind warscheinlich Sezzaner. (Von welchen in der Folge.)

Ramadan genannt, vorbei ist, läßt der König einen Elefanten schlachten, und bewirthet sie damit.

Sobald ich mich niedergesezt hatte, gieng die Musik an, welche, ausser Trompeten, Flöten und Glokken, hauptsächlich aus einer Menge Trommeln von verschiedener Grösse bestand. Ein zahlreicher Haufe von Leuten tanzte nach diesem wilden Getöne. War eine Bande müde, so wurde sie von einer andern abgelöset, und beide wieder von zwei andern. Nach einiger Zeit wurde ein mit guten Speisen reichlich besezter Tisch gebracht, an welchem ich speiste, so wie die Mallâen an einem andern. Adahnzu, des Königs ältester Sohn und muthmaßlicher Thronerbe, der mich von meinen vorigen Besuchen her noch kannte, kauerte sich hinter meinem Stule nieder, und geruhete, ein gebratnes Huhn nebst noch andern Sachen, die ich ihm von meinem Tische zustekte, anzunehmen. Der König aber darf niemals öffentlich essen, und es wird sogar für ein schweres Verbrechen gehalten, wenn Jemand meinte, daß er jemals esse, oder andern Sterblichen insofern gleiche, daß er einer Erholung durch den Schlaf bedürfe. Als abgespeiset war, gieng die Musik von neuem an. Nun erschien der König selbst auf dem Plazze, und hatte eine Wache von vier und zwanzig mit Musketons bewaffneten Weibern bei sich. Er tanzte eine Zeitlang, um seinen Unterthanen, zu ihrer unbeschreiblichen Freude, die sich auch durch die lautesten Zurufungen zu erkennen gab, zu zeigen,

daß er sich gesund und munter befinde. Hierauf bezeigte er den Musikanten seine Zufriedenheit mit ihrem Spiel, und belohnte sie mit achtzig **Unzen Rauris**, *) welche von dreihundert und zwanzig königlichen Weibern herbei gebracht wurden, so daß eine jede von ihnen eine **Rabeß**, oder vier tausend Stük, in einer kupfernen Pfanne trug, welche sie dann unter die Trommelschläger austheilten. Diese machten sich dann damit sehr vergnügt auf den Weg. Ich nahm gleichfalls Abschied und entfernte mich.

Als ich am 8ten Februar Morgens bei **Gringomehaus** ankam, fand ich daselbst eine ungemein grosse Menge Leute versammelt. Ich wurde von **Mähu** empfangen, der mich nach einem geräumigen Plazze führte. Beim Eingange desselben lagen zu beiden Seiten drei Menschenköpfe, welche in der vorigen Nacht abgeschlagen worden waren, und mitten in demselben stand ein hohes Zelt, welches wie ein Zukkerhut gestaltet, ohngefähr fünfzig Schuh hoch und vierzig Schuh weit, und unten offen war. Es ruhete auf einer runden Reihe von dünnen eisernen Stangen, damit der König durch dieselben alles, was auf dem Plazze vorgieng, möchte sehen können. Er blieb nicht lang aus, und sezte sich, unter dem Geschrei und Zuruf der Leute, in dem Zelt auf einen hübschen Armstul nieder, welcher

*) Eine solche Unze ist ungefähr fünf und vierzig Pfund.

welcher mit rothem Sammt belegt, und mit Schnizwerk und Vergoldungen geziert war. Mir wurde ein Plaz unter dem Schatten eines grossen Sonnenschirms angewiesen. Zu meiner Rechten befanden sich die Malláen, und zur Linken ungefähr dreißig Verschnittene, von welchen ein jeder einen blinkenden eisernen Stab in der Hand hatte, und die sämmtlich wie Weiber gekleidet waren. Nachdem bei einer halben Stunde lang musizirt, und ich von dem verwirrten Gelärme der Instrumente, so wie von dem Freudengeschrei und Singen der anwesenden Menge betäubt worden war, unterhielt ein lustiger Harlekin den König mit einer seltsamen Art von Tanze, während welchem er von Zeit zu Zeit eine Flinte mit fünf Läufen abfeuerte, woran der König ein so grosses Vergnügen fand, daß er ihm fünf Kabes Kauris schenkte.

Hierauf fieng die Prozession mit einer Wache von hundert und zwanzig Mann an, welche Musketons trugen, und Paarweise aufzogen. Nach ihnen kamen fünfzehn Töchter des Königes, schöne artige Frauenzimmer in der Blüte ihrer Jahre, welche fünfzig Sklavinnen bei sich hatten. Nach ihnen zogen ordentlich hintereinander siebenhundert und dreißig Weiber des Königs auf, welche Lebensmittel und geistige Getränke zu einer Gasterei nach dem Markte trugen. Ihnen folgte unter Trommelschlag eine Wache von neunzig bewaffneten Weibern. Nun wurde ein Tisch gebracht, an welchem ich frühstükte, indessen die Prozession

noch immer fortwährte. Es kamen sechs Haufen, ein jeder von siebenzig Weibern, und eine von den Geliebtesten gieng unter einem Sonnenschirm an der Spizze eines jeden. Diejenige, welche den vordersten Trupp anführte, stand in so allgemeinem Ansehen, daß man ihre Person für zu heilig hielt, um gesehen zu werden, und in der That entzog sie sich auch gänzlich meinen Blikken vermittelst des Schirms und gewisser langer lederner Schilde, welche mit rothem und blauen Tafft überzogen waren, und um sie herum gehalten wurden. In dem lezten Haufen waren zwei Sonnenschirme und vier Favoritinnen, ziemlich hübsche Frauenzimmer, welche, wie man mir sagte, von dem Könige mehr als alle übrigen, nur die vorerwähnte Dame ausgenommen, geachtet werden. Alle diese unterhielten den König mit ihren Gesängen und Tänzen, als sie vorüberzogen, und die Favoritinnen begaben sich in das Zelt, um dem Könige ihre Ehrerbietung zu bezeugen, da sie dann von ihm ansehnliche Geschenke an Kauris erhielten. Auf sie folgten zehn Banden von ihren minderjährigen Kindern, die von sieben bis zu fünfzehn Jahren alt waren. Eine jede Bande bestand aus fünfzehn an der Zahl, die einander dem Alter und der Grösse nach am meisten glichen. Zunächst darauf kamen sieben Truppen, jeder von fünfzig Weibern, und vor jedem Trupp wurden zwei englische Fahnen hergetragen. Auch diese belustigten wie die vorigen Seine Majestät mit ihren Gesängen und muntern

Tänzen. Vier von ihnen zogen meine Aufmerksamkeit besonders auf sich. Ihr Anzug war gar zu seltsam, als daß ich ihn beschreiben könnte. Eine jede hatte an dem Rükken einen langen Schwanz angeheftet, welcher aus einem Streife von einem Leopardenfell, der zusammen genähet und ausgestopft war, zu bestehen schien. Sie wußten ihn durch eine geschikte Bewegung ihrer Hüften mit erstaunlicher Geschiklichkeit wie eine Schlinge um sich herum zu werfen. Auch diese Weiber genossen die Gunst ihres Herrn, und wurden mit einem Geschenke von Kauris entlassen. Ausser diesen befanden sich fünfzig bis sechzig Weiber um seine Person, welche Botschaften hin und wieder brachten, und die Geschenke austheilten, die er mit freigebiger Hand um sich her ausspendete.

Als die Weiber fortgezogen waren, fiengen die Verschnittenen an, ihre Lobgesänge auf den König zu singen. Sie liessen in denselben seine Titel oder Prädikate hören, und prießen seine Grösse und seine Thaten in solchen Ausdrükken, welche die gröbsten Schmeicheleien enthielten. Dies dauerte so lange, bis die Weiber die nöthigen Anstalten für ihn auf dem Markte gemacht hatten. Hierauf begab sich der König bei Seite, und die Prozession begann in folgender Ordnung. Zuerst kamen zwei Kutschen, deren jede von zwölf Menschen gezogen wurde; dann die Sänfte, und weiter drei Hangematten, welche durch grosse und kostbare Schirme von goldenen und silbernen Stoffen vor

der Sonne verwahrt und mit Traghimmeln von eben solchen Materialien bedekt waren. Ein jedes von diesen benannten Stükken war mit einer starken Wache umgeben, und der König befand sich in einem von denselben; ob aber in der Kutsche, oder in der Sänfte, oder in einer Hangematte? Dies nur errathen zu wollen, würde jedem von den Begleitern als eine Vermessenheit ja wol gar als ein Kapitalverbrechen angerechnet worden seyn. Meine Hangematte folgte nach, und noch fünf andre Hangematten, welche den vornehmsten Staatsbedienten angehörten, und von einer unzählbaren Menge Bedienter und Zuschauer begleitet wurden. Wir nahmen unsern Weg über den Markt **Adschawi**, unter fünf Galgen hin, an deren jedem ein Mensch auf die vorhin schon beschriebene Art hieng. Man hatte diese Leute in der vorhergehenden Nacht eigentlich in dieser Absicht erschlagen. Hierauf gelangten wir auf einen weiten Plaz, der mit verschiedenen an Stangen ausgespannten Tüchern eingefaßt war, um das Volk abzuhalten. An dem einen Ende desselben war eine höhere Einfassung von feinerem Tuche für den König. In den eingefaßten grossen Plaz wurde Niemand eingelassen, als die vornehmsten Staatsbedienten nebst ihren Bedienten, und dann noch ich mit meinen Leuten. Hier sezte ich mich zu einem Mittagsmahle nieder, welches noch für e n hundert Gäste mehr hingereicht hätte. Als ich abgespeiset hatte, fielen **Tamagah** u. s. w. über das Uebriggebliebene her, und

der draussen befindliche Haufen wurde mit Speisen und Branntwein so reichlich versorgt, daß Jeder von ihnen völlig genug bekam. Abends erhielt ich Erlaubniß den König zu besuchen, und nachdem ich eine halbe Stunde bei ihm zugebracht hatte, kehrte ich nach meiner Wohnung zurük, äusserst müde von dem Gelärme und der Unruhe dieses Tages. Unterwegs kam ich bei dem Ort vorbei, wo ich zwei Tage vorher sieben Menschen und eben so viele Pferde angebunden gesehen hatte. Sie waren nun nicht mehr da, und man sagte mir, sie seien in der vergangnen Nacht todtgeschlagen worden; doch wären diejenigen, die wir an den Galgen gesehen hatten, und die Köpfe in des Königs Haus, nicht von ihnen gewesen.

An den drei folgenden Tagen ereignete sich nichts wichtiges. Ich brachte sie damit zu, daß ich einige Sklaven und Elfenbein kaufte. Am 12ten aber wurde ich wieder an den Hof gefordert, um eine andre Feierlichkeit anzusehen. Diesmal lagen nur vier Menschenköpfe vor des Königs Thor. Die Tänze und die Prozession waren beiläufig von eben der Beschaffenheit, wie die vorigen, ausgenommen daß die Kleidung und der Schmuk der Weiber viel prächtiger waren. Die Mannigfaltigkeit und die Menge von theuern Seidenzeugen, silbernen Armspangen, und andern Puzsachen, Korallen, und ein vorschwenderischer Ueberfluß von andern kostbaren Angehängen, überstiegen alle meine Erwartungen. Ueber dieses trat-

hier noch ein andrer Trupp von vierzig Weibern auf, welche silberne Helme aufhatten, so wie überhaupt diesmal alle Geräthschaften und Sächelchen des Königs zur Schau getragen wurden, indem die meisten Weiber etwas davon in den Händen hatten; einige nämlich schöne Degen; andre silberbeschlagene Feuerrohre; mehr als hundert von ihnen führten Spazierrohre mit goldenen oder silbernen Knöpfen in der Hand; und damit keine leer ausgienge, so trugen einige von ihnen einen Leuchter, andre aber eine Lampe, und zwar von jeder Sorte wenigstens fünfzig Stük, nebst noch vielen andern Dingen. Dies alles wurde der gaffenden Menge vorgezeigt, um ihre Bewunderung zu erregen. Wir speiseten, wie schon das vorige Mal, auf dem Markte. Als ich Nachmittags dem Könige meine Aufwartung machte, wurde eine Zwerginn vorgelassen, welche vor ihm tanzen sollte, das sie auch wirklich ziemlich gut machte. Sie schien gegen dreissig Jahr alt zu seyn, maß in der Höhe nicht mehr als zwei Schuh und sieben Zoll, war im geringsten nicht häßlich, und hatte eine ganz erträgliche Leibesgestalt.

Während der bisher beschriebenen Zeitvertreibe wurden wir von einem Harmattanwinde heimgesucht.

Nachdem ich mein Geschäfte, weswegen ich nach Abomeh gekommen war, und welches eigentlich gewisse bisher geduldete Mißbräuche betraf,

welche durch die Fuhrleute, die die Handelsgüter von dem Strand nach den Faktoreien in Griwhi verführen, ausgeübet wurden, indem sie nemlich eine beträchtliche Quantität davon unterschlugen, einigermassen glüklich ausgerichtet, und von dem Könige die Versicherung erhalten hatte, daß er sich's angelegen seyn lassen wolle, dergleichen künftig zu verhüten, so wünschte ich nun, wieder nach Hause zurükzukehren. Ich zeigte dem König meinen Vorsaz an, sobald als der Harmattan aufhören würde, abzureisen, und nahm Abschied von ihm. Da aber der Wind noch zwei Tage sehr stark bließ, so wurde ich dadurch aufgehalten, indem das Wetter zu einer Reise allzu unangenehm war. In dieser Zwischenzeit kam in einem Theil von Dahome's Hause Feuer aus, so daß das ganze Gebäude in grosser Gefahr stand. Sobald als die dadurch verursachte Bestürzung vorbei war, entschloß ich mich, dem Könige bei dieser Gelegenheit, zu einem Zeichen meiner Hochachtung, noch einmal meine Aufwartung zu machen. Ich nahm, wie ich selbst schon erwartet hatte, eine grosse Verwirrung und Unordnung in dem Hause gewahr. Es waren verschiedene Köpfe abgeschlagen worden, wenigstens zwanzig an der Zahl, welche hie und da zerstreut lagen. Der König war, als ich vor ihn kam, sehr aufgebracht über seine Weiber, welche einander gegenseitige Vorwürfe wegen ihrer Unachtsamkeit machten, und von denen eine jede die Schuld von sich selbst wegwälzen wollte. Dem An=

sehen nach war es nicht leicht, auf den rechten Grund zu kommen, wie sich das Unglük zugetragen haben möchte, und da der König selbst die Schwierigkeiten dieser Untersuchung einsah, und sein Zorn durch die in der ersten Hizze befohlenen Hinrichtungen vielleicht einigermassen abgekühlet war, so ließ er es endlich dabei bewenden, unter den Weibern, welche den Theil, worin das Feuer ausgekommen war, bewohnten, neunzehn auszusondern und mir dieselben als Sklavinnen zu verkaufen. Am dritten Tage hörte der Harmattan auf, und ich machte Anstalten zu meiner Abreise, vor welcher mir der König ein gemästetes Schaf, ein Fäßchen Brantwein, und fünf Rabeß Kauris zur Bestreitung meiner Reisekosten, ingleichem noch ein andres Geschenk von einem schönen gestreiften baumwollenen Tuch, nebst einer hübschen Sklavinn, zusandte.

Ich wollte meine Abreise nach Fidah den 16ten Febr. schon früh Morgens antreten. Da aber dieses der lezte Tag der jährlichen Zollentrichtung war, an welchem der König eine grosse Menge Geschenke unter sein Volk auszutheilen pflegt, so ließ ich mich durch das Bitten meiner Leute, welche an diesem Tage auch etwas zu erhaschen hofften, bewegen, noch bis Abends zu bleiben. Es wird bei dieser Gelegenheit ohnweit einem Thore des Pallastes eine grosse Bühne errichtet, mit Fahnen und Sonnenschirmen geziert, und mit einem Gehege von Dornen, den Pöbel abzuhalten, umgeben.

Auf derselben werden in grossen Haufen aufeinander gelegt: feine Leintücher, gewirkte, gegitterte Tücher, Kattuntücher, und mancherlei andre europäische und indianische Waaren; ingleichem allerlei schöne Baumwollentücher, welche in der Landschaft Ajo verfertiget werden; nebst einer ungeheuern Menge von Kauris. Sobald alles in Bereitschaft ist, begibt sich der König, nebst einem oder dem andern Gouverneur oder Schiffskapitain, der sich so eben hier aufhält, auf die Bühne. Tamegah, Mähu und noch ein Paar von seinen vornehmsten Staatsbedienten machen sein Gefolge aus. Ein jeder von diesen bekömmt, nach seinem Rang, die Erlaubniß, sich ein Stük ajosches Tuch und eine Korallenschnur auszuwählen. Hierauf werden die niedern Staatsbedienten aus dem untenstehenden Haufen heraufgerufen, und ein jeder von ihnen empfängt, zu einem Zeichen der Zufriedenheit und Werthschäzung ihres Herrn, ein Stük Tuch und einige Kauris. Dann wirft der König mit eigner Hand einen Haufen Kauris unter das versammelte Volk, und zu gleicher Zeit fangen seine Weiber an, die noch übrigen Waaren hinab zu schleudern, wobei ihnen die Weissen, wenn es ihnen beliebt, und Tamegah nebst seinen Gefährten behülflich sind. Zum Schlusse wird, da bei allen ihren Spektakeln eine Grausamkeit mit unterlaufen muß, ein Mensch, dem Hals und Füsse zugeschnürt sind, ein Alligator (eine Art von Krokodil) mit angelegtem Maulkorb, und ein paar



Tauben, denen die Flügel beschnitten sind, von der Bühne unter den Haufen herabgeworfen, worüber ein Lärm entsteht, der fast noch grösser ist, als der vorhergehende, indem die Leute zu grossem Vergnügen des Königs, die Köpfe von einem jeden zu erhaschen suchen. Diejenigen, welche alsdann so glüklich sind, die Preise, welche eben in den Köpfen des armen Menschen und der Thiere bestehen, davon zu tragen, bekommen ein hübsches Geschenk zur Belohnung. Dies ist bei der Zollentrichtung das lezte Menschenopfer. Die Weissen warten niemals so lang, bis dieser Theil der Feierlichkeit verrichtet wird. Wenn man jedoch andern Nachrichten davon Glauben beimessen darf, so wird der Leichnam des unglüklichen Menschen beinahe ganz aufgezehrt, indem jeder von dem untenstehenden Pöbel etwas davon kosten will.

Noch in der Nacht erreichte ich Agrimi, an der Gränze des Waldes. Nach einer Ruhe von ein paar Stunden machte ich mich vor Tag wieder auf, um den so lästigen Theil meiner Reise zurükzulegen, ehe mir die Hizze beschwerlich fallen konnte, und ich ließ nicht eher anhalten, als bis ich wieder zu meinem guten Alten **Dschabraku** in **Waibo** gekommen war. Ich brachte bei ihm den ganzen Tag, und noch einen guten Theil des folgenden zu, konnte mich aber nicht so lange aufhalten, um mit ihm auf eine Büffeljagd, zu welcher er Anstalten machte, zu gehen.

Den 17ten Februar Abends kam ich zu Ardra an, wo sich ein Zufall ereignete, der einen schlimmern Ausgang hätte nehmen können, als wirklich geschehen ist. Ich hatte meine Hangematte in dem für die Weissen bestimmten Zimmer, das an Mähus Haus stieß, aufhängen lassen, und weil es sehr warmes Wetter war, so wollten meine Hangemattenträger, Lastträger u. s. w. lieber in der Halle und dem kleinen Hof vor meinem Zimmer in der freien Luft auf ihren Matrazzen ruhen. Sie waren nun alle vest eingeschlafen, bis auf den Kondukteur, welcher, nachdem er nur ein wenig geschlummert hatte, sich mit einer Pfeife Tabak gütlich that. Auf einmal sprang ein Leopard über die Mauer hinein, gieng über die im Hofe schlafenden Menschen weg, ohne ihnen ein Leid zuzufügen, pakte das von dem Könige mir verehrte gemästete Schaf an, welches in einer Ekke des Hofs angebunden war, und wischte in einem Augenblik mit demselben über die acht Schuh hohe Mauer davon, ehe der Mann, der ihn bemerkte, so viele Zeit gewinnen konnte, seine Flinte auf ihn loszubrennen.

Den nächsten Tag, als den 18ten Febr. 1772, kam ich wieder gesund und wohlbehalten in meiner Faktorei an.

Ich bekam im December 1773 abermals eine Veranlassung, einen Besuch in Abomeh zu machen. Der König war damals unbaß, und von

Alter und Krankheit entkräftet. Ob er sich gleich in seinem Zimmer aufhalten mußte, so wollte er mich doch sprechen; wodurch ich Gelegenheit erhielt, seinen geheimen Aufenthaltsort zu besehen. Es war selbiger eine für sich allein bestehende Schlafkammer, welche auf allen Seiten von dem Hofe, darinn sie stand, abgesondert, und mit einer ungefähr brusthohen Mauer umgeben war. Die ganze Kante der Mauer war mit menschlichen Unterkinnladen bestekt, und der kleine Plaz innerhalb derselben mit Menschenschädeln gepflastert, welche, wie man mir sagte, von benachbarten Königen oder andern vornehmen und angesehenen Personen herrührten, die der dahomische König in seinen Kriegen gefangen bekommen hatte, und die hier deswegen angebracht worden waren, damit er das brutale Vergnügen geniessen könnte, seinen Feinden, so oft es ihm beliebte, auf die Köpfe zu treten. Er lebte nach diesem Besuche nicht lange mehr, sondern starb den 14ten Mai 1774 in einem Alter von ungefähr siebenzig Jahren, nachdem er bei vierzig Jahre lang regiert hatte. Ihm folgte sein Sohn Adahnzu.

Sobald der König den Geist aufgibt, beginnet in dem Pallaste ein schröklicher Auftritt, der so lange dauert, bis Tamegah und Mähuh dem Nachfolger den Todesfall angezeigt haben, und dieser sodann Besiz von der Regierung nimmt. Derselbe sucht keine Zeit zu verlieren, dem Unfug, welcher hier getrieben wird, ein Ende zu

machen. Es fangen nämlich die Weiber des Abgeschiedenen damit an, daß sie alles Hausgeräthe, die goldenen und silbernen Kostbarkeiten und Geräthschaften, die Korallen, und, mit einem Wort, alles von Werth, das entweder ihnen selbst oder dem verstorbenen König angehörte, zu zerbrechen und zu zerschlagen; worauf sie einander selbst umbringen.

Sobald Adahnzu zum König ernannt worden war, begab er sich eiligst mit seinem Gefolge nach dem Thore des Palastes, ließ es aufbrechen, und machte, indem er sich in den Besiz des Palastes sezte, der Raserei und dem Gemezzel ein Ende. Ehe er's jedoch dahin bringen konnte, war bereits der gröste Theil von den Meublen zerschlagen worden, und zwei hundert und fünf und achtzig Weiber hatten ihr Leben eingebüßt. Die Sänfte war indessen doch ganz geblieben, und mußte nun Ahadi zum Sarge dienen. Mit ihm wurden, wie die Sage gieng, sechs von seinen Weibern lebendig, so wie ohnehin auch die Ermordeten, begraben.

Der neue König hatte seines Vaters Hang zum Kriege geerbt, und es zeigte sich bald eine Gelegenheit, ihn zu befriedigen. In dem Herbst 1774 starb der König der ausgewanderten Fidaher, welche vor den erobernden Dahomern ihr Land mit dem Rükken angesehen hatten. Diese Leute bewohnen nunmehr einen schmalen sumpfichten Landstrich zwischen Fidah und Popo, und ge-

niessen die Freundschaft der Einwohner des leztern Landes, welche ihnen bei ihren Einfällen und Plünderungen in **Fidah** Hülfe leisten. Die **Dahomer** unterlassen niemals, sich die Uneinigkeiten, die unter diesen Leuten entstehen, zu Nuzze zu machen. Eine solche Gelegenheit ereignete sich jezt durch den Tod ihres Königs. Es fanden sich zwei Bewerber um die königliche Würde: **Abavu** (oder der **Sumpfhund**) ein Sohn dessen, welcher, wie schon oben in der Geschichte von Fidah erzählt worden ist, seinen eigenen Bruder zu **Sabi** umgebracht und sein Herz gefressen hatte, und ein andrer, welcher gleichfalls mit dem Verstorbenen verwandt war, Namens **Ajih** (oder der Affe). Der erstere hatte die meisten sehr zahlreichen Anhänger, und vertrieb seinen Nebenbuhler aus dem Lande. **Adahnzu** beschloß, die Ansprüche dieses leztern zu unterstüzzen, ohne sich die Mühe zu geben, ihre Rechtmäßigkeit zu untersuchen, und schikte ihm seine Armee zu Hilfe. **Abavu** und seine Partei sahen sich nun ihrerseits gezwungen, die Flucht zu ergreifen. Die **Dahomer** nahmen ihnen in dem ersten Feldzug das veste Land ab, und nöthigten sie, ihre Zuflucht in eine Insel zu nehmen, welche **Fudu=Kong** oder **Fetisch=Insel** genannt wird, und in einer Lagune oder weiten Wassersammlung liegt, die von einem Flusse in dieser Landschaft entsteht. Hier blieben sie während den periodischen Regen ungestört, indem die **Dahomer** keine Kähne hatten, und auch nicht

einmal sie zu regieren verstanden. Allein sobald das Regenwasser abgelaufen war, machten sie zu einer schweren Unternehmung Anstalt. Ihre Armee war mit einer erstaunlichen Menge Leute verstärkt worden. Nun hieben sie auf allen Seiten der Lagune die Bäume ab, machten Pfähle daraus, und schlugen eine Brükke oder vielmehr einen Damm von beiden Seiten her gerade nach der Insel, und nahmen dieselbe nach einem blutigen Gefechte, worinn viele auf dem Plaz blieben, ein.

Abavu und seine Partei zogen sich auf ungefähr achthundert Kähnen, die sie bei sich hatten, in die Lagune zurük. Sie konnten aber doch nicht entfliehen, weil die Dahomer schon vorher den Fluß einige Meilen unterhalb, wo er am schmalsten war, gedämmt hatten, und sich im Besizze von beiden Ufern befanden. In dieser mißlichen Lage blieben die Fidaher einige Monate lang, ohne sonst etwas zu ihrem Unterhalt zu haben, als die Fische, die der Fluß enthielt, und die wenigen Lebensmittel, die sie gelegenheitlich, wenn sie landeten und die Dahomer in ihren Quartieren überfielen, denselben abnahmen.

Als endlich Abavu sahe, daß seine Leute durch Hunger und Mühseligkeiten aufgerieben wurden, und es für unmöglich hielt, sie zu retten, faßte er den Entschluß, sich zu ergeben. Er dankte seinen Anhängern für ihre Dienste, und sagte, das einzige, was er nunmehr zur Erwiederung ihrer Ergebenheit und Treue thun könne, wäre dieses,

daß er sich selbst ausliefere, und Adahnzu zu bewegen suche, sein Leben als ein Opfer für ihre Erhaltung anzunehmen. Mit diesem Entschlusse begab er sich auf das Ufer, und wurde von Agau (dem dahomischen General) dem Könige zugesendet, welcher ihm den Kopf abschlagen ließ. Seine Anhänger ergaben sich zu Gefangenen auf Gnade und Ungnade.

Obgleich diese ganze Begebenheit sich nur ein Paar Meilen von Fidah zutrug, und wir von allen einzelnen Auftritten Kundschaft erhalten mußten, weil wir uns (indem der Handel so lange, als das Land in Krieg verwikkelt ist, gänzlich ruhet) mit nichts anderem beschäftigen konnten, so sendete dennoch Adahnzu, um seiner eigenen Eitelkeit zu schmeicheln, seine Halbköpfe an die Gouverneure der Forts mit der Nachricht von seinem erhaltenen Siege, und äusserte dabei den Wunsch, daß sie ihre Freude über dieses Ereigniß öffentlich bezeugen möchten. Es wurden deßwegen, dem Könige zu Ehren, von einem jeden Fort und von allen auf der Rheede liegenden Schiffen die Kanonen gelöset.

Bald darauf beliebte es ihm, einen Boten an mich abzusenden, und mir wissend zu machen, daß er mich zu sprechen wünsche. Ich wartete ihm also gegen das Ende des Dezembers 1775 auf. Bei unsrer ersten Zusammenkunft fragte er mich, ob ich den Abavu jemals gesehen hätte? Da ich Nein

zur

zur Antwort gab, so sezte er hinzu: Nun so sollt Ihr ihn jezt sehen. Ich wußte, daß Abavu bereits wenigstens einen Monat todt war, und empfand daher keine Lust, seinen Leichnam zu sehen, hielt es aber doch nicht für rathsam, mich dem Willen des Königs zu widersezzen. Alsbald kamen einige Weiber, denen er deshalb Befehl ertheilt hatte, aus einem geheimen Zimmer des Pallastes hervor, und brachten ein weites, nicht gar tiefes ehernes Gefäß, hierin lag ein grosses Bündel, das viel grösser als ein Bienenstok, und mit zwei kleinen seidenen Fahnen von der Grösse eines Saktuches geziert war. Der Pak bestand aus verschiedenen zusammengelegten Tüchern, hauptsächlich baumwollenen. Unter denselben kamen verschiedene seidene Umschläge oder Dekken zum Vorschein, und als diese hinweggenommen waren, zeigte sich Abavu's Kopf, welcher in einem porzellanenen Bekken lag. Er war ganz wohlbehalten, so dürre wie eine egyptische Mumie, und das Haar artig aufgepuzt. „Das ist der Bursche, sagte der König, der mir so viel zu schaffen gemacht hat!" Ich erwiederte, es scheine, daß er nun, da er ihn in seiner Gewalt habe, viele Sorge für ihn trage. „Ja, sagte er, ich bin auch ein Kriegsmann, und sollten mich einmal meine Feinde in ihre Hände bekommen, so möchte ich wohl wünschen, daß sie auch auf eine so anständige Art mit mir umgiengen, als ich ihnen ein Beispiel gebe."

Er befahl hierauf, daß eine grosse Anzahl von den Gefangenen, die sich bei der lezten Gelegen-

heit selbst ergeben hatten, mir gezeigt werden sollten. Ich konnte mich nicht dazu verstehen, einen von ihnen zu kaufen, da sie sehr ausgehungert waren, und krank zu seyn schienen. Wenn das ist, sagte er, so sollen sie hingerichtet werden. Ich bemühete mich, ihn von diesem Vorsaz abzubringen, und gab ihm den Rath, dieselben als Salzsieder anzustellen, indem sie aus dem Lande, woher er sein Salz erhielte, gebürtig seien, oder sie sonst auf eine Art zu gebrauchen. Er antwortete, dieses würde zu einem bösen Beispiel gereichen, und er würde auf diese Art solchen Leuten, welche vielleicht aufrührische Reden fallen liessen, Brod geben; er regiere nach seiner besondern Weise; diese Ausländer aber könnten sein Volk dagegen einnehmen, und demselben Gesinnungen beibringen, die sich nicht damit vertrügen. — Es ist mir unbekannt, was zulezt noch aus diesen armen Leuten geworden ist. Soviel erfuhr ich, daß sie nicht als Salzsieder angestellt worden sind. Ich zweifle auch nicht, daß manche von ihnen nachgehends, da sie ihre Gesundheit und Stärke wieder erlangt hatten, als Sklaven nach Westindien verkauft worden seien. Ganz gewiß aber sind diejenigen, welche keine Käufer fanden, hingerichtet worden, und es haben sicherlich zwei bis dreihundert von ihnen bei der jährlichen Zollentrichtung welche damals nahe bevorstand, ihr Leben eingebüßt, um mit ihrem Blute die Gräber von Adahnzu's Vorfahren zu tränken.

Zugabe.

Kurze Nachricht von Joseph Fayrar's Reise nach Abomeh *).

Im Jahre 1791.

In diesem genannten Jahre machte auch der Britte Joseph Fayrar, Handelsvorsteher zu Fidah, eine Reise nach Abomeh, von welcher wir nur Folgendes wissen **):

Nach verschiedenen barbarischen Zeremonien wurde er zum königlichen Pallaste geführt. Auf dem Marktplazze sah er zwei Leichname, nicht wie er glaubt von Missethätern, die an den Beinen aufgehangen waren. Als er nach der Ursache fragte, wurde ihm erzählt, sie dienten den Geiern auf dem

*) Aus dem III Bande des Bruns- und Zimmermannschen Repositoriums, S. 114. u. ff. — entlehnt.

**) Nämlich Fayrar ward als Zeuge in Betreff des Sklavenhandels abgehört, und erzählte von seinen Erfahrungen bloß das, was dahin einschlug.

Markte zur Speise, die damals auch wirklich an den Eingeweiden zehrten, und wenn ein Leichnam verzehrt wäre, würde ein anderer aufgehangen, damit es diesen Raubvögeln nie an Nahrung mangle. Ueber der Thüre zu den Zimmern des Königs und der Grossen war eine ungeheure Menge menschlicher Köpfe, gleichfalls den Raubvögeln zur Speise. Die Mauer des königlichen Pallasts, die zwei (englische) Meilen im Umfang hatte, war mit menschlichen Köpfen geziert, die neun oder zehn Zoll von einander waren. In der Stadt sah er grosse Haufen von Köpfen solcher Menschen, die zu verschiedenen Perioden bei dem jährlichen Feste geopfert waren; wann nämlich der König Sklaven abschikt, seine Vorfahren in der andern Welt zu bedienen. Er wurde eine geraume Zeit in der Stadt aufgehalten; denn der König führte Krieg, und während des Kriegs liegt der Handel. — Die Kriegsgefangenen, die während seiner Anwesenheit gemacht worden waren, wurden gröstentheils getödtet, und ihre Häupter an den König von Dahome gesandt. Weil der Krieg, der geführt wurde, ihn damals hinderte, Sklaven zu kaufen, so reiste er acht Monate darauf wieder nach Abomeh, gerade um die Zeit, wo der König die gewöhnlichen Menschenopfer den Manen seiner Vorfahren zu bringen pflegt. Fünfhundert Männer, Weiber und Kinder, wurden bei dieser Gelegenheit umgebracht, die Köpfe abgeschlagen, ein Strik an ein Bein gebunden, und der Körper längs dem Boden

gezogen, mittlerweile das Volk mit Tanzen, Singen und Lachen den Aufzug begleitete. Das Blut dieser armen dem Aberglauben und der Tyrannei gebrachten Opfer wurde mit Schlamm vermischt, um die Mauern eines Tempels zu bauen, der dem verstorbenen Könige gewidmet seyn sollte. Deswegen freuen sich oft gekaufte Sklaven über ihr Schiksal, weil sie dadurch dem Martertod entgehen.

Dies ist Alles, was uns dieser Augenzeuge zur Bestätigung dessen, was Norris schon erzählte, von der Unmenschlichkeit des Tyrannen von Dahome erzählt. — Ueber den afrikanischen Negerhandel, und dessen angebliche Wolthätigkeit wird in diesem Werke noch eine besondere Abhandlung folgen.

X.

Kurze Nachrichten

von den

an Dahome gränzenden Ländern und Völkern, insbesondere von den Mahiern und Ajoern. *)

Von allen an das Königreich Dahome westwärts und ostwärts gränzenden Ländern und Völkern, welche den Europäern nur durch ihre Kriege mit den Dahomern bekannt geworden sind, haben wir sehr wenig Nachrichten, die uns von den Reisebeschreibern so im Vorübergehen mitgetheilt werden.

Wir wollen diese wenigen Nachrichten hier sorgfältig zusammenreihen.

1. Die Mahier

oder die Bewohner des Landes Mahi (*Mahee*), welches westlich von Dahome gegen den Rio Volta hin liegt, sind ein Freiheitliebendes, tapferes und ruhiges Volk, das in mehrere kleine unabhängige Staaten vertheilt ist, welche zusammen einen republikanischen Bund ausmachen. — Ihre Regierungsform scheint eine Art von Feudalsystem zu bilden. Die Oberhäupter haben untergeordnete

*) Nach Snelgrave, Pommegorge und Norris.

Vasallen; Die Regierung ist sehr gelinde. — Diese Verfassung war dem dahomischen Könige Bossa Ahadi ein Dorn im Auge; er führte daher lange, mit abwechselndem Glükke einen blutigen Krieg mit diesen Mahiern.

In ihrem Gebiete liegt ein ziemlich hoher, beinahe unzugänglicher Berg, Boagry genannt, welcher immer für unüberwindlich gehalten wurde, weil er nicht nur von der Natur so bevestigt ist, daß man seine Zugänge sehr leicht gegen die gröste Armee vertheidigen kann, sondern auch frische Wasserquellen hat, und so fruchtbar ist, daß seine Besazzung keiner Zufuhr von aussen bedarf. Dennoch wurde dieser Berg, auf welchen sich die Mahier nach einer verlornen Schlacht gerettet hatten, nach einer langen und hartnäkkigen Belagerung im Jahre 1752 von den Dahomern erstiegen und erobert. Da dieser Berg nun noch den Fehler hat, daß seine Besazzung auch nicht so leicht wieder herabkommen kann, wann ein Feind eindringt, so wurden damals die dahin geflüchteten Mahier beinahe alle niedergemezzelt, und die übrigen gefangen genommen. Diese Eroberung gelang aber den Dahomern nur ein Mal; das zweite Mal, als sie diesen Berg im Jahre 1764 belagerten, wurden sie zurükgeschlagen.

Nachdem die Mahier im Jahre 1772 mit den Dahomern einen Frieden geschlossen hatten, genossen sie der Ruhe bis zum J. 1788, in welchem sie mit den mächtigen Ajoern in einen blutigen

Krieg verwikkelt wurden. Diese Ajoer hatten gleich im Anfang 14 Distrikte von dem Lande Mahi verwüstet, und eine Menge Dörfer zerstört und verbrannt.

Den weitern Verfolg dieses Kriegs — bei welchem der König von Dahome für seine eigene Sicherheit in Sorgen stehen mußte — wissen wir jezt noch nicht. *)

2. Die Ajoer

bewohnen ein grosses, weit ausgedehntes, schönes und fruchtbares Land, das südwestlich an Dahome gränzt. Sie sind eine mächtige, zahlreiche und sehr streitbare Negernazion — (nach Norris Ausdruk) die Geissel und das Schrekken aller ihrer Nachbarn! Sie sind beritten, und ihre Armeen bestehen aus lauter Kavallerie. Sie treiben Handel mit Sklaven, und bauen Baumwolle, und eine Art Gras, aus welchem sie Zeuche fabriziren, die ihnen zur Kleidung dienen.

Sie sollen das Meer als ihren höchsten Fetisch verehren, dessen Anblik ihnen bei Todesstrafe durch ein altes Gesez verboten ist. **)

Ihre Regierungsform ist monarchisch, aber nicht ganz unumschränkt; denn sobald der König der Ajoer seinem Volke eine wichtige Ursache zur Unzufriedenheit gibt, so schikt dieses (wie man erzählt) eine

*) Norris, S. 145.

**) Snelgrave, im III. B. der allg. Hist. d. R.

eine Deputazion an ihn ab, welche ihm vorstellt, daß es nun hohe Zeit für ihn sei, sich der Regierungssorgen, die ihn so schwer drükken, zu entledigen, und nun auch auszuruhen. Er dankt hierauf dem Volke für seine Aufmerksamkeit, und begibt sich in seine inneren Gemächer, wo er sich von seinen Weibern erdrosseln lassen muß. Sein Sohn oder Erbe folgt ihm dann ohne alles Geräusch in der Regierung nach, und herrscht, bis auch er zum Schlafe eingeladen wird. *)

Um einen Begriff von der Stärke einer Armee der Ajoer zu geben, versichern die Dahomer, daß so oft dieselben in's Feld rükken wollen, ihr General vor seinem Zelte eine Ochsenhaut ausspannen und auf jede Seite eine Lanze in die Erde stekken läßt, zwischen welchen und über die Haut die Soldaten nun vor ihm vorbeimarschiren; wann nun endlich ein Loch durch die Haut getreten ist, so urtheilt der General, daß seine Truppen dann zahlreich genug seien.

3. Die Tappaer

sind auch Nachbarn der Dahomer; doch ist von ihnen und ihrem Lande nichts weiter bekannt, als daß man sagt, die Ajoer bezahlen ihnen Tribut; welches voraussezt, daß die Tappaer noch mäch-

*) Dieselbe Sitte herrscht nach Bruze (IV. B. S. 465.) auch in Sennaar.

tiger seyn müssen, als die Ajoer. *) Sie sind vermuthlich dasselbe Volk, welches Snelgrave **) Tuffoer nennt, und von welchen er erzählt, daß sie einst einen Trupp von 500 Dahomern, welche zwölf königliche Weiber geleiteten, angefallen, zerstreut, die Weiber ermordet und die Kostbarkeiten derselben geraubt hätten; worauf der damalige König Quadscha Trudo einen Theil seiner Armee gegen dies Volk abschikte, welche eine grosse Niederlage unter ihnen anrichtete und viele Gefangene einbrachte, von welchen nur allein 400 geopfert wurden.

---

4. Die Königreiche Lagos und Schabu

sind uns noch gänzlich unbekannt. Sie sollen Zinnsländer von Benin seyn.

1) Das Königreich Lagos — eigentlich Ulkumi ***), denn jener erste Name ist portugiesisch, und zuerst einem Küstenflusse gegeben worden, der bei seinem Ausflusse einen See bildet — liegt auf der Küste, westlich von Ardra. — Auf Norris

---

*) Dies ist etwas unwahrscheinlich, auch widerspricht ihm Pommegorge, indem er die Ajoer eine herrschende Nazion nennt, welcher viele Völker umher zinnsbar sind.

**) Allg. Hist. d. R. am angef. Orte.

***) Nach den Karten im IV. der allg. Hist. d. R.

Karte findet man auch einen Ort Lagos auf einer Insel in jenem See — und einen andern Namens Kradu, am Flusse Palmer.

2) Das Königreich Schabu (*Jaboo*) liegt noch weiter gegen Osten und landeinwärts.

3) Das Königreich Udobo soll zwischen Schabu und Benin liegen. — Auf der Norrisschen Karte findet sich hier an der Mündung eines kleinen Küstenflusses — ein Ort Namens Uassi (*Ouassee*) —

Dies Wenige ist Alles, was wir von den an Dahome und Ardra gränzenden Ländern und Völkern wissen, die uns noch so unbekannt sind, weil die Europäer noch in gar keinem Verkehre mit ihnen stehen.

Ende des eilften Bandes.



